Hoiningen

(Lasaulx)

Erinnerungen

an

Amalie Augustine von Lasaulx.

Erinnerungen

an

Amalie von Lasaulx,

Schwester Augustine,

Oberin der Barmherzigen Schwestern im St. Johannishospital
zu Bonn.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1878.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Vorrede.

Während der sechs Jahre, welche seit dem Tode der Oberin verflossen sind, haben mehrere ihrer Freunde und Freundinnen es sich angelegen sein lassen, deren Briefe zu sammeln, sowie Alles, was sich über ihr Leben und Wirken ermitteln ließ, sorgfältig aufzusuchen. Von den verstorbenen Freunden der Oberin und ihrer Familie sind es insbesondere Frau Mathilde Boisserée geb. Rapp, Herr Professor Mendelssohn und Herr Staatsminister a. D. von Bethmann-Hollweg, denen eine wesentliche Förderung dieser Arbeit zu danken ist.

Unvollständigkeit und Einseitigkeit der Darstellung war bei den Hindernissen, welche sich hier und da dem Sammeln des Materials entgegengestellt haben, nicht immer zu vermeiden; ferner wurde ein Theil des vorhandenen Materials mit Rücksicht darauf, daß diese Lebensgeschichte noch zu sehr der Gegenwart angehört, unbenutzt gelassen und ist daher auch aus diesem Grunde manche Lücke erklärlich.

Eventuelle Berichtigungen und Vervollständigungen durch Mittheilung von Briefen und Notizen wolle man gütigst an den Verleger, Herrn Buchhändler Perthes in Gotha, einsenden.

Da die Einleitung eine vorherrschend lokale Färbung trägt, so kann sie von Solchen, die dafür kein specielles Interesse haben, unbeschadet des Zusammenhangs mit dem Ganzen, überschlagen werden. —

Diese Blätter werden hiermit der Oeffentlichkeit übergeben mit dem herzlichen Wunsche, daß das Andenken der von uns geliebten und verehrten Oberin für jetzt und für später erhalten bleibe.

28. Januar 1878.

Inhalt.

		Seite
Einleitung:	Aeltere Familiengeschichte. Coblenzer Verhältnisse	I
Erinnerungen an Amalie Augustine von Lasaulx	.	1
I.	Kindheit. Eltern und Geschwister 1815—1830 . . .	3
II.	Verwandte und Freunde. Jugendjahre 1830—1840 . .	22
III.	Wohlthätigkeitsbestrebungen in Coblenz. Eintritt ins Kloster	41
IV.	Die ersten neun Jahre im Kloster, 1840—1849 . . .	50
V.	Kirchliche Bewegungen im Rheinland 1835—1848 . .	60
VI.	Leben und Wirken im Hospital zu Bonn 1849—1864 .	81
VII.	Inneres Leben und Verhältniß zum Orden	103
VIII.	Bonner Freunde. Familienverhältnisse	138
IX.	Kirchliche Zustände 1848—1868	176
X.	Krankenpflege in Schleswig 1864	199
XI.	Krankenpflege in Böhmen 1866	223
XII.	Kirchliche Ereignisse 1868 bis Sommer 1870	244
XIII.	Die Zeit nach dem Concil 1870—1872	309
XIV.	Letzte Lebenszeit und Tod	319

Einleitung.

Aeltere Familiengeschichte. Coblenzer Verhältnisse.

Die Familie, welcher Amalie von Lasaulx angehörte, stammt aus Lothringen *).

Im Jahre 1611 wurde Jean de la Saulx (van der Weyden) und sein Sohn Louis von Herzog Heinrich von Lothringen geadelt. Das ihnen verliehene Wappen zeigt in Blau einen silbernen, oben mit einem schwarzen Kleeblatt belegten Sparren, welchen oben zwei goldene Sterne, unten eine goldene Mispelblüthe begleiten. Die Helmzierde bildet eine hervorwachsende Mohrin, welche das Wappenschild in verjüngter Gestalt in der Hand hält. Diese Mohrin mag wohl die Veranlassung gewesen sein, daß spätere Nachkommen gern annahmen, jene Ahnherren hätten sich durch Tapferkeit in den Türkenkriegen ausgezeichnet.

---

*) Dieselbe ist von drei gleichnamigen Familien zu unterscheiden, von denen die eine bei Cambray ansässig gewesen und jetzt erloschen ist, während die zweite in Limburg, später in Moresnet existirte; die dritte ist eine bürgerliche Familie aus der Gegend von Aachen. Der Name findet sich ganz willkürlich bald mit einem, bald mit zwei f geschrieben; doch ist die erstere Schreibweise wohl die richtigere. Ebenso willkürlich ist der Gebrauch von „de“ und „von“; in ein und derselben Urkunde kommt nicht selten beides vor.

Louis von Lasaulx's Sohn, Philipp, war Commandant der Festung Sierk in Lothringen. Dessen Sohn, Peter Ernst, gelangte durch seine Heirath mit Catharina, der Tochter des Claudius von Musiel, in den Mitbesitz des Schlosses und der Herrschaft Bergh in der Nähe von Luxemburg, worin die Familie fünf Generationen hindurch blieb.

Bei Gelegenheit einer Lehenserneuerung wurde auf „widrig gesinnter leuthen Veranlassung" der Adel derselben angezweifelt. Da die älteren Urkunden durch „Kriegszeiten und sonstige fata" verkommen und die Kirchenregister der Pfarrei Zennig, wozu Bergh gehörte, durch Brand vernichtet waren, so trat an Stelle der urkundlichen Beweisführung der benachbarte Adel, wie der Graf von Autel, die Freiherren von Warschberg und von Metzenhausen u. s. w., als Bürgen auf, daß die Lasaulx „sich von Menschengedenken her als Leuthe von adlicher Geburth betragen, dessen ehrenstand gemäß gelebet und dafür von jedermann seyen geehret und gehalten worden". Auf Grund dieser Erklärung wurde die Familie in dem „Besitz ihres Adelstandes und dem Genuß deren diesem Stand anklebenden sehr merkwürdigen privilegien und freyheiten" bestätigt. Zu diesen Privilegien gehörte unter Anderem auch die Aufnahme unter die Gardes du Corps des Königs von Frankreich, welche den drei jüngeren Söhnen des Franz Caspar von Lasaulx bald darauf zu Theil ward. Zwei derselben fielen in Paris unter den ersten Opfern der Revolution. Einer dieser Brüder war es, der vor der Hinrichtung ausrief: „Wir sterben an dem Tage, wo das Volk

seinen gesunden Menschenverstand verloren hat; an dem Tage aber, an welchem es ihn einst wiederfindet, werden unsere Ankläger und Richter sterben!"

Franz Caspars ältester Sohn, Johann Claudius, studirte Jurisprudenz und trat in kurtrierische Dienste. Er wurde der Stammvater des einzigen, noch jetzt existirenden Zweiges der Familie von Lasaulx, welche durch ihn nach Coblenz versetzt ward, wo sie über hundert Jahre ansässig blieb. Obschon er durch die Verwandten seiner Frau, Saarburg und von Umbscheiden, einigen Anhalt im Kurtrierischen hatte, so ward es ihm doch in dem kleinen Staate, wo seit Menschengedenken die ansehnlicheren Aemter stets in den eingesessenen Familien blieben (indem das Anrecht darauf den Söhnen solcher Familien oft schon als landesherrliches Geschenk in die Wiege gelegt wurde), als fremd Eingewandertem schwer, eine feste Stellung dort einzunehmen. Erst nach manchen Kämpfen gelang es ihm, eine solche für sich und seine Nachkommen im Kurstaate zu gründen.

Wann Johann Claudius nach Coblenz kam, war nicht genau zu ermitteln. 1753 finden wir ihn dort als Hochgerichtsschöffen; in diesem Jahre wurde ihm von dem damaligen Kurfürsten Franz Georg von Walderdorf das Criminal-Fiskalat als Nebenamt übertragen. Für die „embsige, getreu und Vorsichtigliche" Verrichtung desselben wurden ihm als jährliche Besoldung „Ein Fuder Wein und sechs Malter Korn angedeihen" gelassen. 1768 ernannte ihn der Kurfürst Clemens Wenzeslaus in „gnädigster erwegung deren ihm

beiwohnenden guten gemüths-Gaben, erfahrenheit und Geschicklichkeit" zum wirklichen Geheimenrath, „als welcher er", wie einer der Zeitgenossen berichtet, „durch Fähigkeiten und Wissen dem Kurfürstlichen Regierungskollegio eine wahrhafte Zierde gewesen".

Unter den ihm obliegenden Amtspflichten wird in dem Anstellungsdekrete insbesondere aufgeführt: „alle ihme sonsten anvertrauende geheime Angelegenheiten bis in seine Grube in beständiger Verschwiegenheit zu halten".

Die Besoldung für einen kurtrierischen Geheimrath betrug damals 300 Reichsthaler, drei Fuder Wein und vierundzwanzig Malter Korn.

Die Amtsthätigkeit des Johann Claudius von Lasaulx fällt in die für Coblenz denkwürdige Zeit, wo durch den Bau des neuen Schlosses (1777) die Stadt wiederum zur Residenz der Kurfürsten sollte erhoben werden. Er scheint bei den Berathungen und Beschlüssen über diese Angelegenheit mit thätig gewesen zu sein. In dem Berichte über den Schloßbau heißt es u. A.: er habe in einer „weitläufigen Deduktion bewiesen und dem Landesherrn zuerkannt, daß auf dem Platze, wo Er eine Residenz zu bauen Willens sei, er auch befugt und berechtigt sei, Raum herzunehmen" ꝛc.

Johann Claudius von Lasaulx starb 1791. Das von ihm existirende Porträt zeigt ein feines, kluges Gesicht mit freundlichen, blauen Augen, während um den Mund ein unverkennbar schalkhaftes Lächeln spielt. Er hinterließ drei Söhne, von denen der älteste, Adam, damals als kurfürst-

licher Regierungsrath in Coblenz lebte, nachdem er vorher einige Jahre Legationssekretär unter Metternich gewesen war. Er beschäftigte sich viel mit Forschungen über die Geschichte seiner Heimath, ohne jedoch das angesammelte Material nachher entsprechend zu verwerthen. Er soll ein etwas bequemer Herr gewesen sein, und man erzählt, daß seine Frau ihn jeden Morgen mit dem Rufe geweckt habe: „Lasaulx, steh auf und arbeite!“ Ueberhaupt werden noch mancherlei Anekdoten von ihm berichtet. Auf dem Petersberge besaß er ein kleines Landhaus, dessen Räume so eng waren, daß man kein Bett, das seiner ungewöhnlich großen Statur angemessen war, habe unterbringen können; er habe daher am Fußende desselben ein Loch in die Mauer brechen und es durch einen von außen angenagelten Kasten verlängern lassen. In späteren Jahren siedelte Adam Lasaulx nach Trier über, wo er 1813 als Appellationsgerichtsrath starb.

Der zweite Sohn des Johann Claudius Lasaulx war Karl, der für den geistlichen Stand bestimmt wurde. Große Vorliebe für ein geistliches Leben scheint derselbe indessen gerade nicht gehabt zu haben; es existiren von ihm Briefe, die er aus dem Seminar von Trier an die Hausfreunde seines Vaters, namentlich an den „Herrn Rathen und Militzen-Doktor Leveling“, schrieb, damit dieselben durch herzbewegliche Vorstellungen die väterliche Freigebigkeit zu größeren Spenden veranlassen möchten, mittelst deren er der schmalen Mittagskost und dem sauern Wein im Seminar durch fleißigen Besuch der Gasthäuser nachhelfen könne. Je näher die Zeit

seiner Weihe heranrückte, desto trübseliger schilderte er seine Lage.

„Liebster Bruder!" schreibt er z. B. im Juni 1777 an den oben erwähnten Adam Lasaulx, „die Nachricht, die Du gehöret, daß ich nicht mehr recht zufrieden hier im Seminario seye, ist nicht ohne grund, und das Seminar würde mir noch alle Tage beschwerlicher fallen, wenn mir nicht der einzige gedanken, zu ende dieses jahres befreyet zu werden, es mir noch ein wenig erleichterte. Jetzt kommt keiner mehr heraus=speißen und dergleichen mehrere verordnungen müssen wir alle Tage hören. Von neuigkeiten, mein liebster bruder, weiß ich Dir gar nichts zu schreiben, denn ich bekomme hier nichts zu sehen und nichts zu hören. Gott sey Dank, daß das jahr bald herum ist und daß ich aus diesem greulichen Novitiat erlößet werde. — — — Indessen, liebster Bruder, vergesse meiner nicht und halte mich als manches mahl in Deinem andenken, der ich bin, Dein bis in den Todt getreuester Bruder Carl von Lasaulx mpp."

Er lebte bis zu seinem Tode als Kanonikus des Kapitels von Karten in Coblenz. Während der französischen Zeit war er bischöflicher Delegat für die Feststellung der Pfarrgüter im Rhein= und Moseldepartement, und 1809 finden wir ihn erwähnt als Conseiller Écclésiastique et Chanoine.

Der jüngste Sohn des Geheimrath Lasaulx war Peter Ernst, unstreitig der bedeutendste der drei Brüder. Im Jahre 1757 geboren, wurde derselbe nach Vollendung seiner juristischen Studien 1780 zum Hochgerichtsschöffen ernannt. Zwei Jahre

später wählte der kurtrierische Landtag den erst 25 Jahre zählenden jungen Juristen einstimmig an Stelle des Geheimrath Weckbecker zum Landsyndikus und schlug ihn 1785 dem Kurfürsten zu lebenslänglicher Bestätigung vor. „Wir schmeicheln uns", heißt es in der betreffenden Eingabe der Stände an den Kurfürsten, „in Höchst Dero Hochgerichts-Scheffen de Lasaulx einen Mann, dem es an Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit und kenntnißvoller Einsicht nicht ermanglet, vor einigen Jahren zu unsrem Syndico erwählet zu haben, der durch die anhaltende Bearbeitung unsrer Geschäfte den höchsten Grad eines rechtschaffenen Syndici erreichet, und den wir lebenslänglich beyzubehalten wünschen" ꝛc. In einer späteren Eingabe bezeichnen die Stände ihn als einen Mann, „welcher mit einem das Ganze übersehenden Geiste die Landesangelegenheiten in ihrem eigenen wahren Werthe zu entwickeln im Stande ist". Mit dem landschaftlichen Syndikat war der für die damalige Zeit bedeutende Gehalt von 1000 Reichsthalern verbunden. Dagegen mußte Lasaulx ausdrücklich auf jedes andere Amt Verzicht leisten, mit Ausnahme der Hochgerichtsschöffen-Stelle und des Syndikates für die Abteien Prüm und St. Maximin, für die Stifte Springirsbach, St. Thomas und andere.

Da ihm einestheils sein Amt Gelegenheit und Befugniß gab, in die Verwaltung des Landes vielfach bestimmend einzugreifen und anderentheils seine ganze Persönlichkeit, seine Thatkraft und Einsicht den Ständen ein unbegrenztes Vertrauen einflößte, so gelangte er zu einem Einflusse im Kurstaate, an welchem ihm zu jener Zeit kaum ein Anderer gleich-

kam. Die geistlichen und weltlichen Direktorien, welche aus den Aebten und Dechanten, 14 Hochgerichtsschöffen und 8 Mitgliedern des oberen Rathes, meist älteren Männern, bestanden, unterwarfen sich bald gänzlich seiner Leitung. Nach einem amtlichen Berichte soll es kaum ein einziges Mal vorgekommen sein, daß der Landtag sich seinen Vorschlägen und Anträgen widersetzt habe, sondern stets sei seine Meinung mit ungetheiltem Beifall aufgenommen worden. Wiederholt gaben ihm die Stände öffentliche Beweise ihrer Anerkennung. So heißt es z. B. in dem Landtagsprotokoll vom Januar 1792: „Der rastlose Patriotismus des Syndici verdiene ein zur Dankbarkeit zusammengefaßtes Herz der noch versammelten Herren Landstände, er sey daher mit zwei paar silbernen Tafel-Leuchtern zum Denkmal für die Nachwelt nach dem von ihm selbst zu wählenden Geschmack zu beehren." Im Jahre 1790, als Unruhen im Kurstaate ausbrachen, die namentlich in Coblenz einen bedrohlichen Charakter anzunehmen schienen, wurde ihm das Bürgermeisteramt übertragen, und seinem Einflusse gelang es, die Ordnung sowie das gute Einvernehmen zwischen dem Landesherrn und der Bürgerschaft wieder herzustellen.

Mit Eifer studirte der Syndikus die Verfassung des Kurstaates und arbeitete an der Verbesserung einzelner Mißstände. Auf seinen Antrag wurde auf dem Landtag 1785 die Bestimmung der älteren Verfassung, wonach die Durchmarschkosten „freundlicher Kriegsvölker" ausschließlich jenen Aemtern zur Last fielen, welche in Folge ihrer geographischen Lage davon getroffen wurden, dahin abgeändert, daß das ganze

Land gleichmäßig daran theilzunehmen habe. Die politisch wie finanziell gedrückte Lage des Bürger- und Bauernstandes suchte er durch eine gleichmäßigere Vertheilung der Abgaben und Lasten zu heben. So trug er z. B. darauf an, daß auch der Adel zu den Kosten des Wegebaues, der bis dahin fast ausschließlich Sache der Bauern gewesen, beitragen müsse. Ferner suchte er durchzusetzen, daß die höheren Offiziersstellen und die Gesandtschaftsposten auch Söhnen bürgerlicher Familien zugänglich würden. Solche Bestrebungen zogen ihm, obschon er dem Kurfürsten persönlich mit großer Liebe ergeben war und obschon er die Stände bei jeder Gelegenheit zu Beweisen der Hingabe und Verehrung gegen den Landesherrn veranlaßte, den Vorwurf demokratischer Gesinnung zu. Die Sorgfalt, mit der er über die althergebrachten Rechte der Stände wachte, und die bisweilen rücksichtslose Energie, mit welcher er dieselben gegen unberechtigte Forderungen Seitens des Hofes und des Domkapitels vertheidigte, erweckte ihm manchen erbitterten Feind.

Am gespanntesten war sein Verhältniß zu dem Staatsminister, Freiherrn von Duminique. Abgesehen von den amtlichen Reibereien, welche meistens in der übertriebenen Begünstigung des Adels Seitens des Ministers ihren Grund hatten, hegte Lasaulx eine tiefe Verachtung gegen dessen Persönlichkeit. Unvorsichtige Ausrufe, in welchen er seinem Unmuth bisweilen Luft machte, wie: „der schlechte Kerl der Minister!“ — „er verdiente gehangen zu werden!“ — „da sieht man die Folgen seiner Schlechtigkeit“ ꝛc., wurden von

Zwischenträgern aufgegriffen und eifrig weiterverbreitet, und sie vergrößerten die Kluft zwischen Beiden. Als endlich 1790 der Syndikus von Lasaulx und der Dechant von Coll mit offenen Beschwerden über Unredlichkeit und Parteilichkeit des Ministers bei dem Kurfürsten auftraten, wußte Jener, der damals das volle Vertrauen seines Herrn besaß, es durchzusetzen, daß beide Männer von den künftigen Deputationen des Landes ausgeschlossen wurden. Vergebens erhoben die Stände lauten Protest gegen diese kurfürstliche Signatur, durch welche das Land in seinem „hergebrachten, freien Deputationsrecht unleidentlich gekränket werde". Erst im Januar 1792 wurde ihnen das Recht, als Deputirte zu erscheinen, wieder zurückgegeben, als „Merkmal höchster Zufriedenheit" und „in der festen höchsten Zuversicht, daß Beide sich künftig bescheidener betragen".

Der Kampf um die ständischen Rechte zwischen dem Syndikus einerseits und dem Minister und Domkapitel andererseits dauerte indessen in gleicher Weise fort und nahm an Erbitterung noch zu, als beim Ausbruche der französischen Revolution der Kurfürst theils aus verwandtschaftlicher Rücksicht, theils auf Duminique's Antrieb die aus Frankreich fliehenden Brüder Ludwigs XVI. aufnahm und ihnen gestattete, die Umgegend von Coblenz zum Sammelplatz für ihre Truppen zu machen. Das kurtrierische Land hingegen war entschlossen, um jeden Preis neutral zu bleiben, sowohl mit Hinsicht auf die enorme Schuldenlast, in welche die Kriege des vorletzten Kurfürsten Franz Georg von Walderdorf es gestürzt und welche es trotz dreißigjähriger Anstrengungen noch nicht hatte abtragen

können, als mit Hinsicht auf die Unmöglichkeit, Coblenz im Falle eines Angriffes wirksam zu vertheidigen. Bei Gelegenheit des Schloßbaues war die Befestigung nach der Landseite hin geschleift und nicht wieder aufgebaut worden; 1784 hatte der Kurfürst aus „landesherrlicher Vorsorge" das Pulver verkauft, um diesen unnütz geschienenen Kapital-Fond den Unterthanen zuträglich zu machen"; die Festung Ehrenbreitstein, zu deren Unterhalt das deutsche Reich seit Jahren nichts mehr beigetragen und den die kurtrierischen Stände allein nicht bestreiten wollten, war in sehr verwahrlostem Zustande. Dazu kam noch, daß nach den dreißig Jahren eines ungetrübten Friedens und materiellen Wohlseins die Rheinländer nichts weniger als kriegerisch gesinnt waren.

Die Stände ließen wiederholt durch ihren Syndikus dringende Vorstellungen machen, welche zwar beruhigende Versicherungen, schließlich auch ein Neutralitätsreglement zur Folge hatten, worin den Emigranten das Werben und Ausbilden von Truppen im Kurstaate untersagt wurde; allein Duminique sorgte dafür, daß von diesen Verordnungen keine zur Ausführung kam, sondern nach wie vor das militärische Treiben fortwährte. Die Beunruhigung steigerte sich, als der Kurfürst eine Coalition mit Preußen und Oesterreich abschloß und als auf seinen Befehl Batterien im Coblenzer Wald und andere Befestigungen angelegt wurden, in welchen man nicht sowohl Schutz für das Land, als vielmehr ein Mittel erblickte, die Revolutionspartei in Frankreich zur Rache gegen sich zu reizen. Die Stände sahen sich daher abermals

„vermüssiget diese Anstalten unterthänigst zu verbitten". Mit fast prophetischen Worten schilderte der Syndikus dem Kurfürsten die Folgen der französischen Revolution, falls man dieselbe nach Deutschland hinüberfluthen lasse, und verkündete ihm, daß der Kurstaat auf alle Zeiten vernichtet werde.

Da die Stände weder durch Bitten noch durch Vorstellungen etwas erreichten und da man sah, wie Diejenigen, welche den Krieg heraufbeschworen, sich bereit hielten, um an erster Stelle die Flucht zu ergreifen und das Land im Stiche zu lassen, so wurde als letztes Hülfsmittel beschlossen, alle Neutralitätsbestrebungen des Landes in einer Schrift aufzuzeichnen und im Nothfalle davon Gebrauch zu machen.

Inzwischen traf am 5. Oktober die Kunde ein, Custine stehe mit 50,000 Mann bei Speyer und habe Befehl, Mainz, Coblenz und Trier einzunehmen. Gleichzeitig brachten öffentliche Blätter die Nachricht, der Nationalconvent habe die gänzliche Vernichtung der Stadt Coblenz beschlossen. Es wurde daher Seitens der Regierung, des Stadtmagistrates und der Landesdirektorien eine Deputation gewählt, welche mit kurfürstlicher Genehmigung dem eventuell anrückenden Feind entgegengehen und wegen einer Brandschatzung mit ihm unterhandeln solle, um die Gefahr der Plünderung und Verwüstung abzuwenden. Am 14. Oktober legte der Syndikus den Ständen das von ihm verfaßte Exposé vor; dasselbe wurde gebilligt und der Druck desselben in deutscher und französischer Sprache beschlossen. Eine Abschrift wurde dem Kanzler von Hügel zur Einsicht mitgetheilt. Dieses Exposé enthielt auf

Grund der Landtagsprotokolle eine kurze Zusammenstellung alles dessen, was die Landstände gethan, um die Neutralität Kurtriers aufrecht zu halten; es ist in einfacher und durchaus leidenschaftsloser Sprache geschrieben, mit der größten Schonung für das Ansehen des Landesherrn.

Am 21. Oktober kam die Nachricht, Mainz habe sich Custine übergeben. Der Kurfürst reiste hierauf mit seiner Schwester, der Prinzessin Kunigunde und deren Gefolge nach Bonn ab, nachdem Duminique bereits früher geflohen. Vor der Abreise hatte der Kurfürst noch eine persönliche Unterredung mit dem Syndikus, in welcher er über die gänzliche Unsicherheit der ersehnten kaiserlichen Hülfstruppen sprach, von deren rechtzeitiger Ankunft die Gegenwehr der Stadt und Festung abhangen solle. Zwei Domherren, Graf Kesselstadt und von Hacke, wurden als Statthalter zurückgelassen, jedoch mit der Erlaubniß, auch ihrerseits sich zu entfernen und einen Nachfolger einzusetzen. Von dieser Erlaubniß machten sie nach zwei Tagen Gebrauch, nachdem sie den Kanzler von Hügel substituirt hatten, uud zwar ebenfalls cum facultate substituendi. In wilder Eile floh Alles dem Niederrhein zu, und die unterhalb gelegenen Orte Andernach, Leutesdorf, Hönningen, Linz rc. füllten sich mit Flüchtlingen. Kaum zwei Fünftel der Einwohnerschaft blieben in Coblenz zurück, darunter nur wenige Mitglieder der Direktorien und des Magistrates, wie die beiden Brüder Linz, die Stadträthe Elz und Mazza und der Syndikus von Lasaulx.

Die tiefste Niedergeschlagenheit und angstvolle Erwartung

hatte sich aller Herzen bemächtigt, und die Furcht drängte die wenigen Zurückgebliebenen enger zusammen. Das Lasaulx'sche Haus am Clemensplatz (1876 von dem Syndikus erbaut) war in jenen Tagen der Versammlungsort, wo man täglich aus- und einging, um zu berathen, sich gegenseitig zu ermuthigen und Neuigkeiten auszutauschen. Um die Mittagszeit hielt der Syndikus für die Bekannten offene Tafel, indem er die, welche ihm des Morgens begegneten, zu sich einlud: „Kommen Sie zu mir, meine Herren, wir werden uns gemeinschaftlich zu trösten suchen." Bisweilen vergaß er auch der eingeladenen Gäste im Drange der Geschäfte vollständig, so daß sie, wenn sie anlangten, die Entdeckung machten, „daß man auf sie vergessen hatte, maßen man bereits bei Tische saß, ohne für sie einstens gedecket zu haben".

Gleichzeitig mit den Nachrichten von dem Anrücken der französischen Truppen durchflogen Gerüchte von baldiger Ankunft eines kaiserlichen Sukkurses die Stadt. Stets erwiesen sich aber dieselben als unbegründet, „und", heißt es in einem Protokoll, „der Obrist von Landenberg seye so oft damit angelogen worden, daß er schließlich darob in Zorn gerathen und einen solchen Novellisten arretiret habe". Am 24. Oktober theilte der Bürgermeister dem Syndikus amtlich mit, daß nun sichere Botschaft über das Herannahen der Franzosen eingetroffen sei, daß dieselben aber nicht von Custine, der in Mainz bliebe, sondern von einem Unterbefehlshaber, General Kellermann, angeführt würden; derselbe habe jedenfalls die strengsten Befehle gegen Coblenz, ohne zu Unterhandlungen ermächtigt zu sein.

Da beschloß der Syndikus, angesichts der gänzlichen Hülflosigkeit der Stadt und bei dem Entsetzen, welches diese Nachricht verbreitete, sofort zu Custine nach Mainz zu reisen und um Schonung zu bitten. Er theilte seine Absicht dem Kanzler von Hügel mit, welcher sie billigte, obschon derselbe, als der Einzige in Coblenz, bereits durch ein Schreiben des Geheimrath Weckbecker in Trier, von dem Anrücken kaiserlicher Hülfstruppen Kunde erhalten hatte. Hügel selbst hielt dieselbe indeß für so grundlos, daß er Niemanden, auch dem Syndikus nicht, eine Mittheilung davon machte. Lasaulx eilte in sein Haus zurück, wo sämmtliche in Coblenz noch anwesende Direktorialmitglieder um seinen Mittagstisch versammelt waren; hier fand sein Vorhaben lebhaften Beifall. Händeringend rief der Hochgerichtsschöffe Linz aus: „Hätten wir doch das vor drei Tägen schon gethan! Wenn es nur nicht schon zu spat ist!"

Um 1 Uhr reiste Lasaulx mit zwei Begleitern, dem Hochgerichtsschöffen Haan und dem Handelsmann Chenal, ab und langte am andern Morgen früh in Mainz an.

Inzwischen änderte sich die Lage in Coblenz plötzlich. Am Abend des 24., demselben Tage, an welchem die Deputirten abgereist waren, traf der kurtrierische Jägerhauptmann Luxem ein, um das Anrücken der aus der Champagne heimkehrenden Hessen anzusagen; nur 24 Stunden noch möge General von Wenz den Ehrenbreitstein zu halten suchen, so sei Hülfe da. Eiligst wurde ein reitender Bote, der Knecht des Hauderer Zimmermann, mit dieser Nachricht dem Syn=

dikus nachgesandt; in der nächtlichen Dunkelheit verirrte derselbe sich in der Gegend von Schwalbach und stürzte mit dem Pferde, so daß er in Mainz anlangte, nachdem die Deputirten sich bereits bei Custine hatten anmelden lassen und jeden Augenblick die sie abberufende Ordonanz erwarteten. Das Billet, welches der ihnen unbekannte Bote überbrachte, lautete:

„Aus dem Handel kann nichts werden, weilen sich die Lage geändert hat. Kaufen sie also nichts und kommen sie unverzüglich zurück, ohne das geringste einzukaufen.

P. Zimmermann.

Koblenz, den 24. Oktob. 1792.

Das neueste ist, daß heut ein Estaffètte eingetroffen, vermög welcher Morgen 14000 Hessen dahier eintreffen nebst Preußischer Cavallerie.

Herrn

Herrn Benedikt Zimmermann

in

Maintz."

Der Syndikus befand sich in der größten Verlegenheit, was er angesichts dieser Nachricht thun solle, die ihm um so zweifelhafter schien, als hier von 14000 Hessen die Rede war, während man wußte, daß deren nur 6000 hinübergezogen waren. Während er noch mit seinen Begleitern überlegte, wurde ihm angekündigt, daß Custine sie erwarte. Sie trugen ihm daher die Bitte der Stadt um Schonung für das Land und den Kurfürsten vor, worauf Custine ihnen be-

ruhigende Zusicherungen gab, gleichzeitig aber die Forderung wegen Uebergabe des Ehrenbreitstein an sie stellte. Die Deputirten erwiderten ihm, dies liege nicht nur außerhalb der Grenzen ihres Auftrages, sondern überhaupt außerhalb der Befugnisse der Landstände. Custine's Bemerkung, die französische Nation wolle die Nachbarstaaten von ihren Despoten befreien, beantworteten sie mit der Versicherung, daß Kurtrier mit seiner Verfassung vollkommen zufrieden sei, daß man den Landesherrn allgemein liebe und verehre und daß einzelne, von den Ständen mißbilligte Maßregeln, wie die Behandlung der Emigranten, lediglich dem Minister Duminique zuzuschreiben seien. Hierauf wurden sie entlassen.

Nachmittags ließ Custine sie abermals rufen und las ihnen ein Schreiben an die Stadt Coblenz vor, in welchem er gänzliche Schonung versprach, als Preis hingegen die wehrlose Uebergabe der Festung verlangte. Nun glaubte der Syndikus den Zeitpunkt gekommen, an welchem von dem Exposé Gebrauch zu machen sei. Er ließ dasselbe durch Haan in den „Drei Reichskronen" abholen und zeigte dem General die betreffenden Paragraphen, aus denen hervorging, daß er zu nichts Anderem befugt sei, als auf Grund der landständischen Neutralitätsbestrebungen um Schonung für den Kurstaat zu bitten. Da Custine indessen darauf drang, Einer von ihnen möge sein Schreiben nach Coblenz bringen und dort Antwort holen, so wurde Chenal mit diesem Briefe und einem Berichte des Syndikus über den Verlauf der Audienz abgesandt.

Inzwischen waren die flüchtigen Magistrats= und Gerichts=

herren wieder angelangt, und ihr Muth war durch die glückliche Ankunft der kaiserlichen Truppen so gewachsen, daß sie die vorhergegangenen Wochen der Noth und Angst momentan vergessen zu haben schienen; wenigstens wollte zunächst keine Behörde an der Sendung nach Mainz betheiligt sein. Die kurfürstliche Regierung wies die Beantwortung des Custine'schen Schreibens an die Landesdirektorien mit der Bemerkung, „es sei auf die möglichst höfliche Art zu beantworten". Die Landesdirektorien aber schoben die Sache auf den Magistrat und dieser legte das Schriftstück still bei Seite. Der Ueberbringer wurde von dem hessischen Commando verhaftet und in Gewahrsam gehalten.

In Coblenz war, nachdem auch Hügel am 24. geflohen, der Domdechant Freiherr von Kerpen, Duminique's intimer Freund, zum Landstatthalter ernannt worden. Der Bruder desselben, der Ritterhauptmann v. K., war einer der erbittertsten Feinde des Syndikus von früheren Streitigkeiten her. Diesen günstigen Zeitpunkt benutzten nun die Feinde des Syndikus, um ihn zu stürzen.

Der Landstatthalter ließ eine Anklageschrift gegen ihn entwerfen, in welcher er des Hoch- und Landesverrathes gegen den Kurfürsten, gegen den König von Preußen und gegen das ganze h. römische Reich beschuldigt wurde: heimlich, ohne Jemandes Vorwissen sei er, obschon er von der Ankunft der Hessen bereits gewußt, nach Mainz gereist, um Stadt und Festung an Custine zu überliefern; er habe dort eine Schmähschrift überreicht, welche „dem Vernehmen nach" mit den

zügellosesten Verleumdungen gegen den Kurfürsten angefüllt sei rc. Außerdem wurde ihm „Volksaufwiegelung, Revolutionssucht, das stete Bestreben, die landesherrlichen Rechte zu schmälern, sich selbst zum Landesvorstand und Mitregenten aufzuwerfen", zur Schuld gegeben. Diese Anklageschrift, sowie eine zweite, noch erweiterte, ist in so leidenschaftlichem Tone abgefaßt und enthält vielfach so absichtliche Entstellungen und ungegründete Beschuldigungen, daß Einer der Zeitgenossen wohl mit Recht darüber schreiben konnte: „die dürstende Rache leuchtete überall daraus hervor".

Nachdem der Syndikus einige Tage vergeblich auf Nachricht aus Coblenz gewartet, trat er, nichts Böses ahnend, den Heimweg an. In Limburg traf er einen Boten, den seine Freunde ihm mit der Warnung entgegengesandt, zunächst nicht nach Coblenz zurückzukehren, da Kerpen Statthalter geworden und daß derselbe ihn verhaften und einem preußischen Kriegsgericht übergeben wolle. Lasaulx begab sich daher zunächst nach Wetzlar, wo er das Exposé bei dem Reichskammergericht niederlegte, und von wo er bei dem Kurfürsten um freies Geleit und Untersuchung seiner Sache durch ein competentes einheimisches Gericht einkam.

Gleichzeitig verwandten sich die Stände mit dreimal wiederholter, aber stets aufs Ungnädigste abgewiesener Eingabe für ihn bei ihrem Landesherrn. „Noch mehr aber steht der Syndikus ohne Tadel da", heißt es in einer dieser Eingaben vom November 1792, „als er, wie seine hier anliegenden Berichte ausweisen, nicht ohne Vorwissen des Hofes und Ge-

nehmigung Derer, die am Staatsruder sind, abreiste, auch sich in keine Unterhandlung über solche Gegenstände einließ, die nicht in den Umfang der ständischen Gewalt gehören, sondern seine Reise bloß dahin abzweckte, um den General Custine zur schonenden Rücksicht auf die schuldlose Stadt Coblenz und übrige Landesbewohner zu bewegen." Da weder des Syndikus eigene Bitten, noch die Verwendung der Stände ihm die Zusicherung eines freien Geleites erlangten, so trat er schließlich im Vertrauen auf den Ausspruch des Reichskammergerichtes: „es sei von der Gerechtigkeitsliebe des Kurfürsten nicht zu erwarten, daß man ihn auf grundlose Anschuldigungen hin verhaften und einem fremden Kriegsgericht überantworten werde", zum zweiten Mal die Heimreise an.

Eine Stunde vor Coblenz, auf dem Rothen Hahnen, erwartete ihn abermals ein Bote, der ihn dringend warnte, nicht in die Stadt zu gehen; die Regierung sei zwar gewillt, ihn in Schutz zu nehmen, aber das Kabinet führe Schlimmes gegen ihn im Schilde. Er ging daher nach Neuwied, wo er mit Frau und Kindern zusammentraf; von dort begab er sich in das Stift St. Thomas bei Andernach, von wo er dem Kurfürsten eine ausführliche und klare Darstellung seiner Reise, deren Veranlassung und Motive schrieb. Er forderte von demselben entweder „eine öffentliche Unschuldserklärung" oder aber die Ueberweisung an einen ordentlichen Gerichtshof, da er „entschlossen sei, seine so sehr gekränkte Ehre mit allem Nachdruck zu retten". Hierauf kehrte der Syndikus, aller Warnungen ungeachtet, am 15. Januar nach Coblenz zurück, wo er am 17. auf

Befehl der Landstatthalterschaft in seinem Hause verhaftet und nach der Hauptwache geführt wurde. Bis zu seiner Ueberführung in noch strengere Haft auf dem Ehrenbreitstein blieb er dort gefangen. Vergebens bemühten sich seine Freunde, ihn zu sehen; nicht einmal seinen beiden Brüdern, dem Kanonikus und dem Regierungsrath, wurde gestattet, ihn zu besuchen, während man den „Rathen und Militzendoktor Leveling handtastlich angeloben ließe, mit dem Arretirten weder in deutscher, noch französischer, noch lateinischer Sprache über etwas Anderes als über seine Gesundheitszustände zu sprechen".

Von der Hauptwache aus schrieb Lasaulx am 20. Januar an seinen Freund, den Hofrath von Sachs in Wetzlar:

„Bester Freund! Ich bin überzeugt, daß Sie an meinem Schicksal mit den werthen Ihrigen warmen Antheil nehmen, und hoffe also auch, daß Sie mit der mir erprobten freundschaftlichen Thätigkeit meine Sache verfolgen werden. Ich bin mir im innigsten meines Herzens bewußt, daß man mir nicht einen Schatten eines Vergehens zur Last legen mag, und ich hätte unserem sonst so wohlthätigen Fürsten nichts mehr gewünscht, als daß seinem ersten Rathe das Wohl, die Ruhe und die Zufriedenheit dieses Fürsten so nahe als mir am Herzen gelegen. Hundert Beweise meiner besten Gesinnungen gegen diesen meinen Landesherrn kann ich auflegen, wo man mir hingegen nicht einst eine Vermuthung von Untreue oder sonstiger Leidenschaft aufbürden mag. Nie wollte ich hingegen in die Dienste des Hofes, da ich

an meinem seligen Vater ein warnendes Beispiel vor mir hatte, wie Neid, Kabale und Faktionen den thätigen, biederen Mann verfolgen, und noch wirklich bedauere ich einige der ersten Staatsdiener, die bei all ihrer Redlichkeit, bei zureichenden Kenntnissen und thätigstem Geschäftsleben unglücklicher als ich im Arrest bin; denn nun ist die Zeit meiner härtesten Prüfung gekommen, und wenn Gerechtigkeit die Oberhand behält, so darf ich mir doch für die Zukunft ein ruhigeres Leben versprechen. Die Ihnen von G. mitgetheilte eigenhändige Bescheinigung des Herrn General Custine tragen Sie zur Bestärkung meiner Druckschrift nach, und sind Sie zum voraus überzeugt, daß man sowohl in meiner Schreibstube, als in der ganzen Welt keine Literalien vorfinden wird, die auf eine sträfliche Handlung hinführen könnten. Wäre ich in Ansehung der französischen Emigranten kurzsichtiger, gleichgültiger und für das Wohl des nun zum Theil hingeopferten Vaterlandes weniger besorgt gewesen, so würde mein Loos ein anderes seyn. Vielleicht könnte ich itzo eine der ersten Stellen bekleiden. — — Seyen Sie, wenn's nur immer geschehen kann, bedacht, eine kaiserliche Kammergerichts-Kommission zu erwürken. Kabinetsjustiz hat schon manchem Rechtschaffenen das Grab seiner Ehre und seines Wohlstandes gegraben, Nichts ist fürchterlicher als diese, und nur dann wird vollkommene Beruhigung in meine Seele ruckkehren, wenn Richter zu meiner Beurtheilung geordnet sind, auf die das Ministerium keinen nachtheiligen Einfluß hat, und die den geraden, gesetzlichen Weeg mit kaltem Blute wandern. — —

Grüßen Sie mir Ihre liebe Ihrige recht sehr. Ich bin mit ganzer Seele der Ihrige

Koblenz, am 20. Januar 1793.

P. E. v. Lassaulx."

Gleich nach seiner Verhaftung hatte seine Gemahlin (aus einer in diesem Jahrhundert ausgestorbenen Kölner Schöffenfamilie stammend), eine ebenso schöne, wie kluge und energische Frau, gegen diesen widerrechtlichen Akt, zu welchem nach der Landesverfassung die Statthalterschaft nicht befugt war, einen Protest an den Kurfürsten abgesandt, in welchem sie u. A. schreibt: „ich als eine gekränkte Reichs- und Landes-Unterthanin reklamire meine und meines Ehemannes Rechte, und erbiete mich, ungeachtet mein Ehemann dahier hinlänglich angesessen ist, zu jeder erforderlichen Kautionsleistung, welche nach den klarsten Vorschriften der Gesetzen dahier umso mehr angenommen werden muß, da nicht die geringste anscheinliche Periculum fugae vorhanden und bereits drei Monate verflossen sind, ohne daß nur der Anfang der mindesten Untersuchung von der gesetzmäßigen Stelle gemacht worden wäre" ꝛc. Hierauf reiste sie selbst trotz der sehr schlechten Witterung mit ihrem einige Monate alten jüngsten Kinde nach Wetzlar, um die Angelegenheit dort persönlich zu führen.

Unterdessen traten die Direktorien des trierischen Landes wiederum zusammen, um sich auf das eifrigste für ihren Syndikus zu verwenden. „Wir glaubten uns gegen die Gerechtigkeit zu versündigen", schreiben sie in ihrer Eingabe an den Kurfürsten, „und alle Pflichten zu verletzen, wenn

wir nicht mit aller Thatkraft einem Manne beistünden, von dem wir nicht anders wissen, als daß er in der wichtigsten Landesangelegenheit den geraden Weg ging und die Direktorialaufträge mit edlem Herzen erledigte." — „Wir müssen gestehen", schreiben sie in einer anderen Eingabe, „daß, so wie das Exposé (dessen angebliche aber gewis nicht vorfindliche Zügellosigkeiten eines der Hauptverbrechen des Sindici ausmachen sollen) nicht anderst als einen Auszug der Landtagsverhandlungen und eine auf Geheiß der Ständen gefertigte Arbeit ist, alßo auch die Reise nach Mainz als eine Folge der dem Sindico und übrigen Mitdeputirten ertheilten unbeschränkten Vollmacht angesehen werden möge, zu dessen Ausdehnung ihn die damalige allgemeine Furcht und schreckenvolle Lage hiesiger Stadt um so mehr hat bewegen können, als er auch ohne dieses in Gemäßheit seiner Anstellung und als utilis negotiorum Gestor das Beste des Landes bezielen müsse, und, wie aus dem Erfolg zu schließen, wahrscheinlich für das Niedererzstift zum Theil erreicht hat" ꝛc. Noch entschiedener traten die Stände auf, als sie durch den geistlichen Syndikus, Joseph von Hommer, dem Kurfürsten schreiben ließen, daß sie Alle insgesammt die Angelegenheit des Syndikus von Lasaulx als ihre eigene ansähen, daß sie ferner mit dessen Reise nach Mainz, mit der dortigen Verhandlung, wie auch mit dem Inhalte und dem Gebrauche des Exposé vollkommen einverstanden seien, und daß sie daher vor Gericht für ihn eintreten würden. Gleichzeitig protestirten sie gegen die Ernennung eines Interims-Syn-

dikus, indem sie einem solchen die Anerkennung ihrerseits verweigerten.

Da auch jetzt die wiederholten Eingaben theils gar nicht, theils höchst ungnädig beantwortet wurden, so kündigten die Stände am 11. Februar dem Kurfürsten „reverentialiter unterthänigst“ an, daß sie nunmehr die Statthalterschaft bei dem Reichskammergericht wegen offenbarer Rechtsverletzungen, ungerechter Behandlung und unwahrer Anschuldigungen gegen den Syndikus verklagen würden, und baten, der Kurfürst möge solchen Schritt „nicht zu höchster Ungnade aufnehmen“.

Am 7. März verfügte das Reichskammergericht, Lasaulx sei gegen Caution frei zu geben, und die illegaler Weise geschehene Annahme eines Verbrechens sei null und nichtig; die Sache solle einer Juristenfakultät zugesandt und in legaler Weise untersucht werden. Als Antwort auf dieses in sehr höflichen, fast bittenden Ausdrücken abgefaßte Urtheil kündigte die Landstatthalterschaft dem Reichskammergericht den Gehorsam in der erwähnten Sache auf, verbat sich jede weitere Verfügung und erklärte auf Grund der absoluten Souveränität, die ihr in Abwesenheit des Landesherrn zustehe, mit dem Syndikus nach ihrem eigenen Gutbefinden verfahren zu können. Hierauf erfolgte eine Wiederholung des Urtheils in den schärfsten Ausdrücken gegen das widerrechtliche Benehmen der Statthalterschaft mit dem Zusatz: Lasaulx sei, da keine gegründete Anklage gegen ihn vorliege, sofort in Freiheit zu setzen, und die ihm verursachten „Schäden und Köften“ zu vergüten. Dessenungeachtet wußte der Statthalter unter den ver-

schiedenartigsten Ausflüchten die Vollziehung dieses Urtheils hinauszuschieben, während die Stände vergebens in ihn drangen, er möge ihnen eine Kautionssumme nennen, welche sie zuerst aus der Landeskasse, dann aus eigenen Mitteln erlegen wollten.

Bitter klagt Lasaulx selbst, daß solch unerhörtes Verfahren seinen persönlichen Feinden „gegen deren übertriebene Anmaßungen er oftmals die Rechte des Landes habe vertheidigen müssen", bei einem Fürsten gelungen sei, „dessen Regierung sich doch stets durch die strengste Gerechtigkeitspflege ausgezeichnet habe".

Einer seiner Zeitgenossen, der Freiherr von Boos, bestätigt diese Auffassung in seinen Aufzeichnungen, indem er den Proceß gegen den Syndikus lediglich als ein Werk der Rache schildert, zu welchem seine politischen Gegner bereits längst einen günstigen Augenblick ersehnt hätten; die erlittene Haft nennt er „den Tribut, den der Syndikus dem während der Abwesenheit des Kurfürsten in Coblenz herrschenden Despotismus habe entrichten müssen".

Erst Anfang Februar 1794 wurde Lasaulx, nachdem er einen erzwungenen Verzicht auf das ihn freisprechende Urtheil des Reichskammergerichtes geleistet, seiner Haft entlassen.

„Liebste Mutter!" schreibt er am 3. Februar, „seit Samstag nachmittag bin ich in Freiheit und in dem Schoße meiner Familie und hoffe auch, daß sich bald die hauptsache zu meiner ehre und beruhigung enden wird. indessen hat mich dieses harte Schicksal viele Vorlagen gekostet, welche ich zwar zurück zu erhalten zuverlässig hoffe, indessen mir die

zahlung der erstgeldigen interessen erschweren; wenn Sie also des Geldes nicht selbst benöthiget sind, so werden Sie uns Ausstand geben. ich küsse ihnen die Hände und werde, wenn meine geschäfte es mir immer erlauben, sie bald personlich verehren.

An Bruder Pits und schwester Elisa besttausendstel Grüße und bin mit unendliger Verehrung lebenslänglich getreuer Sohn

P. E. v. Lasaulx."

Es folgten nun endlose Verhandlungen mit der Regierung, da Lasaulx immer wieder darauf drang, dieselbe müsse seine widerrechtlich gekränkte Ehre herstellen, sowie Alles ersetzen, was er durch Proceßkosten, Verlust seines Gehaltes u. s. w. eingebüßt hatte. Sieben volle Jahre schleppten sich diese Klagen und Verhandlungen hin, während deren der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Mann ohne Amt lebte, da er es verschmähte, gleich seinem Bruder und vielen andern kurtrierischen Beamten in französische Dienste zu treten. Endlich gestand man ihm zu, daß die ganze Sache einer auswärtigen Juristenfakultät vorgelegt werde. Es kam indessen nicht dazu, weil, wie Lasaulx in einem offenen Schreiben an seine Mitbürger sagt, „die bisherigen Commissarien es nicht wagen konnten, ihr Verfahren einer richterlichen Prüfung zu unterwerfen". „Sie erstatteten nun endlich", schreibt er, „ihren Bericht mit jener Offenheit, die jedem Staatsdiener auch alsdann heilig sein sollte, wenn selbst der erklärte Wille des Gouvernements ein Opfer wollte."

Auf Grund dieses Berichtes ließ der Kurfürst sämmtliche bisher angefertigten Akten, die Zeugenverhöre, Landtagsprotokolle u. s. w. einer genauen Revision unterwerfen und erließ alsdann im Januar 1801 von Dresden aus ein Schreiben an Lasaulx, in welchem Serenissimus „aus angestammter Gerechtigkeitsliebe sich gnädigst bewogen findet“, die „ganz ungegründeten Beschuldigungen“ zurückzunehmen und dem Syndikus „bei dermaligen Befunde der Sachen Höchstihre Huld und Gnade versichern“; ferner heißt es in diesem kurfürstlichen Schreiben, daß „Höchstsie auch wegen ungerecht erlittener Beschuldigung, gekränkter Ehre und eingebüßten Vermögens denselben, insoweit es von Höchstdenselben abhangen wird, gnädigst zu entschädigen den mildesten Bedacht nehmen werden“. In einem zweiten Schreiben von Dillingen aus, 1802, erklärt der Kurfürst, er sei „durch sonderbar zusammengetretene Verhältnisse gereizt worden, seine Ungnade auf Lasaulx zu werfen“, und versichert denselben aufs Neue der „gänzlichen Wiederkehr Höchstihres Vertrauens und Gnade“.

Die alte Stellung als Syndikus des trierischen Landes konnte der Kurfürst ihm nicht mehr zurückgeben, denn er selbst weilte flüchtig in der Fremde, während der Kurstaat, die Stände und die ganze Verfassung längst von den Wogen der Revolution hinweggespült waren. Nur ein schmaler Landstrich auf dem rechten Rheinufer war kurfürstlich geblieben, und hier bestand noch bis 1806 die alte, ständische Verfassung.

Der Kurfürst that indessen, was er konnte, als er im April 1802 Lasaulx, der inzwischen seine Beschäftigung als Syndikus der wenigen rechtsrheinischen Landstände wieder aufgenommen, zum Amtmann von Ehrenbreitstein ernannte, mit dem Rechte der Nachfolge für seinen Sohn Clemens Wenzeslaus. In demselben Reskript, in welchem Peter Ernst von Lasaulx zum Amtmann, wird dessen Freund, der Syndikus Joseph von Hommer (der spätere Nachfolger des Kurfürsten auf dem bischöflichen Stuhle zu Trier), zum Pfarrer von Ehrenbreitstein ernannt. Lasaulx erhielt außerdem noch das bei Niederlahnstein gelegene Gut Arnsteinerhof als Erblehen, zu welchem er die alte Burg Lahneck hinzukaufte. Dieses Gut war ein uraltes Besitzthum der Abtei Arnstein und wird als solches bereits im Jahre 1197 in einer Urkunde des Erzbischhofs Johann erwähnt. Der Hof führt heute noch im Volksmund den Namen „das Schlößchen", obschon er eigentlich nur ein ziemlich schmuckloses, nicht übergroßes Landhaus im Stile des 18. Jahrhunderts ist. Er liegt umgeben von einem ausgedehnten Garten mit alten Bäumen am Ufer der Lahn, welche dort in scharfer Biegung um den Fuß des Allerheiligenberges fließt, während sich auf der anderen Seite des Flusses der waldige Bergrücken hinzieht, auf dessen äußerstem Vorsprung nach dem Rheinthal hin die Burg Lahneck steht. Auf diesem in lieblicher Einsamkeit gelegenen Hofe brachte der Syndikus von nun an die Sommermonate zu; fröhliches Leben und Treiben herrschte in seinem Hause, da er gern seine Freunde und Verwandten um sich versammelte und Feste

feiern ließ, bei denen man nach gut alttrierischer Sitte lebte und leben ließ.

Der Syndikus von Lasaulx hatte vier Söhne und drei Töchter.

Der älteste Sohn war Johann Claudius, welcher 1790 nach Empfang der ersten Weihen als neunjähriger Knabe zum Kanonikus an der St. Florinskirche in Coblenz ernannt wurde, nachdem sein Vorgänger in diesem Amt, der um einige Jahre ältere Peter Ernst von Baring, feierlich darauf verzichtet hatte, „maßen seine damalige Gesinnung zum geistlichen Stande nicht mehr bestehet und da er in den Militär-Stand zu tretten sich entschlossen und nicht mehr gewillt wäre, hochgedachte Kanonikalpräbend ferners anzuhalten".

Des Syndikus zweiter Sohn, Adam, war ebenfalls seit seiner Kindheit Kanonikus und zwar an dem adeligen Stifte zu Springirsbach; diese Würde, welche ihm außer dem Titel eine kleine Einnahme einbrachte, hinderte ihn indessen nicht, in seiner Jugend ein lustiger Vogel zu sein, dem man hundert tolle Streiche nacherzählte. Er besaß einen übersprudelnden, unverwüstlichen Humor; seine lustigen, oft derben Schwänke, und der unübertreffliche Witz, mit dem er ernste Wahrheiten anzubringen wußte, machten ihn zu einer höchst beliebten, zuweilen auch gefürchteten Persönlichkeit. Kleinliche Eitelkeit und andere Thorheiten konnten, wo sie ihm in den Weg traten, sicher sein, daß er mit rücksichtslosem Spott sie aufdecken und dem Gelächter preisgeben werde. Trotzdem sein Vater nach damaliger Sitte für die Söhne

einen geistlichen Hofmeister, den Informator Weller, hielt, so war doch weder von äußerer, noch innerer Bildung besonders viel an Adam gelangt; der angeborne gesunde Menschenverstand ersetzte indessen reichlich, was ihm an Gelehrsamkeit abging.

Der dritte Sohn des Syndikus war Clemens Wenzeslaus, dem die Nachfolge in dem väterlichen Amt zugesagt war, der aber schon als junger Mann starb. Er soll von außerordentlicher Schönheit und Liebenswürdigkeit gewesen sein.

Der jüngste Sohn hieß Peter.

Die drei Töchter waren: Elisabeth, Christine und Amalie. —

Während auf dem rechten Rheinufer die kurfürstliche Zeit noch ein kurzes, friedliches Dasein fristete, waren auf dem linken Rheinufer gewaltige Veränderungen vorgegangen. Nur kurze Zeit hatten die Truppen der Verbündeten sich daselbst behaupten können, und bereits im Herbst 1794 war die Stadt unter französische Herrschaft gerathen. Wenige Tage nach dem Einzuge des General Marceau war auf dem Clemensplatz der Freiheitsbaum aufgepflanzt worden, den die französischen Soldaten, der Pöbel und einige junge Leute aus angesehenen Familien der Stadt mit Jubel begrüßten, während die überwiegende Mehrzahl der Einwohner sich diesem Treiben gegenüber stumm und theilnahmlos verhielt. Nur bei Wenigen fand das Lied Anklang:

„Hoch wehen die Fahnen der Freiheit am Rhein
Und laden zu Schwur und Verbrüderung ein."

Auf alle Weise versuchte man die Einwohner zu zwingen, französische Sympathien kund zu thun, die in Wirklichkeit nicht existirten. So wurden z. B. eines Sonntag Morgens die Thüren der Jesuitenkirche gegen Ende des Gottesdienstes geschlossen, während ein französischer Offizier von der Kanzel herab verkündigte, daß nur Denen der Austritt gestattet werde, welche die grün=weißen Kokarden (das Zeichen der cisrhenanischen Republik) annehmen und an ihre Hüte und Mützen stecken würden. Im ersten Schrecken über diese Zumuthung verhielt sich die Menge, fast nur aus Frauen und Mädchen bestehend, sprachlos; eine energische junge Frau faßte sich zuerst ein Herz, drang nach der Thüre durch und erklärte mit solcher Bestimmtheit, sie werde nie und nimmer eine solche Kokarde anstecken, daß auch die Andern muthig wurden und die Soldaten zum Nachgeben zwangen.

Unter den jungen Leuten, welche sich mit voller Begeisterung der Revolution anschlossen, war der Neffe des Syndikus, Franz von Lasaulx, des Regierungsrath Adam L. Sohn. Seine glänzenden Talente und der glühende Eifer, mit welchem derselbe für die Ideen der Revolutionspartei auftrat, machten ihn, obgleich erst Gymnasiast, zu einem hervorragenden Mitgliede derselben. Er widmete sich eifrig juristischen Studien und war, 19 Jahre alt, einer der gesuchtesten Advokaten in Coblenz. Als 1806 die Juristenschule dort gegründet wurde, erhielt er eine Professur an derselben und ward einige Jahre später zum Rektor und Generalinspektor ernannt. Er schrieb mehrere juristische Werke, unter denen die Introduction à

l'étude du code Napoléon heute noch in Ansehen steht. Er starb, 37 Jahre alt, als Rektor der Juristenschule zu Nancy. „Am 15. Mai 1818", heißt es in dem gleichzeitigen Berichte, „feierte die Stadt Coblenz das Andenken des am 2. April zu Nancy verstorbenen Herrn Franz de Lassaulx, ihres durch litterärische Werke, durch Geistes- und Herzensvorzüge gleich ausgezeichneten Sohnes, durch feierliche Abhaltung eines Seelenamtes zu Lieb-Frauen und durch ein im Casino veranstaltetes Trauermahl."

Von ungleich größerer Bedeutung und weit tieferem Einfluß auf die damaligen Vorgänge in Coblenz war Franz Lasaulx's Freund und Schwager, Joseph Görres.

Als derselbe um Katharina von Lasaulx anhielt, wurde er von deren Eltern abschlägig beschieden, da ihnen der Bewerber nicht angesehen genug war; die Tochter sandten sie von Coblenz weg zu der ihnen befreundeten Familie Brentano nach Frankfurt, wo sie auf andere Gedanken sollte gebracht werden. Görres aber hatte kaum ihren Aufenthalt ausgekundschaftet, als er sich sofort auch auf die Reise begab und zu Fuß, ohne zu ruhen und zu rasten, den weiten Weg bis Frankfurt zurücklegte. „Ich wohnte in Frankfurt", heißt es in einem späteren Briefe des Clemens Brentano an Görres, „in derselben Stube, wo Du einmal so republikanisch begeistert Deine Braut bei meiner verstorbenen Schwester Sophie heimsuchtest." Gerührt durch diesen heroïschen Liebesbeweis, willigten nun Katharinens Eltern in die Verlobung, ein und sie hatten wahrlich keine Ursache, diese Wahl zu bereuen.

Durch Joseph Görres sollte der Lasaulx'sche Familienkreis während des folgenden Jahrzehntes zum zweiten Mal an die Spitze von Coblenz treten.

Von der Begeisterung, mit welcher ihn während seiner Jugendjahre der Ausbruch der Revolution erfüllt, war Görres gründlich durch die Eindrücke ernüchtert worden, die er 1799 auf seiner Reise nach Paris empfangen, und er wandte sich von nun an mit seinem ganzen Sinnen und Trachten seinem deutschen Vaterlande zu. Was er und andere gleichgesinnte Männer während der langen Jahre der Fremdherrschaft gethan, um den deutschen Sinn des Volkes, die Liebe zu der altdeutschen Kunst und Sagenwelt, das Verständniß für die großartige Vergangenheit des Landes zu wecken und zu nähren, ist von keinem geringen Einflusse auf die begeisterte Zeit der späteren Freiheitskriege gewesen. — Siegreich zogen in der Neujahrsnacht zwischen 1813 und 1814 die Russen in Coblenz ein.

Bei Lahnstein hatte ihnen in dichtem Nebel des Syndikus Lasaulx Sohn, Adam, den Weg über den Rhein gezeigt; an der Karthause angekommen, eilte er ihnen voraus nach der Stadt, wo er athemlos bei den Verwandten und Freunden anlangte und die große Nachricht verkündigte. Bald hatte sich dieselbe wie ein Lauffeuer durch die Stadt verbreitet, und in der Morgendämmerung des neuen Jahres sah man allenthalben die französischen Soldaten in einzelnen Schaaren fliehen, in trübem Schweigen, halb angekleidet, andere Kleidungsstücke auf dem Arm tragend, während die Offiziere ihnen hier und da halblaut zuriefen: „Courage, mes enfants!“

Nach langen und heißen Kämpfen waren die Rheinlande wieder inniger wie je mit Deutschland vereinigt. Ein aufmerksamer Beobachter der damaligen Zustände, der Buchhändler Perthes, schrieb, nachdem er Görres und andere hervorragende Männer in Coblenz und in sonstigen rheinischen Städten besucht hatte, wohl mit einigem Recht über die Rheinländer und über die Coblenzer jener Zeit: „An Sprache, Sitte und Art sind sie wunderbarerweise ungeachtet der zwanzigjährigen französischen Herrschaft durchaus deutsch geblieben, aber Deutschland kennen sie über Frankfurt hinaus nicht; für wichtig halten sie nur ihr Land, für liberal nur ihre Ansichten, jenseit Frankfurt fängt ihnen die Barbarei an."

Allenthalben sproßte nun ein kräftiges geistiges Leben neu empor und zwar zunächst auf kirchlichem Gebiet. Die rheinischen Städte wetteiferten, sich in der glänzenden Pracht ihrer kirchlichen Feste und Processionen zu überbieten, und Coblenz that sich vor Allen hervor. Mit allen warmen Farben der Kunst und Poesie wurde der aus langem Schlafe erwachte Katholicismus freudig geschmückt. Auffallend war es indessen, daß grade von Denen, welche zunächst dieses neue, geistige Leben am Rhein geweckt hatten, nicht Wenige dem Kirchenthum noch längere Zeit hindurch persönlich fremd blieben, oder ihm doch nur in Kunst, Poesie und Geschichte nahetraten. So war z. B. Görres, so lange er in Coblenz lebte, nur bürgerlich getraut, und weder er selbst, noch Verwandte und Freunde hielten das damals für unrecht; erst später, nachdem er die Heimath bereits auf immer ver=

lassen, holte er die kirchliche Trauung nach. Und doch war es gerade Joseph Görres, durch den zunächst im Verwandten- und Freundeskreise, außer der Liebe zu einem deutschen Vaterlande, auch der kirchliche Sinn wach gerufen wurde. Sein Haus war damals das bedeutendste, nicht nur im engen Umkreise seiner Vaterstadt, sondern fast am ganzen Rheinstrom. Es war gleichsam ein neutrales Gebiet, auf dem die Mitglieder der verschiedenen Confessionen und der entgegengesetzten politischen Parteien friedlich zusammentrafen: von der einen Seite die alten Coblenzer Freunde und Verwandten, unter denen namentlich die Söhne und Töchter des Syndikus von Lasaulx viel dort verkehrten, — von der anderen Seite fremd hingezogene Beamte, durchreisende Künstler und Gelehrte, vor Allen aber die nicht nur militärisch, sondern auch geistig bedeutenden preußischen Offiziere, welche damals in Coblenz standen, wie Gneisenau, Scharnhorst, Gröben und Andere. Da wurden die verschiedenartigsten Ideen ausgetauscht und es berührten sich Interessen, die einander bis dahin fern und fremd geblieben waren. Allmählich ging von dem Görres'schen Hause und den ihm nahestehenden Familien eine großartigere Lebensanschauung aus, als sie während der guten, alten, kurtrierischen Zeit in Coblenz heimisch gewesen.

Die Erinnerungen an jene Tage, wo „unter dem Krummstab gut wohnen" gewesen, schwanden in dem Maße, als die Menschen allmählich ausstarben, die ihr angehört. Die Wenigen, die noch übrig geblieben, waren vereinzelte Erscheinungen, die dem neu aufwachsenden Geschlechte so fremd-

artig und seltsam vorkamen, wie Gestalten aus einer längst vergangenen Zeit: da waren Mönche und Nonnen, die aus der Stille ihrer Klöster wieder in die Welt hatten hinaustreten müssen, wie der Pfarrer von St. Castor und die alten Fräulein von Brahm; kurfürstliche Cavaliere und Damen, wie der Major von Trautenberg und das Fräulein von Renesse im Bürresheimerhof; einsam und fremd standen Solche der Gegenwart gegenüber und blickten wehmüthig zurück auf die „warmen, sonnigen Tage des Alttrierischen". Mit dem Glanze und dem Ansehen der meisten kurfürstlichen Beamtenfamilien war es auf immer vorüber, nachdem die kurfürstliche Herrlichkeit zusammengebrochen, die Stürme der Zeit darüber hingetobt und die Welt eine andere geworden war.

Ebenso vereinzelt wie jene lebendigen Ueberreste der trierischen Zeit, waren die französisch Gesinnten, bei denen das Andenken an die milde und für das Land wohlthätige Verwaltung des Präfekten Lezay Marnesia noch in allzu gutem Andenken stand.

Die Meisten freuten sich der wiedererlangten Zusammengehörigkeit mit Deutschland und lebten mit vollem Interesse und frischer Thätigkeit in der Gegenwart und gaben sich frohen Hoffnungen für die Zukunft hin.

Nachdem kurze Zeit Justus Gruner, ein Mann nach dem Herzen der Rheinländer: „frei, offen, ansprechend, beredt, lebendig, einnehmend", wie Görres ihn schildert, die provisorische Verwaltung des Landes von Coblenz aus geführt, wurde im Frühjahr 1815 das Rheinland mit Preußen vereinigt.

Freudig stimmten die Bewohner dieser Vereinigung zu, denn man erwartete, daß nun endlich die während der Zeit der Freiheitskriege gehegten Träume von einer idealen Zukunft sich verwirklichen würden.

Inzwischen aber war in Preußen die Reaktion eingetreten, deren Wirkungen sich auch in dem neu erworbenen Landestheile nur allzu fühlbar machten. In einer ganzen Reihe von Maßregeln und Einrichtungen glaubte das Volk, und wohl nicht mit Unrecht, ein Mißtrauen der Regierung gegen sich zu erkennen, und diese Wahrnehmung genügte, um sofort die noch junge Zuneigung in bitteren Unwillen und Haß umschlagen und die uralten Vorurtheile gegen alles Preußische in den Herzen wieder lebendig werden zu lassen. Fast alle einflußreichen Aemter sah man mit Fremden besetzt (wie denn z. B. unter den 19 Räthen und Assessoren der Coblenzer Regierung sich nur 2 katholische Rheinländer befanden), und diese Fremden brachten zum großen Theil weder Liebe noch Verständniß für das rheinische Wesen und Leben mit; sie dünkten sich den Rheinländern geistig weit überlegen, und die Anmaßung, mit der Mancher auf die eingesessenen Bürger hinabblickte, empörte den gerechten Stolz derselben. Das Volk fühlte sich in seinem innersten Wesen bedroht und wachte daher eifersüchtig über das Geringste seiner Rechte und Traditionen; jede Maßregel der Regierung, gleichviel ob an sich gut oder schlecht, wurde mit tiefem Mißtrauen aufgenommen, und man suchte selbst da Kränkungen, wo kein Grund dazu vorhanden. Sogar die Verwaltung der so verhaßten

französischen Nation schien jetzt im Vergleiche mit der neuen preußischen freier und besser.

Fast zwei Jahre hatte dieser unerquickliche Zustand gedauert, während dessen „das Gefühl für Recht", wie Görres schreibt, „sich in den Rheinländern geschärft, das Gefühl für natürliche Billigkeit aber sich verloren" hatte. Görres stand auch jetzt wieder an der Spitze seiner Mitbürger; was halb unbewußt von Erinnerung und Sehnsucht im Herzen des Volkes schlummerte, das rief er mit gewaltigen Worten zu voller Klarheit wach, und indem er die allgemeine Unzufriedenheit in bestimmte Forderungen zergliederte, steigerte er dieselbe. Er selbst hielt es für seinen Beruf, in jenen Tagen: „zu stehen auf der Warte der Zeit, zu wachen und zu merken auf die Zeichen, zu rufen und zu warnen ohne Unterlaß". In einer von ihm verfaßten Adresse an den König (18. Okt. 1817) gab man den sehnlichen Wünschen nach Wiederherstellung der früheren Freiheiten und der alten deutschen, ständischen Verfassung Ausdruck. Diese Adresse sollte „ein Antrieb werden und ein Ruf in die dumpfe Stille, ein bewegter Athem in die träge Luft, eine Strömung im stehenden Wasser, damit die keimende Saat frischer Hoffnung auf deutscher Erde dieses Landes nicht gar versumpfe".

Noch deutlicher wurden diese Wünsche ausgesprochen, als Görres an der Spitze einer Deputation bei Hardenberg erschien, um die Verhältnisse und die Forderungen des Rheinlandes darzulegen, und unter diesen letzteren wiederum die Zurückgabe der alten ständischen Verfassung als die wesent=

lichste bezeichnete. Eine Schrift, in welcher der Inhalt jener Audienz niedergelegt war, wurde an den Kronprinzen gesandt, der kurz vorher das Land bereist und durch sein leutseliges Wesen die Herzen Aller gewonnen hatte.

Die kühne und freie Sprache, mit welcher Görres redete über die Rechte des Volkes, „welches sich nur in freier Unterwerfung Gesetzen zu fügen habe, zu denen es selbst seine Einwilligung gegeben", und über die Pflicht der Fürsten, „sich zu beugen vor der Macht der Ideen, die sich in dieser Zeit kund gegeben", war für die Gefühle der Altpreußen, welche seit Jahrhunderten in einem ganz anderen Verhältnisse zu ihrem angestammten Fürstenhaus gestanden, wie die Rheinländer zu ihren Kurfürsten, etwas Unerhörtes; es war für sie die Sprache des Aufruhrs und der offenen Empörung, und es schien der Regierung dringend geboten, eine Persönlichkeit von so gefährlichem Einflusse bei Seite zu schaffen.

Nachdem bereits 1816 der „Rheinische Merkur", den einst Napoleon die fünfte Großmacht Europa's genannt, und von dem Görres selbst schreibt, „das Blatt sei mit allen Wurzeln ins Herz der Nation verwachsen", verboten worden, wurde zwei Jahre später aus Anlaß der Schrift „Teutschland und die Revolution" ein Verhaftsbefehl gegen Görres erlassen und seine sämmtlichen Papiere confiscirt. Ersterem entzog er sich durch die Flucht. Nachdem seine Frau längere Zeit vergeblich um freies Geleit für ihn mit der Regierung verhandelt, damit er sich vor einem Gerichtshofe des Landes stellen könne, folgte auch sie mit den Kindern ihm in die Fremde.

Görres selbst kam nie wieder in die alte Heimath zurück, aber er blieb in lebendigem geistigen Zusammenhang mit dem Coblenzer Kreise, in dem sein gewaltiges Wesen tiefe Spuren zurückgelassen. Lange Jahre hindurch sollten die Saiten noch nachklingen, welche er in den Herzen der Rheinländer angeschlagen.

Erinnerungen
an Amalie Augustine von Lasaulx.

I.

Kindheit. Eltern und Geschwister 1815—1830.

Den 19. Oktober 1815 wurde in dem Lasaulx'schen Hause am Clemensplatz zu Coblenz dem Baumeister Johann Claudius von Lasaulx, als das jüngste seiner Kinder, eine Tochter geboren. Sie wurde in der Castorkirche getauft und erhielt nach ihrer Pathe den Namen Amalie.

Mit großen, dunkeln Augen schaute das Kind in die Welt hinein, und dieselben trugen damals nicht wenig zu der abschreckenden Häßlichkeit des kleinen, kränklich aussehenden Wesens bei. So schwach war sie in der ersten Zeit ihres Lebens, daß Niemand an ihr Aufkommen glaubte, und so häßlich, daß die Mutter sich beinahe ihrer schämte und sie nur ungern bei besuchenden Freunden zum Vorschein brachte. Die sorgfältigste Pflege wurde ihr zu Theil. Namentlich war es eine Schwester ihres Vaters, Christine, die sich viel mit der kleinen Nichte beschäftigte und die ihr mit großer

Geduld die Kunst des Gehens beibrachte, welche dem schwachen Kind besonders schwer fiel.

Amaliens Vater, Johann Claudius von Lasaulx, oder, wie man in Coblenz sagte, Jean Claude de Lasaulx, von guten Freunden meistens „Jeanklödchen" genannt (geb. 27. März 1781), war des früher erwähnten Syndikus ältester Sohn. Im Jahr 1798 war er von seinem Vater nach Würzburg geschickt worden, um dort Jura zu studiren. Da ihm dies trockene Studium aber wenig zusagte, so verließ er es bald, um sich der Medicin zuzuwenden. Ob er es in dieser Wissenschaft weit brachte, ist wohl zweifelhaft, denn als er nach 11 Semestern seine Studien abschloß, verlautete nichts von einem überstandenen Examen, wohl aber verlobte und verheirathete er sich vor seinem Abgange von der Universität (1803) und brachte zur namenlosen Verwunderung seines Vaters eine junge Frau, Anna Maria Müller, in die Vaterstadt mit heim. „Die ist ja den weiten Transport nicht werth!" soll der Syndikus im ersten Zorn über die Ankunft der unerwarteten Schwiegertochter ausgerufen haben.

Um seinem früh gegründeten Haushalte eine selbständige Existenz zu schaffen, versuchte er bald dies, bald jenes, ohne jedoch viel Erfolg zu haben. So legte er z. B. eine Essigsiederei in Lützelcoblenz an, und die guten Freunde beeilten sich, aus derselben ihren Essig zu beziehen. Da es aber auch der treuesten Freundschaft unmöglich ist, mehr Essig zu verzehren wie andere gewöhnliche Menschen, und da sonstige Abnehmer ausblieben, so mußte die Essigsiederei bald eingestellt

werden, und Lasaulx beschäftigte sich nun viel in der Diez'schen Blechfabrik *).

Seit seiner Kindheit hatte er große Neigung und Geschicklichkeit zu mechanischen Arbeiten, und dieser Hang führte ihn jetzt in müssigen Stunden oft in die Werkstätten der Schreiner und Schlosser und auf die Bauplätze der Maurer und Zimmerleute. Er lauschte denselben manchen Kunstgriff ab, legte auch wohl selber mit Hand an und dachte dabei nach über mancherlei Verbesserungen des Handwerks. Die Gründung einer Münze in Ehrenbreitstein gab ihm Gelegenheit, auch in der Kunst, Münzen zu schlagen, sich unterrichten zu lassen. Von alledem ließ sich jedoch nicht leben, und es ging während jener ersten Jahre oft knapp genug in der jungen Haushaltung zu.

Im Jahre 1809 starb sein Vater und wurde neben der Ruine der Johanniskirche zu Niederlahnstein im Schatten der alten Nußbäume begraben, wo auch seine bereits mehrere Jahre früher gestorbene Gemahlin ihre Ruhestätte hatte.

Da seine Kinder in dem Gedanken aufgewachsen waren, reich zu sein, so war es eine schlimme Enttäuschung, als in

*) Die Bemerkung in der Biographie universelle: „au bout de cinq ans et demi il quitta l'université pour continuer le commerce de son père, que les malheurs de la guerre avaient contraint de se mettre à la tête d'une brasserie et d'une vinaigrerie", scheint wohl auf einem Irrthum zu beruhen, da die Aussagen der ältesten Freunde der Familie die Anlage der Essigsiederei ausdrücklich dem Sohne des Syndikus zuschreiben, während von einer solchen Beschäftigung seitens des Letzteren nichts bekannt ist.

Folge der Sorglosigkeit, mit der der verstorbene Syndikus ein über Vermögen großes Haus gemacht und in Folge seiner Uneigennützigkeit und Großmuth gegen Freunde, das Erbtheil verhältnißmäßig gering ausfiel und dazu in so verworrenem Zustande sich befand, daß einige Jahre dazu gehörten, um die Angelegenheit zu entwirren. Das Haus zu Coblenz blieb zunächst im gemeinsamen Besitze der Geschwister. Die drei Schwestern, von denen die älteste damals kaum 20 Jahre alt war, blieben im oberen Stockwerk wohnen unter dem Schutze des verheiratheten Bruders, der unten wohnte, während den mittleren Stock der damalige Generalprokurator Eichhorn inne hatte.

Durch die Vermittlung Görres' und anderer Freunde wurde für Jean Claude Lasaulx im Jahre 1812 das Amt eines Kreisbaumeisters erwirkt und angeboten. Er sträubte sich, dasselbe anzunehmen, da er ja gar kein Baumeister sei. Görres redete ihm aber so eindringlich zu, er möge diese Stelle, für die er wie geschaffen sei, nicht ausschlagen, daß er sich endlich zur Annahme derselben bewegen ließ. Nach seiner eigenen Erzählung machte er zuerst „manche Böcke", arbeitete sich aber schnell in sein Fach ein und ward bald einer der bedeutendsten Architekten des Rheinlandes. Die preußische Regierung bestätigte ihn in diesem ohne Studien und Examen erlangten Amte und ernannte ihn kurze Zeit nachher zum Bauinspektor. Seine Art, Gewölbe zu construiren, war es namentlich, die ihm weithin einen guten Ruf erwarb, und unter den schriftstellerischen Arbeiten, welche

seinem Namen auch im Auslande Ansehen verschafften, war die Abhandlung über die Gewölbe-Construktion der Alten die hervorragendste.

Lasaulx gehörte zu den Ersten, welche mit Erfolg die geschmacklose Bauart des achtzehnten Jahrhunderts bekämpften und den altdeutschen Stil wieder zur Geltung brachten. Schöne Kirchen, die sich fast alle durch auffallend schlanke Thürme auszeichnen, in romanischem und altdeutschem Stile, erhoben sich bald nach seinem Plane in verschiedenen Orten am Rhein und an der Mosel, und manche alte Kirche, wie zum Beispiel die Castorkirche zu Coblenz, verdankt ihm die Wiederherstellung in ihre ursprüngliche einfache Schönheit. Als die alte Kapelle der ehemaligen Deutsch-Ordens-Commende Ramersdorf unbeachtet und ungewürdigt ihrem Verfalle entgegenging, machte Lasaulx zuerst auf deren architektonischen Werth aufmerksam und setzte, durch den damaligen Oberbürgermeister Oppenhoff, sowie durch Bethmann-Hollweg unterstützt, seinen Plan durch, das alte Bauwerk nach Bonn überführen und auf dem dortigen Kirchhofe neu aufrichten zu lassen. Auch andere Gebäude entstanden nach seinen Plänen, wie die Schlösser Rheineck und Rheinstein. Den Königstuhl bei Rhense baute er nach alten Bildern wieder in derselben Gestalt auf, in der er einst im deutschen Mittelalter zum Versammlungsplatz der Kurfürsten gedient. Die meisten seiner Gebäude erschienen später in Abbildungen, welche er selbst lithographirt hatte.

Im Jahre 1814 finden wir Lasaulx in Nassau auf dem

Gute des preußischen Ministers von Stein, um die unbewohnbare Burg desselben wiederherzustellen. Stein erwähnt seiner in einem Briefe an seine Gemahlin als eines „gescheuten, talentvollen und angenehmen jungen Mannes".

Die anscheinend unthätig hingelebten Jahre waren ihm jetzt von großem Nutzen; durch seine genaue Kenntniß des Handwerks war er im Stande, in alle Einzelheiten der Arbeit einzugehen und die Arbeiter durch praktisches Beispiel zurechtzuweisen. Es gelang ihm, das Handwerk, welches damals am Rhein auf sehr niedrige Stufe hinabgesunken war, zu heben und unter seiner Aufsicht manche mechanische Arbeiten zu künstlerischer Vollendung bringen zu lassen. Die Handwerker fühlten seine Einsicht und fürchteten die unnachsichtige Strenge, mit der er auf Ordnung und pünktliche Arbeit hielt. So geschah es einmal, als seine Schwester und andere Verwandten eines Sonntags in Waldesch waren und zu ihrer Verwunderung die Arbeiter eifrig am Kirchenbau beschäftigt sahen, daß sie denselben Vorwürfe wegen dieser Arbeit machte. Die Handwerker aber gaben zu ihrem großen Ergötzen entschuldigend zur Antwort: „Ja, sehen Sie, Madame, unser Bauinspektor, der ist schlimmer wie der lebendige Teufel!" und eifrig wurde weitergearbeitet, um das während der Wochentage Versäumte nachzuholen.

Seine Uneigennützigkeit erwarb ihm in reichem Maße die Liebe und Dankbarkeit der Gemeinden, deren Bauten er leitete (wie denn Uneigennützigkeit und Gleichgültigkeit gegen die Güter dieser Welt überhaupt ein durchgehender Zug in der

Lasaulx'schen Familie war). Als er u. A. in Weißenthurn die Kirche gebaut hatte, ohne irgend etwas für seine Thätigkeit annehmen zu wollen, da schenkte die Gemeinde ihm und dem alten Ortsschöffen, der sich ebenfalls um den Bau verdient gemacht hatte und der mit rührender Liebe an Lasaulx hing, einen Ehrenplatz auf ihrem neuen Kirchhofe, als Grabstätte für ihn und die Seinigen.

Sein eigenes Haus erbaute er sich innerhalb der Jahre 1839 bis 1841 auf einem schmalen Platze in der Schloßstraße, und es war bewunderungswürdig, wie er den engen Raum zu benutzen und zu einer angenehmen Wohnung herzurichten wußte. Große Vorliebe und Entdeckungstalent besaß er für alte Bilder und sonstige Kunstwerke, die er hier und da bei seinen Wanderungen über Land in Bauernhäusern auffand und kaufte, so daß sein Haus bald manches Sehenswerthe enthielt.

Obgleich er Coblenz, mit Ausnahme seiner Studentenzeit, kaum verlassen hatte, so war Lasaulx doch ein in der Welt wohl bewanderter Mann und in Vielem sehr unterrichtet. In freien Stunden las er zu seiner Erholung gern und viel Romane, das Ende allemal zuerst, da er unnöthige Aufregung nicht liebte. In dem eigenen Hause meistens still und in sich gekehrt, war er doch im Verkehr mit guten Freunden oder nahen Verwandten lebhaft und anregend, und Alle, die mit ihm verkehrt, rühmten seine seltene Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit. Er hatte etwas Vornehmes, ja Ritterliches in seinem ganzen Wesen, während sein

Aeußeres an die alten Meister deutscher Kunst erinnerte. Obgleich Lasaulx sich um den Kirchenbau und um christliche Kunstanschauung überhaupt große Verdienste erwarb, so stand er selbst dennoch dem kirchlichen Leben lange Jahre hindurch fremd. Es war nicht Feindseligkeit gegen das Christenthum, sondern nur eine völlige Gleichgültigkeit gegen dessen äußere Formen, welche er mit den Besten seiner Zeit als Erbtheil des achtzehnten Jahrhunderts in das neue Jahrhundert mit hinübergenommen hatte. Man sagte von ihm, „sobald er die Schlüssel einer neu gebauten Kirche abgeliefert habe, ginge er nicht mehr hinein".

Viel kirchlicher gesinnt, aber weniger liebenswürdig war Amaliens Mutter, ein ernster, verschlossener Charakter, der sie fast unnahbar erscheinen ließ. Als Hausfrau war sie von großer Pünktlichkeit und Ordnung und fast beängstigender Sauberkeit. Sie war bei Verwandten und Freunden mehr geachtet wie geliebt und man nannte sie wohl hier und da im Scherz: „die alte Philosophin", „die Frau Priorin", „die Sapientia" u. s. w. Charakteristisch für die Stellung, welche sie durch ihr unnahbares Wesen im Familienkreise einnahm, ist wohl, daß die Schwestern ihres Mannes lange Jahre hindurch sie nie mit ihrem Vornamen, sondern stets mit dem fremden Ausdruck „Schwägerin" anredeten. Die kleinen Kinder in der Verwandtschaft hatten eine bedenkliche Aehnlichkeit zwischen dieser Tante und einer großen Eule in ihrem Bilderbuch entdeckt und fürchteten sich vor ihr und ihren ernsten Augen. Mit respektvoller Scheu statteten sie die pflicht-

schuldigen Feiertagsvisiten ab und freuten sich, wenn sie aus der feierlichen Atmosphäre des Hauses wieder hinaus in den fröhlichen Sonnenschein kamen.

Durch den Einfluß der Mutter mochte es wohl kommen, daß ein drückender Ernst und eine gegenseitige undurchsichtige Verschlossenheit im Lasaulx'schen Hause herrschte. Ueber Differenzen, wie sie wohl überall vorkommen, wurde dort sich nicht ausgesprochen, sondern ausgeschwiegen. Wochen, ja Monate lang konnten Eltern und Kinder neben einander hergehen, ohne auch nur ein Wort zu wechseln.

Unter den sechs Kindern herrschte sowohl innerlich, wie äußerlich eine überaus große Verschiedenheit. Allen gemeinsam war eine sehr lebhafte Phantasie, künstlerische Begabung und, namentlich den Töchtern, eine große Thatkraft. Was die Erziehung betraf, so wuchsen sie auf wie die jungen Bäume im Walde, da ihrem Vater, der mit seinen eigenen Geschwistern im elterlichen Hause die vollkommenste Freiheit genossen, jeder Zwang, namentlich in kirchlicher Hinsicht, zuwider war. Auch im Lernen konnten sie es ziemlich nach eigenem Gutdünken halten. Wenn trotz dieser Ungebundenheit von frühester Jugend auf, dennoch aus den meisten von ihnen etwas Tüchtiges wurde, so hatten sie das wohl zunächst der angeborenen Tüchtigkeit, die der Lasaulx'schen Familie durchweg eigen war, dann aber auch dem guten Geiste zu verdanken, der in dem damaligen Coblenz herrschte und den sie unvermerkt, wie die Lebensluft, einathmeten.

Amaliens ältester Bruder war bereits 10 Jahre alt, als sie

geboren wurde. Er trug den alten Lasaulx'schen Familiennamen Peter Ernst (geb. 1805) und war von ungewöhnlichem Talente. Schon damals war er der erklärte Liebling seiner Mutter, und auch die Schwestern hingen mit begeisterter Liebe an diesem Bruder. Die beiden andern Brüder waren Otto (geb. 1806) und Hermann (geb. 1808), letzterer von Kindheit an ein Original. Seine lebhafte Phantasie, die ihn oft in eine Traumwelt unausführbarer Ideen lockte und darin gefangen hielt, seine Empfindlichkeit und stolze Uneigennützigkeit machten ihn für das praktische Leben durchaus ungeeignet; zum humoristischen Erzählen hatte er viel Talent; dies und seine große Herzensgüte machten ihn trotz aller seiner Wunderlichkeiten sehr beliebt. „Unser armer Schnurrant" nannten ihn halb scherzend, halb mitleidig die Geschwister. Er hatte, wie auch Amalie, die großen, dunkeln Augen der Mutter, und er behauptete gern, dieselben seien spanisch und ein Vorfahre seiner Mutter sei ein Spanier gewesen.

Amaliens Schwestern waren Anna (geb. 1810) und Clementine (geb. 1812). Anna oder, wie sie gewöhnlich genannt wurde, Nannchen war ein stiller, sanfter Charakter, dessen hervorragendster Zug selbstlose Güte gegen Andere war, während Clementine durch ihre Schönheit und ihr vornehmes und geistreiches Wesen ihre beiden Schwestern äußerlich weit übertraf.

Amalie hatte im Kreise ihrer fünf älteren Geschwister eine fröhliche Kindheit. Nachdem die Kränklichkeit ihrer ersten Le-

bensjahre überwunden war, wuchsen ihre körperlichen und geistigen Kräfte schnell; sie würde frisch und lebhaft, und wer sie sah mit ihren vor Lustigkeit blitzenden Augen, ihren rothen Backen und ihrem fröhlichen Lachen, dem mußte sie wie ein Bild der Lebenslust und Kraft erscheinen. Immer guten Muthes, voll drolliger, mitunter vorlauter Einfälle, übermüthig und unternehmend wie der wildeste Junge, war sie in der ganzen Verwandtschaft beliebt, während ihr Vater mit Stolz auf das jüngste seiner Kinder hinblickte, welches wiederum mit einer leidenschaftlichen Liebe und Bewunderung an ihm hing.

Einmal begleitete Lasaulx seinen Freund Sulpiz Boisserée und dessen Frau bei einem gelegentlichen Besuche in Coblenz durch die Stadt. Da sprang aus dem Hause seiner Verwandten ein fröhliches, kräftiges, kleines Mädchen heraus, flog ihm entgegen und erdrückte ihn fast unter Lachen und Küssen, ohne auch nur die mindeste Notiz von dem Besuche zu nehmen. Endlich gelang es ihm, den kleinen Kobold abzuschütteln, und lachend wandte er sich zu Boisserée: „Was sagen Sie zu dem wilden Ding da? das ist meine jüngste Tochter", — „der Maler", setzte er dann mit sichtlichem Stolze hinzu.

Mit Vorliebe betheiligte Amalie sich an den Spielen der Knaben und oft überfiel sie der sehnsüchtige Wunsch, selbst ein solcher zu sein. Später erzählte sie wohl, wie sie die hübschen Verse zwar noch nicht dem Wortlaut nach gekannt, dem Inhalt nach aber tief und lebhaft empfunden habe:

„Wär' ich ein Jäger auf freier Flur!
Ein Stück nur von einem Soldaten!
Ach, wär' ich ein Mann doch mindestens nur,
So würde der Himmel mir rathen!"

Auch äußerlich sah sie als kleines Mädchen ziemlich jungenhaft aus, indem man sie nach damaliger Mode à la Titus, d. h. mit kurz geschorenem Kopfe, gehen ließ; später löste sie gar gern ihre lang herunterhangenden Zöpfe auf und schüttelte sich im fröhlichen Uebermuthe, daß ihr das dichte, schwarze Haar wild um den Kopf flog. Im Stelzenlaufen war sie Meister, und das Schlittschuhlaufen übte sie eifrig auf einem einsamen Plätzchen der Mosel; es war damals noch etwas Unerhörtes für Mädchen, und Amalie war wohl die Einzige in Coblenz, die sich ganz in der Stille damit abgab. Sie genirte sich auch wohl gewaltig vor den Leuten, aber lassen konnte sie es darum doch nicht, denn „es war gar zu schön". Um die Treppen wie andere ordentliche Menschen hinabzusteigen, dazu fehlte ihr meist die Geduld, sie zog es vor, eilig auf dem Geländer hinabzurutschen, zuweilen auch später noch, als sie bereits erwachsen war.

Clemens Brentano, der häufig in ihr elterliches Haus kam, entsetzte sich in seinem sparsamen Gemüth über die Risse und Löcher in ihren Kleidern, wie sie dieselben sorglos aus Garten und Schule mitzubringen pflegte; er hielt ihr bisweilen ernstliche Strafpredigten wegen ihrer Wildheit und prophezeihte ihr, daß aus solchen Kindern nie etwas Rechtes werden könne. Brach sie dann in Thränen aus, so mochte ihm

die Neckerei wohl leid thun, und er fügte hinzu: „Nun hör' mal, du kleine schwarze Hexe, was ich deiner Mutter sage: ‚Frau Jean Claude, macht Euch keine Sorge um das Maler; die ungezogensten Kinder werden nachher die tüchtigsten Menschen.' Hast du's gehört? dann geh' und wasche deine verheulten Augen." Kam sie zurück, so sah er sie an: „So hast du sie gewaschen? man sollte es nicht meinen, denn sie sind noch gerade so schwarz wie die meinigen auch; pfui, wir beide müssen uns schämen, daß wir so schwarze Augen haben." Da begann sie von Neuem bitterlich zu weinen und zwar über die schwarzen Augen des Clemens Brentano und ihre eigenen, bei denen alles Waschen vergeblich sein sollte. Dem Hausfreund aber riß die ohnehin schwache Geduld völlig, er stampfte mit den Füßen und schrie ihre Mutter an: „Frau Jean Claude, Euer Maler ist ja ein ganz abscheulicher Heulwatz!" ergriff Hut und Stock und lief ohne Gruß davon.

Die fromme, etwas schwärmerische Richtung der ältesten Schwester theilte sie selbstverständlich durchaus nicht; als Jene ins Kloster ging, sagte eine Bekannte neckend zu dem Kinde: „Nun, wer weiß, am Ende gehst du auch noch einmal hinein?" Empört erwiederte Amalie: „Eher aber spring' ich über unsre hohe Gartenmauer in die Mosel!" Ihre Eltern wohnten damals im Bassenheimer Hofe, in welchem dem Bauinspektor von Anfang der zwanziger Jahre bis 1841 freie Wohnung zustand, wogegen er den an die Straße anstoßenden Flügel auf seine Kosten auszubauen hatte. Das elterliche Haus war wenige Jahre nach Amaliens Geburt

auf einen Schwager übergegangen und 1833 durch Verkauf in den Besitz der Familie Dietz gelangt.

Der Bassenheimer Hof liegt in dem interessantesten Theile der Stadt, welche ehemals ihre Fronte nicht dem Rheine, sondern der Mosel zukehrte, als dem Hauptflusse des trierischen Landes, wo sie „sonderlich wohlbewohnt und mit schönen, wohlgezierten Häusern ansehnlich“ war. Da ist noch die alte Burg der Kurfürsten mit ihren Thürmchen und Erkern, die einer der ritterlichen Trierer Erzbischöfe des dreizehnten Jahrhunderts erbaut und die es sich wohl einst nicht hatte träumen lassen, daß in späterer Zeit eine Blechfabrik in ihre Räume einziehen werde; dann die Moselbrücke mit ihren gewaltigen Pfeilern, das Werk des Balduin von Lützelburg, „also schön, als man in tewtscher Nacion soll finden mit XIII gewölbten Bogen“; ferner der alte Markt mit dem Kaufhause, dem Bürresheimer Hofe und der Florinskirche, und noch so manches stolze, alte Herrenhaus, dessen Besitzer, theils ausgestorben, theils durch böse Zeiten, theils durch eigene Schuld heruntergekommen und in der weiten Welt zerstreut sind. Für die Kinder hatten die historischen Erinnerungen, die sich an die nächste Umgebung der elterlichen Wohnung knüpften, damals wohl weniger Reiz, als die herrlichen Spiel- und Tummelplätze, welche ihnen eben diese Umgebung, sowie der große Garten und der ausgedehnte Hofraum bot.

Als Amalie das Lernalter erreicht hatte, wurde sie einer der Coblenzer Mädchenschulen übergeben, in denen es damals weniger gelehrt als gemüthlich herging. Die angesehenste

derselben war die Schule der zwei alten Fräulein von Brahm, ehemaligen Nonnen eines aufgehobenen Klosters, liebenswürdigen Wesen, mit deren Kenntnissen, namentlich in der Orthographie, es etwas wackelig aussah, während die Schule der drei Schwestern Saarburg, den Töchtern eines kurtrierischen Offiziers, durch ihre wunderbaren Lehren in der Geographie hervorragte; mit besonderer Vorliebe wurde die Existenz der Antipoden besprochen und unzählige Mal an einem Tintenfasse erklärt. „Oben wohnen wir, unten wohnen sie, dann dreht sich die Erde um, und oben wohnen sie und unten wir.“ Wenn die Kinder entsetzt die Frage wegen des Herunterfallens stellten, so schwieg die Lehrerin verlegen, erklärte, darüber wisse man so recht nichts und begann wieder von vorn. Einer derartigen Mädchenschule gehörte auch Amalie während ihrer ersten Schulzeit an, bis sie ungefähr im Alter von 14 Jahren, in die (Febr. 1830) neu gegründete Stein'sche Schule als eine der ersten Schülerinnen überging.

Der Besitzer und Hauptlehrer derselben war ein ehemaliger Jude, ein sehr braver Mann, der sich nicht nur die wissenschaftlichen Fortschritte seiner Schülerinnen, sondern auch deren Amüsement angelegen sein ließ. Seine Autorität bewahrte er ungeschmälert bis zum Jahr 1848, wo die Mädchen rebellirten und „Schwätzfreiheit“ und andere Freiheiten während der Stunden verlangten. Der gute Mann war so schwach, nachzugeben, und von da an war seine Autorität unrettbar verloren.

Unter Amaliens Lehrern war der Religionslehrer Seydel

wohl der hervorragendste, der Freund und Rathgeber der Amalie Merveldt, mit der er gemeinschaftlich dem Waisenhaus zu St. Barbara vorstand. In jüngeren Jahren war er Offizier gewesen und hatte im Lützow'schen Corps die Freiheitskriege mitgemacht. Nach langer Zeit wurde ihm wegen seiner militärischen Verdienste von Rußland ein Orden verliehen, und man suchte vergebens nach dem „Lieutenant" Seydel. Als derselbe endlich als Geistlicher aufgefunden wurde, war er grade in eine gerichtliche Untersuchung verwickelt gewesen und sollte eine Festungshaft antreten. Da man es nun nicht für passend hielt, ihn gleichzeitig zu dekoriren und einzusperren, so ließ man es bei ersterem bewenden. Mit dem glühenden Eifer eines Convertiten haßte Seydel den Protestantismus und machte dieser Gesinnung zuweilen in den originellsten Reden Luft. Als er einst bei einem Mittagessen „diesen Protestantismus, den Deutschland drei Jahrhunderte lang in sich hineingefressen", energisch heruntergemacht, schlug er mit so gewaltigem Faustschlag auf den Tisch, daß davon zwar nicht die Ketzerei, wohl aber eine Anzahl Gläser zertrümmert wurden; lächelnd drohte ihn der alte Bischof von Hommer mit dem Finger: „Machen Sie's nicht gar so arg, Herr Wachtmeister!" Auch in der Predigt gestikulirte er so heftig, daß bisweilen sein kleiner schwarzer Kragen unter die andächtigen Zuhörer flog. Er war als Religionslehrer mehr eifrig wie gelehrt; seine kurzen, kräftigen Aussprüche machten aber auf viele seiner Schülerinnen tiefen Eindruck, und Amalie sprach später noch oft von seinem Worte über das Almosengeben: „Wenn

man auch sonst nichts geben kann, Liebe kann man immer geben.“

Mit allzu viel Gelehrsamkeit wurden in der Stein'schen Schule, ebenso wenig wie in den andern Schulen der damaligen Zeit, die Mädchenköpfe nicht geplagt, dafür verloren sie aber andererseits über vielem Lernen nicht die eigenen Gedanken. Der Unterricht, den Amalie in ihrer Jugend erhielt, war daher ein äußerst einfacher und früh abgeschlossener.

Bedeutender wie das, was sie aus Büchern lernte, wirkten die Eindrücke, die sie in ihrer ganzen Umgebung empfing: zunächst im engeren Kreise des elterlichen Hauses und dann in dem weitern der Verwandten und Freunde. Durch ihren Vater wurde der ihr angeborene Sinn für die Kunst mächtig geweckt und sie sah mit Stolz und Bewunderung auf die Pläne, die er entwarf und ausführte. Noch tiefer und nachhaltiger aber war der Einfluß, den die Richtung und das ganze Wesen ihres ältesten Bruders auf sie ausübte. Sie war erst 10 Jahre alt, als er das elterliche Haus verließ, um in Bonn, dann in München Philologie und Philosophie zu studiren; aber seine Besuche in den Ferien, seine Briefe aus der Fremde brachten für sie immer eine ganze Welt neuer Gedanken und Bilder, die sie um so freudiger in sich aufnahm, mit je größerer Liebe sie gerade an diesem Bruder hing. Die Ideen des Schönen und Edlen waren es vor Allem, welche durch seine begeisterten Schilderungen in ihr wachgerufen und genährt wurden.

Nach Vollendung seiner Studien an der Universität hatte

Ernst Lasaulx 1830 eine mehrjährige Reise angetreten, zunächst durch eine Reihe österreichischer Klöster, um die Schriften des Meister Eckehard aufzusuchen. Den Winter brachte er in Wien zu, wo er mit Günther und Emmanuel Veith Freundschaft schloß. Von hier zog er weiter durch Steiermark und Triest bis Rom, wo er sich einem eingehenden Studium der Kirchenväter hingab; hier gewann er auch jene tiefe Liebe und das Verständniß für die Schönheit und Größe der Kunst, die ihn sein Leben lang begleitete und welche die wesentlichste Grundlage seines ganzen späteren Wirkens bildete. Nach zweijährigem Aufenthalt in Italien, wo er mit Bunsen, Platner, Cornelius, Koch, Overbeck und Carl Letellier viel verkehrt hatte, schloß er sich dem Gefolge des jungen Königs Otto von Griechenland an und reiste nach Athen. Von dort eilte er nach Constantinopel und über Smyrna, Rhodus und Cypern nach Palästina; „denn", schreibt er, „ein natürliches Gefühl zieht die Menschen nach den Orten, die durch die Spuren des Erlösers geheiligt sind. Obgleich ein unwürdiger Nachkomme frommer Vorfahren, so hat sich doch etwas von ihrem Geiste auf mich fortgepflanzt und ich habe immer geglaubt, daß der Anblick des irdischen Jerusalem die Sehnsucht nach dem himmlischen nur vermehren könne, welches unser Aller Vaterland ist; denn wer freigeboren in der Knechtschaft lebt, fühlt schärfer, wessen er entbehrt."

In begeisterter, bilderreicher Sprache schildern seine Briefe die Eindrücke dieser Pilgerfahrt von dem Augenblicke an, da er „die Zinnen der Friedensstadt" erblickte, bis zu seinem

Abschiede auf dem Berge Golgatha und auf der Spitze des Oelberges. Er erzählt von seinem Verweilen in der Kirche des heiligen Grabes, von seinen Wanderungen nach Bethlehem und Jericho; mit dichterischen Worten entwirft er Bilder aus dem Leben der Orientalen, und schildert den Zauber der südlichen Sternennächte und die tiefe Trauer und Wehmuth, die wie die Erfüllung eines alten Fluches über dem Lande ruht, dessen Bewohner heimathflüchtig und ruhelos unter alle Völker der Erde auseinandergeworfen sind.

Wenn solche Berichte in der Heimath anlangten, so nahmen Verwandte und Freunde lebendigen Antheil an seinen Erlebnissen, und auch der fröhliche Sinn Amaliens ruhte ernsthaft auf den Bildern, welche die Briefe des Bruders ihr vorführten; ihre Gedanken und Wünsche flogen sehnsüchtig über die Grenzen ihrer rheinischen Heimath hinaus, und sorgfältig bewahrte sie die getrockneten Blätter und Blumen, die ihr Bruder für sie gepflückt hatte, als Andenken an jene geweihten Stätten.

II.

Verwandte und Freunde. Jugendjahre.

Das Lasaulx'sche Haus war nicht, was man ein geselliges Haus nennt, aber es besaß in und außerhalb Coblenz viele gute Freunde und einen zahlreichen Verwandtenkreis, in dessen Mitte Amalie eine glückliche, goldene Jugendzeit genoß.

Von den Geschwistern ihres Vaters war nur eine Schwester, Christine, in Coblenz geblieben, welche an den Justizrath Longard verheirathet war und deren Haus das Ideal eines echt rheinländischen Hauses war, welches wohl Allen, die ihm einst nahe gestanden, unvergeßlich geblieben ist. Eine einfache, herzliche Frömmigkeit war der Grundton, der durch das gesammte Sein und Wirken dort hindurchklang. Das tägliche Leben war eng verflochten mit dem Gang des Kirchenjahrs, und die Feste desselben wurden mit allen in Coblenz üblichen Gebräuchen mitgefeiert. Lebhaft interessirte man sich für alle Ereignisse auf kirchlichem Gebiete, zumal da viele Freunde des Hauses durch Amt und Beruf demselben nahe

standen. Eine zweite hervorragende Eigenschaft war die rheinländische Gastfreiheit und der Frohsinn, der in demselben herrschte. Von nah und fern kamen Gäste, und Alle wurden mit biederer Herzlichkeit bewillkommt, und Manchem erging es da, wie es in der „Warnung vor dem Rhein" heißt: „Das Leben ging ihnen zu lieblich ein", und sie vergaßen fast der Heimkehr.

Der Hausherr, Johann Nepomuk Longard (geb. 1790), war ein stiller, biederer Charakter; er pflegte im täglichen Leben nicht viel zu sprechen, aber er war Allen, die ihm nahe traten, wohlthuend durch sein treuherziges, freundliches Wesen, und bei der Jugend erfreute er sich einer unbegrenzten Beliebtheit. Obgleich er in Coblenz eine französische Jugendbildung genossen — dem Bonner Lyceum war er wegen Heimweh entflohen —, so theilte er doch die französischen Sympathien einzelner älterer Mitbürger durchaus nicht; war seine Mutter doch jene tapfere Frau gewesen, welche bei jenem Vorfall in der Jesuitenkirche den Franzosen einen siegreichen Widerstand geleistet hatte. Zur Zeit der Befreiungskriege war er freiwillig mit zu Felde gezogen, und der späteren Gestaltung der politischen Verhältnisse im Rheinland war er nicht abgeneigt. „Die Regierung ist wohlwollend", meinte er, „nur die Leute, die sie uns geschickt hat, sind so unleidlich." Einem echten Rheinländer galt noch lange Jahre hindurch die Verleihung eines preußischen Ordens als eine zweifelhafte Ehre, und so kündigte auch Longard dieselbe einst ganz bestürzt den Seinigen mit den Worten an: „Es ist mir ein

Unglück passirt!" Das Unglück aber war der rothe Adlerorden, den man ihm zugeschickt hatte. Er war sehr belesen, und die freien Stunden, welche ihm sein Beruf und die mannigfachen Ehrenämter, die man ihm übertragen, ließen, widmete er gern seinen Lieblingsschriftstellern Cicero und Walther Scott. Bis in sein letztes Lebensjahr war er ein rüstiger Fußgänger. Täglich ging er nach Tisch auf die Laubach oder dehnte auch wohl seine Wanderungen auf die nahen Berge aus, von denen er allemal mächtige Sträuße von Waldblumen, Farrenkraut und Baumzweigen heimbrachte. Außer den Blumen, denen er in seinem hübschen Garten („dem Herrn Rath sein Irrgarten", nannte ihn der alte Gärtner) besondere Pflege widmete, waren die Vögel seine guten Freunde, die er an der Stimme zu unterscheiden wußte und deren Liebe zum Gesang er theilte. Auf seinen Spaziergängen sang er Volkslieder, die er mit leiser Stimme oft schon in den Straßen der Stadt anhob. Hier und da schlossen sich ihm vor dem Thor fremde kleine Kinder an, die ungeheißen lustig nebenhertrabten und mitsangen, wenn er den „Prinz Eugen", oder „Ein Jäger aus Kurpfalz", oder „Nachtigall, ich hör' dich singen" und andere Lieblingslieder anstimmte. Sein getreuer Begleiter auf solchen Wanderungen war sein Freund Wilms, ein liebenswürdiger, alter Junggeselle. In allen seinen Gewohnheiten und Steckenpferden beobachtete er eine große Regelmäßigkeit. So richtete er z. B. jahrelang seine Ferienreisen stets nach den ihm wohlbekannten Vogesen, obwohl ihm oft genug die Schönheit anderer Gebirgsgegenden angepriesen wurde. Jo=

seph Görres' Sohn Guido behauptete von diesem regelmäßigen Erscheinen in Elsaß: „In Straßburg heißt's: Ihr Leute, macht's Sauerkraut ein, der Herr Longard ist da!"

Die Seele seines Hauses war seine Frau, Christine von Lasaulx, geb. 1797, eine bis in ihre älteren Jahre schöne, feine Erscheinung. In ihrem ganzen Wesen hatte sie etwas Würdevolles, und Clemens Brentano, der ein scharfes Auge und eine noch schärfere Zunge für die Schwächen seiner Freunde besaß, behauptete scherzend, ihr nie verzeihen zu können, daß sie ihm nicht ein einziges Mal Gelegenheit gegeben, sich über sie lustig zu machen. Obwohl von schwacher Gesundheit, wußte sie doch ihren Haushalt kräftig zu leiten und in musterhafter Ordnung zu halten. Es war eine besondere Liebhaberei von ihr, an ihrem Hause, welches ihr Bruder Jean Claude errichtet hatte, bauliche Veränderungen vornehmen zu lassen, und bei solchen Gelegenheiten pflegte sie selbst Alles anzuordnen und zu beaufsichtigen. Im Hause galt sie in allen Angelegenheiten als oberste und unbestreitbare Autorität, und auch unter Verwandten und Freunden übte ihr festes Wesen und ihr sicheres, klares Urtheil großen Einfluß aus. Bei der Jugend war sie wegen ihrer Strenge etwas gefürchtet.

Das Longard'sche Haus war der gesellige Mittelpunkt für den ganzen Verwandten- und Bekanntenkreis. Fast jeden Mittag, während man noch bei Tische saß, erschien der Bauinspektor dort, um einen kurzen Besuch abzustatten. Auf einem kleinen Sopha neben der Thüre pflegte er sich niederzulassen, und häufig kündigte er eine „schöne, neue Geschichte"

an, die man aber „eigentlich während des Essens nicht wohl erzählen könne". Erhob sich dann allgemeiner Protest gegen seine Geschichte, so war es ihm nur desto unmöglicher, sie zu unterdrücken. Schmunzelnd und vergnügt in sich hineinkichernd, wartete er auf den Augenblick, wo die Mahlzeit beendigt sein würde; dann ließ er sich nicht länger zurückhalten, und es kam eine jener kleinen, kurtrierischen Historien zum Vorschein, zwar derb, aber voll des lustigsten Humors aus der guten alten Zeit. Er selbst hatte inniges Vergnügen daran, je derber desto besser, und er konnte über seine eigenen Erzählungen lachen, daß ihm die hellen Thränen in den Augen standen; überall wußte sein Entdeckungstalent dergleichen aufzufinden: auf den Bauplätzen, in den Werkstätten, im Postwagen, und seine eigene Phantasie that schließlich das Beste dazu. Zuweilen erschien er auch bei diesen regelmäßigen Besuchen als ein höchst schweigsamer Gast; dann kam er ohne Gruß und ging weg, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

Allabendlich kamen in dem Longard'schen Hause gute alte Hausfreunde zusammen, deren Freundschaft theilweise bis zu der Großeltern und Urgroßeltern Zeiten zurückdatirte. Da war das Fräulein Gertrud Linz, die Tochter jenes kurfürstlichen Geheimenrathes, des Freundes und Nachbarn des Syndikus von Lasaulx; dann der alte Junggeselle Leveling, des „Herrn Rathen und Militzendoktors einziger Sohn"; ferner der originelle Seydel und dessen Freund Burkard, der Pfarrer der Liebfrauenkirche Holzer (später Domprobst zu Trier), die Familie von Bachofen, der vortreffliche Justizrath

Adams und seine Frau, welche beide seit früher Jugend der Familie nahe gestanden hatten, und noch viele Andere.

Die außerhalb Coblenz lebenden Geschwister des Bauinspektors blieben stets in lebendigem Zusammenhang mit der Coblenzer Heimath, indem sie bald länger, bald kürzer mit den Ihrigen in dem Longard'schen Hause verweilten.

Am nächsten wohnte der jüngste Bruder, Peter von Lasaulx, welcher nassauischer Amtmann in Dierdorf war, wo er nach Art der Amtleute früherer Zeit gleich einem Pascha in seinem Gebiete in großer Selbständigkeit und Herrlichkeit schaltete und waltete. Die kleinen Coblenzer Neffen und Nichten kehrten stets mit der festen Ueberzeugung aus seinem Hause heim, daß der „Oehm Dierdorf" ein gar mächtiger Herr sei. Er war in seinem Wesen ein trockener, steifer Jurist, innen und außen wie von Holz geschnitzt, während seine höchst originelle Frau dafür sorgte, daß es stets neue Anekdoten in der Familie zu erzählen gab. Peter von Lasaulx war nach seines Vaters Tode Besitzer von Lahneck und dem Arnsteinerhof geworden; er löste den Erbpacht ab, verkaufte aber die Besitzung in späteren Jahren.

Der ältere Bruder Adam lebte in Adenau, einer kleinen Landstadt der Eifel. Aus dem kurfürstlichen Canonikus von St. Florin war im Laufe der Jahre ein tüchtiger königlicher Oberförster geworden, durch seinen Humor und seine Originalität weit und breit in der Gegend beliebt. Gar gern reisten die Kinder seiner Coblenzer Geschwister zu ihm hin, um in ungehemmter Freiheit Berg und Thal zu

durchstreifen und die etwas melancholische Schönheit der Eifel kennen zu lernen. Bisweilen kamen auch seine Kinder nach Coblenz, und so wild „der Maler" auch war, von den Eifeler Vettern konnte sie doch noch lernen; wenn z. B. Hubert, einer von den Söhnen des Oberförsters, gleich nach seiner ersten Ankunft in dem glatt gebohnten Boden der Lasaulx'schen Wohnung, dergleichen ihm in seiner Heimath nie vorgekommen, eine prächtige Bahn erkannte, auf der er in seinem derb genagelten Eifeler Schuhwerk wie auf einem zugefrorenen Teiche flink dahinglitt, so war das für Amalie eine höchst nachahmungswerthe Idee.

Ferner, wie die beiden Brüder, wohnten die Schwestern Lasaulx. Elisabeth, die älteste, lebte mit dem Geheimen Regierungsrath Umpfenbach verheirathet in Düsseldorf, und Amalie war die Frau eines österreichischen Offiziers, Hauptmann Mohr, in Wien geworden. Trotz der weiten Entfernung weilte sie verhältnißmäßig oft mit ihren Kindern in Coblenz. Ihre Nichte Amalie hing mit ganz besonderer Liebe grade an dieser Tante, welche ihre Pathin war.

Der Hauptmann Mohr besaß eine Stunde oberhalb Coblenz, in dem alten Rhense, ein Landhaus, welches leer stand und dem die alterthümlichen Familiengemälde ein romantisches Gepräge verliehen, es wurde nur von den Pächtersleuten bewohnt. Zuweilen nun siedelten im Sommer die kleinen Töchter des Justizrath Longard auf einige Tage dorthin über, während eine der älteren, vernünftigeren Cousinen Lasaulx als Aufsicht mitgegeben wurde. Dann führten

die Mädchen Haushalt auf eigene Faust, machten Nachenfahrten auf dem Rhein, spielten auf dem Königstuhl oder wanderten auf die umliegenden Dörfer, um Einkäufe für ihre Küche zu machen.

Mit der Görres'schen Familie in München blieb der Coblenzer Verwandtenkreis in regem Verkehr. Wenn auch Joseph Görres selbst ebenso wenig wie seine Frau die alte Heimath mehr wiedersah, so sandte er doch manchen Freund den Verwandten zu. Philipps, Kaulbach, Boisserée, Steingaß weilten vorübergehend unter ihnen, und auch Montalembert, der auf seiner Reise durch Deutschland sich in Coblenz aufhielt, brachte einen Mittag an dem Longard'schen Familientische zu. Joseph Görres' Sohn Guido blieb, als er mit seiner jungen Frau auf seiner Hochzeitsreise die rheinischen Verwandten besuchte, im Longard'schen Hause hangen, und es verging Sommer und Herbst, ehe er der Heimkehr nach München gedachte. Bei diesem Aufenthalte war es, daß er, anspielend auf die gemeinsamen Voreltern, einer der Coblenzer Cousinen am Palmsonntag die hübschen Verse schrieb:

„Uns Alle treibt ein inn'res Mahnen
Dem hohen Schloß vom Berge zu,
Dem alten Stammschloß unsrer Ahnen;
Das läßt der Seele keine Ruh'.
Im Himmel glänzen seine Zinnen,
Drum frisch hinan mit Rittermuth!
Gott segne mild dein kühn Beginnen;
Im Himmelsschlosse ruht sich gut! —

Mögen wir uns einst glücklich darin wieder finden und dort ein Palmzweiglein erhalten."

Von allen merkwürdigen Menschen, die sich während Amaliens Jugend in Coblenz aufhielten und deren Wesen einen bedeutenden Einfluß auf die Umgebung ausgeübt hat, in welcher sie heranwuchs, war wohl einer der merkwürdigsten der Dichter Clemens Brentano.

Seine Kindheit hatte er in dem Hause seiner Großeltern La Roche in Ehrenbreitstein verlebt, und mit Joseph Görres, mit Franz und Jean Claude Lasaulx war er zur Schule gegangen. Später, nachdem er dem ihm verhaßten Kaufmannstande entronnen war, hatte er ein gänzlich ungebundenes Leben geführt und war auf mancherlei Irrwege des Geistes und des Herzens gerathen. Abwechselnd hatte er sich in Heidelberg, Berlin, Frankfurt, Coblenz, Prag und Wien aufgehalten, überall den geistig bedeutenden Männern nahe tretend, auf ihre Ideen eingehend, oft tief davon ergriffen und eine Zeitlang mit fortgerissen, ohne sich jedoch dauernd fesseln zu lassen. Die großen Ereignisse der Zeit und die gewaltigen Erscheinungen auf dem politischen, kirchlichen und wissenschaftlichen Gebiete waren an ihm vorübergezogen, und mächtige Eindrücke waren auf ihn eingestürmt, die sein beweglicher Geist und seine glühende Phantasie nicht immer zu bemeistern und zu ordnen verstand. Sein Wesen war damals gleich einem Irrlicht: glänzend, unstet, unberechenbar und aufregend für seine Umgebung. Im Hause seines Schwagers Savigny zu Landshut lernte er Sailer kennen, dessen wahrhaft frommes und mildes Wesen tiefen Eindruck auf ihn machte und ihm die versöhnende und beruhigende Kraft des Christenthums

zum ersten Mal fühlbar machte. Sein vergangenes Leben trat ihm in seiner ganzen Verkehrtheit und Werthlosigkeit in den dunkelsten Farben vor die Seele. Zur Befestigung dieser ernsten, an Melancholie grenzenden Stimmung trug sein Aufenthalt in Westphalen bei, wo er, nachdem er Sailer's Freunde Overberg und Stolberg besucht, sich einige Jahre in Dülmen aufhielt, um die Betrachtungen der Anna Katharina Emmerich über das Leiden Christi niederzuschreiben.

Von dort begab er sich auf einige Jahre nach Coblenz. „Ueber Brentano ist", schreibt Joseph Görres in seiner derben Weise, „wie es scheint, der alte, böse Dämon, die Langeweile, wieder gekommen. So lange die Emmerich lebte, war er stationär, weil er immer etwas bei ihr über die andere Welt auszulauern hoffte; jetzt ist sie todt, nun kommt das unstete, unruhige Wesen wieder. Es schadet übrigens nicht, wenn er die Sorte erhabener Philister, die in Coblenz auf dem Casino ihr Wesen treibt, einmal zusammenschüttelt und ihnen zeigt, daß es noch andere Gattungen von Narren auf Erden gibt." In Coblenz verweilte Brentano als Gast in dem Hause des Stadtrathes Dietz, den er sehr bezeichnend „unsres Herrgotts getreuen Hausknecht" nannte und für dessen vortreffliche Frau Johanna er tiefe Verehrung hegte. Der Verkehr mit den Familien Dietz, Lasaulx, Longard, Settegast, sowie mit den älteren Schwestern Doll, die die Pension zu Marienberg in Boppard gegründet hatten, hielt ihn diesmal längere Zeit in Coblenz gefesselt, und er wirkte belebend durch die reiche Fülle seines Geistes und die Erinne=

rungen aus seinem wechselvollen Leben, obgleich der düstere Hauch, der sich über sein Wesen gelagert hatte, ihn seit seinem Aufenthalt in Westphalen nie mehr verließ.

Eigentliche Liebenswürdigkeit hatte er nie besessen; seinen scharfen Witz hatte er so wenig in seiner Gewalt, daß er grade die liebsten Freunde oft am schmerzlichsten damit verwundete. Merkwürdig ist, daß Clemens Brentano, der, so unerzogen er selber auch war, mit erstaunlicher Eigenmächtigkeit in befreundeten Familien in die Erziehung der Kinder einzugreifen pflegte und dieselben bald hier-, bald dorthin in auswärtige Pensionen transportirte, für die er grade begeistert war (z. B. nach dem Marienberg oder zu dem lutherischen Pfarrer von Gosfelde in Hessen), sich in der Lasaulx'schen Familie keine derartigen Eingriffe erlaubte.

Liebenswürdiger wie Clemens Brentano war dessen Bruder Christian, der ebenfalls öfters unter den Coblenzer Freunden verweilte; derselbe gab sich gern mit Kindern ab und verfertigte ihnen allerlei kunstreiches Spielzeug. —

Im Allgemeinen war es ein gegen fremd nach Coblenz eingewanderte Familien streng abgeschlossener Kreis, in welchem Amalie aufwuchs; nur wenige derselben traten zu ihrem elterlichen wie zu dem Longard'schen Hause in nähere freundschaftliche Beziehungen, wie z. B. die Familien Brüggemann und Huene.

Im Herbst 1831 war Brüggemann als Regierungs- und Schulrath nach Coblenz versetzt worden, Seine Frau war die Schwester des Malers Peter Cornelius. Eine andere Schwester

desselben, Jetta Cornelius, lebte bei ihnen im Hause; sie war der besondere Liebling der Kinderwelt, deren Herzen sie durch Mährchenerzählen erobert hatte. Mit Brüggemann war Carl Cornelius, ein jüngerer Verwandter seiner Frau, nach Coblenz gekommen, welcher zu den nächsten Jugendfreunden Amaliens und der Söhne und Töchter des Lasaulx'schen und Longard'schen Familienkreises gehörte. Im Winter 1831—32 hatte er mit Amalie gemeinschaftlich französischen Unterricht, welcher aber weniger Erfolg wie Vergnügen gewährte.

Die zweite der in Coblenz eingewanderten Familien, welche in diesen eng geschlossenen Kreis Eingang fand, war die des Generallieutenant von Huene, der mit Lasaulx gleiche Interessen theilte, als er in seiner Stellung als Ingenieuroffizier während einer langen Reihe von Jahren die militärischen Bauten in der Umgebung von Coblenz leitete. Bald nach den Freiheitskriegen war er als junger Offizier an den Rhein gekommen, den er, mit Ausnahme einiger weniger Jahre in Breslau, nie mehr verließ. Im Jahre 1817 war ihm der Bau der Festung Ehrenbreitstein übertragen worden, da die Ruinen der alten kurfürstlichen Festungsgebäude eingerissen werden mußten. Im Verlaufe von elf Jahren erhob sich der neue Bau und schaute mit seinen gewaltigen Mauern und seinen ausgedehnten inneren Höfen und Befestigungen stolz auf den Rheinstrom herab, „ein Werk, durch welches Preußen bewiesen, wie es am Rhein festen Fuß fassen wolle, um dessen Ufer nie wieder zu verlassen". Der Erbauer des Ehrenbreitstein gehörte zu den wenigen

Männern, welche damals am Rhein, als die Gemüther noch tief erbittert und gegen alles Preußische mißtrauisch waren, durch ihre Persönlichkeit die Herzen der Rheinländer gewannen und der preußischen Herrschaft gegenüber milder stimmten. Von lebhaftem Temperamente und voll wissenschaftlicher Interessen, hatte er selbst viel mit dem rheinländischen Charakter gemeinsam, und seine anspruchslose Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den einheimischen Bürgern erwarb ihm nicht nur in Coblenz, sondern auch weiterhin im Rheinland warme Liebe. Obgleich von den Lasaulx'schen Kindern zunächst Clementine viel im Huene'schen Hause verkehrte, so war doch Amalie der erklärte Liebling des Hausherrn.

Eine dritte der fremd an den Rhein hingezogenen Familien, welche mit Amaliens Umgebung in nähere Berührung trat, war die Berliner Familie Mendelssohn. Der jüngste Sohn derselben, Georg Benjamin, war bereits in seiner Jugend nach Coblenz gekommen, und durch seine Freundschaft mit Joseph Görres, in dessen Hause er viel verkehrt hatte, war er auch der Familie Lasaulx nahe getreten. Nachdem 1819 sein Vater sich in der Nähe der Stadt, in Horchheim, einen Landsitz gegründet, weilte er oft in der dortigen Gegend und ließ sich selbst später durch die Uebernahme einer Professur in Bonn dauernd am Rhein nieder. Der Bauinspektor von Lasaulx zählte unter den Rheinländern zu seinen nächsten und liebsten Freunden, wenngleich von eigentlich geselligem Verkehr nicht viel die Rede war.

Für die Kinder des Bauinspektors war und blieb das

Haus ihres Onkels Longard von Allen in Coblenz stets das anziehendste, und es war gleichsam ihre zweite Heimath. Hier war der Boden, auf dem alle geselligen Freuden ihrer Jugendzeit wuchsen und wo sie sich heimischer fühlten, wie in dem Ernst ihres elterlichen Hauses. Nirgends konnte Amalie ihrer Fröhlichkeit ungebundener den Zügel schießen lassen wie hier, und nirgends fand sie mehr Anregung für Geist und Herz wie an dem gastfreien Heerd des Oheims, welchem ihr Vater Alles zuführte, was von durchreisenden Fremden, Gelehrten und Künstlern ihn in Coblenz aufsuchte.

Oft kam man dort zu kleinen Festen zusammen oder unternahm gemeinschaftliche Wanderungen in die Umgegend. In hellen Haufen zog man über Berghöhen und Burgruinen zu einem erträglichen Wirthshaus in Capellen, in Niederlahnstein, ins Moselthal oder auch wohl ins Kannenbeckerland. Ein Hauptfesttag für Jung und Alt war der 16. Mai, Longard's Namenstag. Derselbe wurde gern mit einem Ausflug auf den Kühkopf oder auf die Mallendarer Höhe oder auf die Ruine Stolzenfels gefeiert, wo dann überall Waldmeister gesucht wurde, und wenn der Maiwein in Ordnung war, so stimmte der „Namenstag" das erste Lied an, in welches die Anderen fröhlich einfielen, so daß es laut und hell ins Thal hinabklang.

Einer der anziehendsten Orte der Umgegend, welcher oft diesen Kreis fröhlicher Menschen umschloß, war das eine Stunde unterhalb Ehrenbreitstein auf dem Berge gelegene Gut Besselich, ein ehemaliges altes Kloster, dessen Besitzer

(von Stedman) in regem Verkehr mit den Familien Longard, Lasaulx, Brüggemann standen. Ein unbeschreiblich poetischer Zauber ruht über diesem herrlich gelegenen Orte, dessen Geschichte tief in das früheste Mittelalter zurückreicht und auf dessen Besitzer die liebenswürdige Gastfreiheit der alten Klosterleute in reichem Maße übergegangen war.

Arm in Arm kehrte Amalie gern mit den Jugendfreunden und Freundinnen laut singend des Abends von solchen Familienausflügen heim, und sie war stets eine der Fröhlichsten. Auch am Theaterspielen betheiligte sie sich gern, und es war eine Quelle von Vergnügen für die Kinderwelt, wenn sie zwischen den selbstgemalten Coulissen als verkleidete Ritter oder Edelfrauen oder auch als böse und „edle" Räuber auftraten, wobei sogar der gelbe Haushund, sorgsam in Watte verkleidet, als sanftes Lamm mitspielen mußte.

Amalie genoß ihre goldene Jugendzeit recht von Herzensgrund; ebenso heimlich wie früher mit dem Schlittschuhlaufen, hielt sie es als heranwachsendes Mädchen mit der Poeterei. Ganz heimlich schmiedete sie kleine Gedichte, die sie wohl Niemand anvertraut hat. Später daran erinnert, gab sie lachend und abwehrend zur Antwort: „Wer hat denn keine Gedichte gemacht, als er achtzehn Jahre alt war!"

Getanzt hat sie in ihrer Jugend nie. Die kleinen, fröhlichen Tanzfeste im Longard'schen Hause waren damals noch nicht, da die Töchter um einige Jahre jünger waren wie Amalie, und in ihrem eigenen elterlichen Hause kam dergleichen nicht vor. Nur einmal hat sie einem Balle zugeschaut, und

davon erzählte sie: „Ich war mit meinem Vater in Ems und es war Ball im Curhaus. Ich stand an der offenen Thüre und sah in das Gewimmel und dachte: Sind die denn Alle verrückt!"

Als herangewachsenes Mädchen war Amalie in allen häuslichen Beschäftigungen ungemein flink und brauchbar. Zu Allem, was sie im Hause angriff, hatte sie Geschick und eine leichte, sichere Hand, so daß es eine Freude war, ihr bei der Arbeit zuzusehen. Ihr Bruder Hermann erzählte in späteren Jahren oft mit Bewunderung, wie es ein ganz besonderer Genuß gewesen sei, zuzusehen, „wenn unser Maler die Butterbrode schmierte". Sie selbst erzählte mit lustigem Humor, wie schwer es ihr Anfangs geworden sei, sich in die Pflichten einer erwachsenen Tochter des Hauses zu finden, da sie gar gern die Kinderzeit über das Maß hinausgedehnt hätte. Das erste Mal, als ihr die Obhut über die Küche ganz selbständig übertragen worden war, wollte sie besondere Ehre einlegen und hatte sich, um ja nichts zu versäumen, den ganzen Morgen häuslich in der Küche niedergelassen. Die Mutter war verreist, und das Mädchen war unten im Hause beschäftigt. Unglücklicherweise war ihr aber des Morgens ein interessantes Buch in die Hände gefallen, in welches sie nur hier und da verstohlenerweise während des Kochens blicken wollte. Ehe sie sich versah, war sie aber so ins Lesen vertieft, daß sie erst wieder aufschaute, als ihr Vater des Mittags heimkam und erschrocken das Küchenfenster aufriß, um den dichten Rauch, in dem sie saß, hinauszulassen. Das Mittag-

essen war mittlerweile ganz zu Kohlen verbrannt, und eine Schüssel Salat war das Einzige, was sie in großer Beschämung und Verwirrung auf den Tisch brachte. Ihr Vater, der zuweilen, und namentlich in häuslichen Dingen sehr zerstreut sein konnte, frug verwundert, wo denn das Mittagessen bliebe, worauf sie ganz vorwurfsvoll antwortete: „Aber Vater, das weißt du ja doch!“ Es war dies das erste und letzte derartige Mißgeschick.

Amaliens so fröhliche Jugendzeit sollte mit einem tiefen Schmerze endigen. Sie hatte sich mit einem jungen Arzte verlobt und die Eltern, obschon nicht erfreut über diese Verlobung, willigten schließlich in dieselbe ein. Andere Bewerbungen, welche von den Ihrigen mehr begünstigt worden waren, hatte sie stets abgewiesen. Ihre Eltern waren hierüber so verstimmt, daß sie wochen= ja monatelang neben ihr hergingen, mit ihr bei Tische saßen, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen. Als ihr einst von einer Schwester ihres Vaters deshalb Hochmuth vorgeworfen wurde, erwiderte sie heftig: „Ich bin nicht hochmüthig; ich weiß Einen, dem würde ich die Schuhe putzen, wenn er es von mir verlangte!“ Jener Eine hat vielleicht nie eine Ahnung von dieser Neigung gehabt, welche sie tief verschlossen hielt und in der Folge ganz überwand.

Der Bräutigam, mit welchem sie sich verlobt hatte, war eine wenig liebenswürdige Persönlichkeit; aber Amaliens Phantasie, die sehr zum Idealisiren hinneigte, stattete ihn mit den vortrefflichsten Eigenschaften aus. Da wurden ihr plötzlich durch eine egoistische und rücksichtslose Aeußerung desselben

die Augen über den Charakter des so bewunderten und geliebten Bräutigams geöffnet. Ihre eigene ideale Denkweise fühlte sich tief verwundet, und sie verfiel in einen Schmerz, der an Verzweiflung grenzte; stundenlang lief sie außer sich im Zimmer umher, den Kopf an den Wänden zerstoßend. Sie löste sofort die Verlobung auf.

Diese Gemüthsbewegung war zu stark für ihre körperlichen Kräfte gewesen; sie verfiel in ein heftiges Nervenfieber, welches sie an den Rand des Grabes brachte. Als sie genesen war, hatte ein tiefer Ernst sich ihrer Seele bemächtigt, der von nun an der Grundton derselben blieb. Während dieser traurigen Zeit hatte Seydel sich als treuer Freund bewiesen, und durch Theilnahme und tröstende Worte, die immer aufs Neue mit überwältigender Macht auf sie eindringende Melancholie von ihr abzuwehren gesucht.

„Ich bin wieder ganz wohl und in einer Hinsicht ganz glücklich", schrieb sie im December 1836 an ihre Tante in Wien; „obschon ich nach der Ansicht der Welt das Schönste und Liebste ihr opfern mußte, so habe ich doch dabei etwas errungen, was mir reichlichen Ersatz bietet." Um Zerstreuung zu finden, ließen ihre Eltern sie zu ihrem Bruder Ernst reisen, der seit 1835 als Professor in Würzburg lebte und mit der Tochter des Philosophen Franz von Bader verheirathet war. Wenn es die Absicht ihrer Eltern war, sie durch diesen Aufenthalt der Welt und ihren früheren Lebensplänen wiederzugewinnen, so war dieser Aufenthalt indessen nicht wohl gewählt. Das Haus ihres Bruders lag in der Nähe der Klinik,

so daß sie oft beobachtete, wie Leidende aller Art dort hinein- und viele Leichen hinausgetragen wurden. Es regte sich in ihr bereits damals das Verlangen, sich in solcher Umgebung ihr verlorenes Lebensglück neu aufzubauen. Es habe ihr, erzählte sie später, bei solchem Anblick allemal in den Händen gejuckt, mit angreifen zu können.

Die gewaltsame Zerstörung ihres Lebensplanes hatte eine große, fühlbare Leere in ihrem Herzen zurückgelassen; ihr Leben kam ihr öde und werthlos vor, und ihr energischer Thätigkeitstrieb suchte vergebens nach Befriedigung. Die schmerzlichen Erfahrungen, die sie gemacht, ließen ihr das rege Leben am Rhein in weniger bunten Farben erscheinen, wie bisher, und das Interesse für Kunst und Wissenschaft vermochte nicht mehr sie zu befriedigen. So traten denn jetzt jene anderen Interessen, als die, welche sie bisher erfüllt hatten, mit um so größerer Lebhaftigkeit an sie heran: die Leiden ihrer Mitmenschen und die Forderungen der christlichen Barmherzigkeit; durch diese Richtung bereitete sich allmählich eine neue Gestaltung ihres Lebens vor.

III.

Wohlthätigkeitsbestrebungen in Coblenz. Amaliens Eintritt ins Kloster.

Während der Jahre, denen Amaliens fröhliche Kindheit angehört, hatte sich in Coblenz ein Kreis frommer Männer und Frauen gebildet, die sich die Sorge um die leibliche und geistige Noth ihrer Mitmenschen zum Lebenszwecke gewählt hatten. Die Noth des Krieges, das Hungerjahr 1815, Ueberschwemmungen und Krankheit hatten viele Verheerungen angerichtet und die christliche Barmherzigkeit wachgerufen. Das Haus des Stadtrath Hermann Joseph Dietz und das Waisenhaus zu St. Barbara, in dem die Gräfin Amalie Meerveldt als Stifterin und Oberin desselben lebte, waren die Mittelpunkte dieses Kreises. An letztere hatten sich einige fromme Damen, wie Apollonia Diepenbrock, Gräfin Johanna Droste, Gertrud Nell, Luise Hensel, die Schwestern Sophie und Therese Doll und Andere eng angeschlossen, und ohne Nonnen zu sein — denn deren gab es in dem damaligen Coblenz nicht —

führten sie doch ein ähnliches Leben der Arbeit und des Gebetes wie jene. Eine der anziehendsten Erscheinungen war wohl Caroline Settegast; von unwiderstehlichem Wohlthätigkeitstriebe beseelt, gab sie Alles den Armen hin, unter denen sie lebte, ihre Armuth freiwillig theilend; sie pflegte, tröstete, half, wo sie konnte, und erschien in den Häusern ihrer früheren Bekannten nur mehr, um für ihre armen Freunde zu betteln. Wurde ihr etwas zum eigenen Gebrauche gereicht, so wußte sie bereits längst ein armes Haus, in dem der Gegenstand viel nothwendiger sei wie für sie. Sie tanzte sogar für die Armen, als ihr einst eine Belohnung versprochen worden war, wenn sie, das alte Fräulein, das in seiner Jugend eine gefeierte Tänzerin gewesen, seine Kunst noch einmal wolle sehen lassen. Einige eifrige Geistliche, wie Seydel und Corneli, begünstigten diese strenge Richtung; ja so eifrig gingen dieselben zu Werke, daß letzterer einst in einer Predigt darthat, aus ganz Coblenz seien „nur drei Menschen werth in den Himmel zu kommen“, worunter denn die allzeit spottlustigen Coblenzer den Prediger selbst und ein frommes Ehepaar, dessen Hausfreund Corneli war, verstanden. Dieselbe energische Frau aber, die einst in ihrer Jugend zu französischer Zeit den Ausgang aus der Kirche erkämpft, konnte auch jetzt nicht umhin, ihrem empörten Gefühl Luft zu machen, indem sie kurz und bündig erklärte: „Ach was, Gottes Barmherzigkeit ist größer als euer dummer Menschenverstand!“

Im Jahre 1817 war in Coblenz der Frauenverein

gegründet worden, der damals in großartigem Maßstabe für die Bedürfnisse der Armen, Kranken und Waisen sorgte und zu dessen thätigsten Mitgliedern auch Solche zählten, die grade nicht zu jener klosterartig strengen Richtung gehörten, wie die Frauen des Regierungsrath Brüggemann und des Justizrath Longard.

Als Clemens Brentano nach Coblenz kam, betheiligte er sich aufs lebhafteste an allen diesen Bestrebungen und goß den ganzen reichen Zauber seiner Poesie über dieselben aus, indem er in den lieblichsten Liedern das Wirken der thätigen christlichen Liebe schilderte. Außer dem Frauenverein war es das Bürgerhospital, die Schöpfung seines Freundes Dietz, dem er seine volle Theilnahme und reiche Gaben zuwandte. Das Gebäude, welches zu demselben benutzt wurde, war ein altes Franziskanerkloster, dessen Bewohner zu Anfang des Jahrhunderts ausgewiesen waren. Der Umbau, den Lasaulx leitete, erforderte die Ueberwindung großer Schwierigkeiten, allein die freudige Bereitwilligkeit, mit der von allen Seiten Hülfe geleistet ward, ließ dieselben bald besiegen. Brentano selbst erzählt in seinem Buche über die Barmherzigen Schwestern: „Die angestrengte Eile, zu räumen und zu reinigen, der Eifer, womit, dem vorbereiteten Einrichtungsplan zufolge, die Wände eingeschlagen, die Böden aufgerissen, die Treppen erneut, neue Säle errichtet wurden, hatten den Charakter jenes freudigen Ungestüms, mit welchem aufrichtige Liebe nach langer Sehnsucht einem wiederkehrenden Vater einen Triumphbogen zu erbauen alle Kräfte dransetzt, und Jeder, der zu-

sah, mußte sich erfreuen, denn es war die christliche Milde, die Barmherzigkeit mit allem menschlichen Elend, welche hier einziehen sollte und welcher man den Weg schmückte und die Räume ihrer beseligenden Wirksamkeit bequem richtete.“ 1825 war der Bau vollendet, die ersten Kranken konnten aufgenommen werden, deren Pflege von drei Freundinnen der Amalie Meerveldt übernommen wurde, welche durch Eifer und Freudigkeit zu ersetzen suchten, was ihnen an Erfahrung in der Krankenpflege mangelte. Auch einzelne junge Mädchen aus der Stadt wurden auf ihre Bitten zuweilen in dem Hospitale beschäftigt und fühlten sich dort wie in einen Zauberkreis gebannt, der sie von der übrigen Welt schied. Brentano hatte während seiner Reisen in Frankreich die Wohlthätigkeitsanstalten dort kennen gelernt und zugleich die segensreiche Wirksamkeit der Barmherzigen Schwestern, welche, wenn auch durch manche polizeiliche Bestimmung und Beaufsichtigung eingeengt und gedrückt, doch nie dort aufgehört hatten zu existiren. Auf seinen Rath und sein Drängen hin wurde in Coblenz beschlossen, die Pflege der Kranken im Bürgerhospital solchen Nonnen zu übergeben, und zwar den Schwestern aus der Congregation vom heiligen Carl Borromäus aus Nancy.

Diese Congregation war 1652 in Nancy gegründet worden; ihre Regeln verdankte sie dem Abt von Estival, Epiphanius Louys, und ihren Namen dem Hospital St.-Charles, in dem sie zuerst ihre Thätigkeit entfaltete. Sie hatte sich zunächst in Lothringen und den angrenzenden Gegenden ausgebreitet. Zur Revolutionszeit wurde die Congregation von der damaligen

Regierung officiell aufgelöst, die Generaloberin und viele andere Schwestern, die den Eid auf die Constitution verweigert hatten, ins Gefängniß gesetzt, während die meisten Mitglieder durch ganz Frankreich und in anderen Ländern verstreut sich verborgen hielten und in der Stille ihre Berufspflichten zu erfüllen suchten. Elf Jahre dauerte dieser Zustand. Als endlich bessere Zeiten kamen, sammelten sich die Ordensschwestern wieder, und im Jahre 1807 nahm die Congregation Theil an dem von Napoleon zusammenberufenen Generalcapitel der Barmherzigen Schwestern zu Paris. Damals besaß sie 55 Häuser und 231 Schwestern. Im Jahre 1811 wurden diese Nonnen zuerst nach Deutschland berufen und zwar in das Hospital zu Trier. Dorthin begaben sich nun einige Herren aus Coblenz, um dieselben zur Uebernahme ihrer Anstalt zu bewegen. Die Generaloberin schloß den üblichen Vertrag mit ihnen ab und traf 1826 in Begleitung der für Coblenz bestimmten Schwestern dort ein; mit ihnen zog, wie es in dem späteren Gutachten des Medicinalrath Ulrich heißt, „der Geist der Liebe und Ordnung in das Haus ein".

Zu den jungen Mädchen, welche sich hier und da zu freiwilligen Dienstleistungen anboten, hatte auch Nannchen Lasaulx gehört, und dieser Umgebung wie dem Einflusse, den die höchst anziehende Persönlichkeit der Gräfin Meerveldt auf sie ausübte, war es wohl zuzuschreiben, daß sie von früher Jugend an der Wunsch erfüllte, in einer derartigen Genossenschaft ihr Leben hinzubringen. Kaum 18 Jahre alt, trat sie, von ihrer Mutter begleitet, in dem Mutterhause zu Nancy ein.

Sie gehörte indessen nur wenige Jahre der Congregation an, da sie auf den Wunsch des Bischofs sich als Oberin in den weit strengeren Orden der Elisabethinerinnen zu Luxemburg begab, um denselben vor dem drohenden Verfall zu retten.

Durch Dietz, in dessen Hause Amalie befreundet war, lernte nun auch sie das Leben im Hospital und die aufopferungsvolle Thätigkeit der Barmherzigen Schwestern kennen. Bald entstand der Gedanke in ihr, sich denselben anzuschließen, um ihr Leben durch Werke der Nächstenliebe auszufüllen. Je länger sie darüber nachdachte, desto klarer trat ihr der Gedanke entgegen, daß grade dies der Weg sei, den Gott für sie bestimmt, und daß durch die Auflösung ihrer Verlobung ein Hinderniß beseitigt sei, welches bisher der Erkenntniß ihrer eigentlichen Bestimmung im Wege gestanden. Das Gefühl, eine bestimmte äußere Aufgabe während ihres Lebens erfüllen zu müssen, hatte sie, nachdem es einmal erwacht war, so mächtig ergriffen, daß es, nach ihren eigenen Worten „den ganzen Tag mit ihr herumging, wie eine Sünde". Sie war eine zu kräftige Natur, um das Kloster als eine Zufluchtsstätte für ihre verwundeten Gefühle zu suchen, und der Gedanke, in einen Orden einzutreten, stand daher nicht in unmittelbarer Verbindung mit der erlittenen Enttäuschung. „Meinen Beruf hat mir Gott selbst gegeben", äußerte sie später zu einer Freundin. Lange trug sie ihr Vorhaben mit sich herum, ohne davon etwas zu äußern, immer mit dem Gedanken: „Sag' es Niemand, es soll nur zwischen mir und meinem Gott sein."

Es war nicht das eigentliche Klosterleben, welches sie anzog, sondern vielmehr die Arbeit, die sie in demselben zu finden hoffte. Der Entschluß zu dem entscheidenden Schritte fiel ihr unsäglich schwer. Die Liebe zu ihrem Vater und das an mannigfachen Interessen so reiche Leben in Coblenz, an denen sie, ohne eine umfassende Schulbildung erhalten zu haben, mit vollem Verständnisse theilnahm, der große Kreis lieber Verwandten und Freunde, die ungebundene Freiheit, die sie im elterlichen Hause genoß — andererseits aber der Anblick des Elendes und der Noth in der Welt, in die sie eintreten wollte, und die geistig enge Abgeschlossenheit derselben; das Alles waren Gegensätze, die auch den muthigsten Charakter zurückschrecken konnten. Es war ein ernster Kampf, den sie damals durchfocht, und zwar um so schwerer, als Seydel, zu dem sie großes Vertrauen hatte, ihren Wünschen keineswegs beistimmte.

Um der Qual der Unentschlossenheit ein Ende zu machen, verfiel sie auf die seltsame Idee, sich ein Prognostikon zu stellen: An ihrem elterlichen Hause in der Schloßstraße ging täglich ein alter Bäcker vorüber, der ein Trunkenbold und überhaupt ein ganz verkommener Mensch war. Er erweckte in ihr, so oft sie ihn sah, ein Gefühl von Widerwillen, und nun kam sie auf den Einfall, sich grade diesen Menschen zum Prüfstein für ihr Vorhaben zu machen. Ging derselbe morgens an ihrem Fenster vorüber, so frug sie sich: „Könntest du ihn wohl pflegen, wenn er krank würde?“ Das eine Mal wandte sie sich mit Widerwillen von dieser Vorstellung

ab und schloß daraus, daß sie ganz untauglich zur Barmherzigen Schwester sei. Das andere Mal, wenn er vielleicht etwas mehr Sorgfalt auf sein verkommenes Aeußere verwandt hatte, so meinte sie, der Mann sei doch so übel nicht und im Nothfalle würde sie ihn schon pflegen können. So schwankte sie lange hin und her und der Alte fing an, sie ernstlich zu beunruhigen. Während dieser Zeit besuchte sie zuweilen die Oberin des Hospitals, um sich ihr zu kleinen Dienstleistungen anzubieten. „Heute habe ich zwar keine Arbeit für dich", sagte eines Tages diese zu ihr, „aber ich habe oben einen Kranken liegen, der heute noch sterben wird. Die Schwestern haben keine Zeit, und da könntest du dich wohl ins Zimmer knieen und ein paar Vaterunser beten, daß der Arme nicht so ganz verlassen da liegt." Die Oberin führte Amalie also zu dem Sterbenden und verließ sie, nachdem sie sich am Fußende des Bettes niedergekniet hatte. Amalie hielt die Augen fest geschlossen, denn sie fürchtete sich, und das Alleinsein bei einem Todtkranken war ihr unheimlich. Sie betete ein Vaterunser nach dem anderen, während der Kranke stöhnte und seufzte. Endlich ward ihr die Zeit lang; keine Schwester kam sie abzuholen; da ließ sie sich endlich von der Neugierde bewegen, sich ihren Patienten anzusehen. Scheu und neugierig näherte sie sich dem Bette, und siehe da — sie erkannte ihren Trunkenbold aus der Schloßstraße! Derselbe hatte einen schweren Fall gethan und war tödtlich verletzt ins Hospital getragen worden, wo er noch an demselben Tage verschied. Dieses kleine, an sich so unbedeutende Ereigniß machte tiefen Ein=

druck auf sie; sie glaubte darin eine Fügung Gottes zu erkennen.

Im Juni 1838 wandte sie sich an das Mutterhaus der Barmherzigen Schwestern zu Nancy und bat um Aufnahme, und zwei Jahre später that sie den entscheidenden Schritt. Ihre Eltern würden wohl schwerlich ihre Einwilligung gegeben haben, da sie einestheils Amaliens Charakter nicht für das Klosterleben geeignet hielten und ihre darauf hinstrebenden Wünsche dem augenblicklichen Schmerze und Seydels Einflusse zuschrieben, und anderentheils gerade diese Tochter, welche die Stütze und der Sonnenschein des Hauses war, nur ungern verlieren wollten. Da sie dies wußte und sich außerdem durch die im Hause herrschende Verschlossenheit zurückhalten ließ, so sprach sie von ihrem Entschluß, nachdem er bei ihr feststand, nicht mehr. Durch Dietz, welcher auch die nothwendigen Anfragen in Nancy gethan, ließ sie sich mit Reisegeld versehen und reiste ab, ohne von irgend Jemand Abschied zu nehmen. Erst vom Kloster aus gab sie ihren Eltern Nachricht von ihrem Eintritt.

Dieser Schritt ist nur dadurch zu erklären, daß sie sich in den Gedanken an dessen Nothwendigkeit während der letzten Jahre so hineingelebt hatte, daß er sie schließlich mit zwingender Gewalt zu einer Handlung fortriß, wozu sie die durchgreifende Energie der Lasaulx'schen Naturen schon ohnehin antrieb. Ihre Eltern waren tief erschüttert, und namentlich dem Vater wurde es schwer, diesen Schritt zu verzeihen.

IV.

Die ersten neun Jahre im Kloster, 1840—1849.

Amalie begann ihr Klosterleben im Mutterhause zu Nancy und wurde dort zur Verwaltung der Apotheke herangebildet. Bei der Feier der Einkleidung erhielt sie den Namen Schwester Augustine.

Die damalige Generaloberin war die 79jährige Maria Placida Bellanger, welche 60 Jahre lang der Congregation angehörte und deren schwerste und zugleich glorreichste Zeiten erlebt hatte. In der Revolutionszeit hatte sie als junge Schwester ihr Hospital zu St.-Dié siegreich gegen eine andringende Rotte vertheidigt, und während die Congregation fast überall aufgelöst und deren Mitglieder zerstreut waren, hatte sie nicht aufgehört, in der Stille der Nacht Arme und Kranke zu besuchen und zu pflegen. Die damalige Regierung hatte ihr Todesurtheil unterschrieben und einen Preis auf ihren Kopf gesetzt. Als viele Jahre später, 1813—1815, der Typhus wüthete und allein über 50 Schwestern vom hl. Carl infolge der Ansteckung starben, da hatte Schwester Placida mit einer

einzigen Mitschwester die Sorge für ein großes Hospital zu tragen, und ihre Energie und christliche Liebe waren auch dieser Aufgabe gewachsen. Staunend und bewundernd blickten die jüngeren Mitglieder des Ordens auf diese ausgezeichnete Frau, deren ganze Persönlichkeit geeignet war, sie mit Begeisterung für ihren Beruf zu erfüllen. Auch die Novizenmeisterin, die Schwester Augustine sehr liebte, und der sie ein treues Andenken bewahrte, war nach ihren Worten „noch vom guten alten Schlag und durchaus nicht für viel Quisselei und Quälerei in den Klöstern. Sie sagte uns jungen Schwestern immer: ‚Kinder, der Beruf, den ihr euch gewählt habt, ist gerade schwer genug, ihr braucht's euch nicht künstlich noch schwerer zu machen; man ist auch nicht auf der Welt, um sich das Leben sauer zu machen'."

Während der ersten Jahre ihres Klosterlebens hatte Schwester Augustine wohl ernste Kämpfe mit sich selbst zu bestehen, um ihr höchst eigenartiges, an völlige Freiheit gewöhntes Wesen in die engen Schranken des Gehorsams einzuschließen. Die eigentlichen Regeln der Barmherzigen Schwestern sind sehr einfach, aber sie lassen gerade in ihrer großartigen Einfachheit der Neigung und der Phantasie der jedesmaligen leitenden Persönlichkeiten einen weiten Spielraum, sie beliebig zu verschärfen, zu ergänzen und auszuschmücken. In Beobachtung der Regeln war Schwester Augustine äußerst gewissenhaft, obschon sie den Gehorsam als solchen nur deshalb schätzte, weil er zur Aufrechthaltung der äußeren Ordnung nothwendig ist.

„Gott allein ist es bekannt", schrieb sie, „wie unaussprechlich schwer es mir ist, mich der äußeren Freiheit beraubt zu wissen. Wie oft ich Hülfe suchend zu dem großen Kreuz in der Kapelle aufschauen muß, um aus dem Munde des Heilandes zu hören, daß nicht die scharfen Nägel ihn dort gefangen halten, wohl aber die Liebe zu seinen Brüdern. Wie nothwendig ist es für mein stürmisches Herz, daß auch die Liebe zu meinen armen leidenden Brüdern allein mir die drückenden Fesseln schmiedet. Sie allein vermag es, meinem immer so nach Unabhängigkeit strebenden Gemüthe die wohlthuenden nöthigen Schranken zu setzen. — Bei dem Eintritt in den Orden habe ich wohl strenger als andere Christen dem Herrn meine innere Freiheit verpfändet und wie muß ich nicht ringen um die Kraft zu stetem Siege! Wie muß ich nicht wachen über mein sündiges Herz, daß es nicht frevelnd die Hand nach dem bereits gebrachten Opfer ausstreckt, um es wieder zum Eigenthum zu machen! Wie heiß muß doch mein armes Herz sich von Tag zu Tag durchkämpfen, sonder Rast und sonder Ruh wohl so lange, bis der Tod der kalten Hand die Waffe entwindet, und zum stillen Schlaf mich niederlegt!"

Schwer wurde es ihr auch in jener ersten Zeit, über dem ungewohnten Anblicke des menschlichen Elendes und über der angestrengten, unausgesetzten Arbeit ihre Fröhlichkeit und ihren elastischen Sinn zu bewahren. Sie fühlte sich zuerst fast überwältigt von den neuen Eindrücken, die sie umgaben, „aber Gott und ihr glücklicher Leichtsinn", erzählte sie, halfen ihr

bald, die gedrückte Stimmung abschütteln; sie lernte unabhängig von den Eindrücken ihrer neuen Umgebung sich eine eigene Gedankenwelt bauen und das Interesse lebendig erhalten für Vieles, das außerhalb der Klostermauern lag. Sie gewöhnte sich allmählich, die Aeußerlichkeiten des Klosterlebens, insoweit sie ihr widerstrebten, als den Kaufpreis für ihre Berufsthätigkeit anzusehen, die ihr nicht nur eine Pflicht, sondern eine Herzensangelegenheit war, die sie von ganzer Seele liebte. „Daß Gott mich zur Barmherzigen Schwester gemacht", schreibt sie wiederholt, „ist das größte Gnadengeschenk, was mir je im Leben zu Theil ward."

Den freudigen und gewissenhaften Eifer, mit dem sie ihre Berufspflichten erfüllte, theilten wohl die meisten ihrer Mitschwestern mit ihr; allein darin zeichnete sie sich vor allen aus, daß sie die einzelnen Kranken nie als Nummern betrachtete, sondern Jeden unter ihnen, mochte die Menge auch noch so groß und die Arbeit fast erdrückend sein, mit ganz besonderer Theilnahme und Sorgfalt ins Herz schloß; nicht nur die leibliche, sondern auch die geistige Noth derselben, und überhaupt Alles, was die ihr Anvertrauten betraf, ließ sie sich nahe gehen, als sei es ihr eigenes Leid oder ihre eigene Freude.

„Es ist wohl eine Selbsttäuschung", schreibt sie, „daß ich wähne, die Grenzen meiner Berufspflicht seien für mich so eng umschließend, wie die vier Mauern meines Hospitals. Nur Eins ist größer als unser Herz: Gott auf dem lichten Himmelsthron; mithin vermag unser Herz die fernsten Grenzen

der Erde zu umschließen, und wie viel mehr muß daher das Herz einer Barmherzigen Schwester Alle und Alle umfassen — das Ferne muß ihr nah sein — die Höhe des Glückes und die Tiefe des Leidens ihrer Mitmenschen muß immer mit mächtigem Schlag das Saitenspiel ihres Herzens berühren — der Andern Leid und Freud muß das ihrige werden — ja auch da, wo das Heiligthum ihres Innern, die Lehre des Christenthums, von dem Mitbruder trennt, muß dennoch die warme Liebe ihres Herzens ihn reich zu segnen vermögen. Wie die am Kreuze ausgebreiteten Arme ihres Erlösers in alle Jahrhunderte hineinragen, so muß die thätige, aufopfernde Liebe ihres Herzens, wenigstens der Gesinnung nach, sich auf Alle ausbreiten und somit kühn die Schranken der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft hinwegräumen."

Der großartigere und freiere Geist im Orden wurde allmählich mit jenen einfachen, alten Schwestern, von denen Schwester Augustine noch bei ihrem Eintritt einige wenige in Nancy kennen lernte, zu Grabe getragen, und so nahm sie durch ihre Anschauungsweise bereits während der ersten Jahre ihres Klosterlebens eine gänzlich isolirte Stellung ein; das Schmerzliche derselben kam ihr weniger während des Aufenthaltes in Nancy, als vielmehr während der nächstfolgenden Jahre zu klarem Bewußtsein.

1842 wurde sie in das Hospital zu Aachen als Apothekerin geschickt. Die Novizenmeisterin begleitete sie bis Trier; allein von dort fand sich keine andere Reisegesellschaft während der langen Postfahrt für sie und eine andere, noch jüngere

Schwester, als preußische Soldaten. „Nun Gottlob“, sagte die Novizenmeisterin, „da seid ihr ja wohl versorgt, und ich kann euch ohne Sorge ziehen lassen. Für Nonnen gibt's gar keine bessere Reisegesellschaft als Soldaten.“ In Aachen angelangt, nahm Schwester Augustine sich ihres Amtes und aller ihr noch sonst übertragenen Beschäftigungen mit einer Umsicht und Energie an, die sie bald zur Seele des ganzen Hauses machte.

Innerlich bemächtigte sich ihrer aber dort ein tiefes Gefühl von Verlassenheit, welches lange Zeit weder Arbeit noch Gebet zu überwinden oder zu mildern vermochte. Zum ersten Mal erkannte sie klar, wie verschieden ihre ganze Denk- und Gefühlsweise von dem Geiste der Genossenschaft war, der sie für ihr ganzes Leben angehören wollte, und sie war nahe daran, an sich selbst irre zu werden. In ihrer ganzen Umgebung zu Aachen war Niemand, zu dem sie Vertrauen hatte, so daß sie ihren qualvollen Zustand nicht einmal durch Mittheilung erleichtern konnte. Diese äußerste Verlassenheit, in der sie unterzugehen glaubte, war indessen von größerem Werthe für sie, als sie damals ahnte. Dieselbe legte den Grund zu einer großen geistigen Selbständigkeit, die sie später in aller Noth und vor jedem entscheidenden Schritte, vor Allem bei Gott allein Hülfe und in der Stimme ihres eigenen Gewissens das Gesetz für ihre Handlungsweise suchen ließ.

„Nie in meinem Leben“, schreibt sie einige Jahre später, „habe ich so andauernd und hart mit mir im Kampfe gestanden, als während der sieben Jahre in Aachen. Ich wage

nicht zu entscheiden, ob ich oder meine Umgebung die alleinige Schuld daran tragen; nur so viel weiß ich, daß ich oft unter heißen Thränen gebetet habe, der liebe Gott möge mich stumpf, gefühllos für alles das machen, was von Jugend auf so groß und edel vor meiner Seele gestanden hat. Oft glaubte ich Erhörung gefunden zu haben, aber die erneuten Kämpfe zeigten nur zu schnell, wie ich mich getäuscht hatte. Ohne daß ich es wußte, wuchs aber im Kampf meine Kraft. Wie habe ich nicht später den lieben Gott wieder gebeten, mir diese thörichte Bitte zu verzeihen und sie unerfüllt zu lassen! Wie so ganz verarmt hätte ich erst dann in meinem Berufskreis gestanden, wenn das tiefe, lebendige Gefühl stumpf geworden wäre! Die Verzichtleistung auf die äußeren Lebensgüter hat mich freilich keinen Augenblick arm gemacht, aber welchem bitteren Mangel wäre ich Preis gegeben worden, hätte ich meiner inneren Gefühlswelt Lebewohl sagen müssen! Wie undankbar wies ich diese köstliche Gabe Gottes zurück, weil sie mir zu groß für den kleinen Raum innerhalb der Klostermauern schien!"

Schwester Augustine blieb, wie in vielem Anderen, so auch darin dem eigentlichen Ordensgeiste von Anfang an fremd, daß sie eine überaus warme Anhänglichkeit an ihre Verwandten und ein lebhaftes Gefühl für Freundschaft bewahrte. „Ja den Menschen unsere Liebe nicht zu schenken", schreibt sie, „um Gott desto inniger lieb haben zu können, so predigte uns die vorgelesene Betrachtung. Mein Gott, wenn ich dich auf diesem Wege suchen muß, dann werde ich dich nie

erreichen, nie besitzen. Man sagt gewöhnlich: die Tugenden müsse man fleißig üben, um Meister darin werden zu können. Die Liebe scheint dann wohl als Unkraut oder Giftpflanze betrachtet zu werden, die man mit Füßen treten und fliehen muß, damit sie ungestört wachse und gedeihe! Der sterbende Johannes predigte andere Maximen und schenkte sie uns als Erbe seiner reichen Lebenserfahrungen. Denn auf seinem Wege fand er den Eingang seines Erlösers Herz."

Es wird den Barmherzigen Schwestern bisweilen erlaubt, ihre Angehörigen auf eine kurze Zeit zu besuchen; um jedoch ihre Trennung von der Familie scharf zu bezeichnen, dürfen sie nie an einer Mahlzeit im elterlichen Hause theilnehmen oder überhaupt daselbst etwas genießen und, wo es immer möglich ist, Nahrung und Nachtquartier in einem benachbarten Kloster zu erhalten suchen. Während der ersten Zeit, welche Schwester Augustine der Congregation angehörte, durften die nächsten Verwandten bisweilen an den gemeinschaftlichen Mahlzeiten der Nonnen, namentlich an hohen Festtagen, theilnehmen; später wurde auch diese Art Gastfreundschaft untersagt und das Verbot sogar auf durchreisende Nonnen anderer Orden ausgedehnt, welche etwa in einem Hause der Barmherzigen Schwestern vorübergehend sich aufhielten.

Einige Jahre nach ihrem Eintritt durfte Schwester Augustine die Ihrigen besuchen, und sie eilte mit um so größerer Sehnsucht ins elterliche Haus, als ihr erst während der Trennung ganz zu Bewußtsein gekommen war, wie viel sie verlassen hatte. Bei diesem ersten Besuche fand sie ihren Vater noch

unversöhnt, und erst nach vielen Bitten gelang es ihr, ihn milder zu stimmen. Sie sollte ihn nicht mehr oft wiedersehen. Im Frühjahr 1848 erkrankte er auf einer Reise in Heidelberg. Gute Freunde pflegten ihn sorgfältig, so daß er genas und nach Coblenz zurückreisen konnte. Während dieser Krankheit wandte er sich in Heidelberg zum ersten Male wieder positiv dem Christenthum zu und ließ sich die Sakramente reichen. In einem Briefe an Bethmann-Hollweg schreibt Lasaulx, „bei dieser Gelegenheit habe er erfahren, was man leichter verliere, als wiedergewinne". Bald nach seiner Heimkehr stellten sich seine Leiden wieder heftiger ein. Schwester Augustine lebte damals noch im Aachener Hospital. Eines Tages war sie wie gewöhnlich in der Apotheke beschäftigt; als es um 12 Uhr zum Angelus läutet, legt sie ihre Geräthschaften bei Seite, um die üblichen Gebete zu sprechen. Da überfällt sie plötzlich eine tiefe, unerklärliche Betrübniß, und statt zu beten, bricht sie in Thränen aus. Mit Mühe gelingt es ihr endlich, sich so weit zu fassen, daß sie zu ihren Mitschwestern in den Speisesaal gehen kann. Nach Tisch ruft die Oberin sie zu sich und sagt, ihre Mutter habe geschrieben, der Vater sei nicht wohl und wünsche sie zu sehen, sie dürfe sofort abreisen. Schwester Augustine war voller Freude über diese Erlaubniß, alle Traurigkeit war vergessen, und sie dachte nur an die bevorstehende Reise und an das Wiedersehen mit den Ihrigen. Kein Gedanke stieg auf, ob die Krankheit ihres Vaters eine ernstliche sein könne. In Coblenz angelangt, eilt sie nach dem elterlichen Hause, springt

fröhlich die Treppe hinauf, indem sie dem Mädchen zuruft: „Was macht der Vater?" Da sieht diese sie erschrocken und betrübt an und sagt weinend: „Ach Gott, Fräulein, der ist ja gestern Mittag um 12 Uhr gestorben!" Am 14. Oktober war Lasaulx unter dem Geläute der Mittagsglocken und unter dem Gebete der Seinigen verschieden. Schwester Augustine war tief betrübt, denn sie hatte mit leidenschaftlicher Liebe an ihrem Vater gehangen. Nach dessen Tode fühlte sie sich fremd und vereinsamt in Coblenz, und obgleich ihre Mutter, ihr jüngster Bruder und viele Verwandte und Freunde noch jahrelang dort lebten, so war es ihr doch bei ihren späteren kurzen Besuchen in Coblenz, als trete sie in eine fremde Welt.

Im folgenden Jahre 1849 wurde Schwester Augustine von Aachen abberufen; sie begrüßte diese Nachricht mit innerer Freude, während man sie aus dem Hause, dessen geistiger Mittelpunkt sie geworden war, ohne eigentlich Oberin zu sein, mit Trauer scheiden sah.

V.

Kirchliche Bewegungen im Rheinland 1835 bis 1848.

Der tiefere Grund von Schwester Augustinens Entfremdung gegen ihre Vaterstadt, die sich allmählich bis zur Abneigung steigerte, ist in den kirchlichen Bewegungen jener Zeit zu suchen, welche, bereits während der Jahre ihrer Kindheit entstehend, damals leise und fast unmerklich eine tiefgehende Scheidung der Geister herbeiführten. Im äußeren Leben wurde sie zunächst nur wenig, desto tiefer aber innerlich von jenen Ereignissen berührt, indem die Eindrücke, welche sie damals in sich aufnahm, den Grund legten zu einer Richtung, der sie während ihres ganzen späteren Lebens getreu blieb und die von entscheidendem Einflusse für ihre Lebensschicksale wurde.

Als nach Beendigung der Freiheitskriege die politischen Verhältnisse Deutschlands geordnet wurden, war es dem römischen Stuhl nicht gelungen, eine Wiederherstellung der kirchlichen Zustände herbeizuführen, wie sie seinen Forderungen und den glänzenden Erinnerungen an die frühere irdische Macht der deutschen

Geistlichkeit entsprach; auch die diplomatischen Verhandlungen, die während der folgenden Jahre mit den einzelnen Regierungen angeknüpft wurden, führten, obschon etwas weiter, doch lange nicht zum Ziel. Dieses Ziel war: die absolute Unabhängigkeit der Kirche vom Staate in allen kirchlichen Dingen, sowie das Recht, selbst zu bestimmen, was im Leben des Staates unter die kirchlichen Dinge zu rechnen sei; ferner die Oberherrschaft über die Schulen, ungehinderte Einführung von kirchlichen Orden und endlich die Ausnahmestellung der Geistlichen gegenüber der weltlichen Gerichtsbarkeit.

Am günstigsten für die katholische Kirche fielen die Verhandlungen mit Preußen aus, wo namentlich durch die friedliebende Gesinnung des cölnischen Erzbischofs, Graf Spiegel, und durch dessen gutes Einvernehmen mit Stein und Hardenberg ein Zustand herbeigeführt wurde, in dem während einer langen Reihe von Jahren Clerus und Volk in ruhiger Zufriedenheit lebte. Preußen hatte die alten Bischofsitze wiederhergestellt, den Bischöfen staatlich gleichen Rang mit den Oberpräsidenten der Provinz eingeräumt, und es ließ ihnen freie Hand in der Verwaltung ihrer Diöcesen: in der Anordnung von Gottesdienst und der Erziehung und Beaufsichtigung der Geistlichkeit. Die Zahl der katholischen Feiertage, welche zur französischen Zeit auf vier herabgesunken war, wurde auf vierzehn vereinbart. Dessenungeachtet wurde damals in einigen noch kleinen Kreisen eine tiefe Mißstimmung gegen die preußische Regierung herrschend. Es ist hier zunächst nicht die Rede von jener politischen Unzufriedenheit, wie sie z. B. in Görres her-

vortrat, noch von den persönlichen Vorurtheilen und Abneigungen, wie sie durchweg in der rheinischen Juristenwelt herrschte, die mit dem zähen Festhalten an ihrem französischen Rechte eine tiefe Verachtung gegen die preußische Gesetzgebung verband und die sich durch einige Mißgriffe in der Wahl der höheren Justizbeamten verletzt fühlte, — sondern es ist hier jene bittere Unzufriedenheit gemeint, welche damals in einem wenig zahlreichen Kreise von jüngeren Geistlichen und Literaten, namentlich im Münsterland und am Niederrhein, erwachte und die in der neuen staatlichen Ordnung das verhaßte Hinderniß zur Wiederherstellung der Hierarchie in ihrem ganzen mittelalterlichen Glanze erblickte. Die Sehnsucht, diese Wiederherstellung herbeizuführen, ließ ihnen kein Opfer zu groß, keine Handlung unerlaubt erscheinen, selbst nicht den Sturz der gegenwärtigen staatlichen Ordnung. Solche Gesinnungen wurden genährt durch ähnliche revolutionäre Ideen, wie sie von Frankreich und Belgien herüberdrangen. Die damaligen Bischöfe in dem preußischen Rheinland und Westfalen: von Hommer in Trier, Graf Spiegel in Cöln, Freiherr von Ledebur in Paderborn und Caspar Maximilian Freiherr von Droste-Vischering, in Münster waren dieser Gesinnung gänzlich fremd und wurden um ihrer milden, friedfertigen Gesinnung willen von jenen Eiferern in der „Aschaffenburger Kirchenzeitung" der Reihe nach herabgezogen und als gewissenlose Hirten, ja sogar als Verräther an der Kirche, dargestellt.

Einen ebenso unversöhnlichen Feind wie in den weltlichen

Regierungen sah diese Partei in einzelnen hervorragenden Männern der katholischen Kirche, welche zwar im Inneren derselben umgestaltend, aber nicht in ihrem Sinne wirkten. Es war dies unter Anderen Sailer in Baiern, der mit seinen Freunden vorzugsweise nach innerer Heiligung und nach Vereinigung aller Derer strebte, die von Herzen an den Erlöser glaubten; ferner der Bisthumsverweser von Constanz, Freiherr von Wessenberg, dessen Bestrebungen das Ziel hatten, den deutschen Bischöfen unter der Oberleitung eines deutschen Patriarchen eine unabhängigere Stellung Rom gegenüber zu verschaffen. Am bittersten wandte sich aber in der Folge die Feindschaft jener Partei gegen Hermes, der seit 1807 als Professor der katholischen Dogmatik in Münster und seit 1820 in Bonn thätig war. Derselbe hatte ein theologisches System aufgestellt, nach welchem nicht sowohl die Autorität, als vielmehr die Vernunft die Menschen an die Pforte des Glaubens führen solle, indem sie durch unumstößliche Beweise den menschlichen Geist nöthige, die Existenz einer göttlichen Offenbarung und die katholische Kirche als die alleinige Trägerin dieser Offenbarung anzuerkennen. Dieses System fand bei den deutschen Bischöfen jener Zeit ungetheilten Beifall, und Hermes, ein durchaus frommer und Vertrauen einflößender Charakter, zählte fast die gesammte niederrheinische und einen großen Theil der westfälischen Geistlichkeit zu seinen Schülern und Anhängern. Obgleich Hermes bald nach seiner Ankunft in Bonn wissenschaftlich angegriffen wurde, so blieb doch die Ruhe zunächst ziemlich ungestört bestehen.

Von dem Wirken der oben geschilderten kirchlichen Partei war einstweilen äußerlich noch wenig wahrzunehmen, während sie innerlich fortwährend erstarkte und sich in der Stille ausbreitete. Ein Protestant, der Buchhändler Friedrich Perthes, dem seine ausgedehnten freundschaftlichen Verbindungen einen klaren Einblick in jene noch unter der Oberfläche verborgenen Bewegungen gewährte, schrieb bereits 1824: „Eine krampfhafte Aufregung innerhalb der katholischen Kirche wird wohl überhaupt nicht lange mehr ausbleiben können. Das kunstreiche Gerüste ihres Baues soll unantastbar erhalten werden, und unter vielen ihrer Glieder arbeitet dennoch inneres Leben zu stark, um nicht sprengend wirken zu müssen." Und 1829 schreibt derselbe: „Die vier Jahre, welche verflossen sind, bilden eine Periode der tief eingreifenden Aenderungen in den Ansichten und in der Gesinnung der Menschen. Obwohl diese Periode arm ist an äußeren Ereignissen, bereitet sie Umwandlungen vor, so bedeutend vielleicht wie die des 16. Jahrhunderts. Die katholische Kirche ist römischer und hierarchischer geworden, die protestantische Geistlichkeit steht in heftigem Protestantismus in Schlachtordnung da, bereit zum Angriff. Die Zeit, in welcher gläubige Protestanten und gläubige Katholiken sich ihres Glaubens wegen eins fühlten, geht zu Ende. Stimmen der Versöhnung werden verachtet, und Jahre des Kampfes stehen uns bevor, in denen Jeder seine feste Stellung nehmen muß."

Die Hermesianer selbst waren nicht ganz schuldlos an dem Eindringen immer schrofferer Gegensätze. Von ihnen ging die

Opposition aus, als die Regierung den Versuch machte, den hochgefeierten und wegen seiner Friedensliebe bekannten Möhler nach Preußen hinüberzuziehen. Gegen die gläubigen Protestanten, welche damals an der Universität Bonn lehrten, wie Brandis, Bethmann-Hollweg, Bleek, Mendelssohn, Sack, hielten Hermes und seine Freunde sich fast schroff abgeschlossen, da das mystische Element in dem gläubigen Protestantismus ihnen widerstrebte. Hermes entschiedener Gegner, Windischmann, und der katholische Theologe Klee standen hingegen zu jenen Männern in naher freundschaftlicher Beziehung.

Im Jahre 1835 starb der Erzbischof Graf Spiegel, und nun brachen am Rhein die Stürme eines heftigen Parteikampfes los, zunächst gegen die Schüler und Freunde des 1832 verstorbenen Hermes und dann gegen die preußische Regierung. Auf Grund eines theologischen Gutachtens von Windischmann (Möhler hatte die Abfassung abgelehnt) und auf Grund entstellter und unvollständiger Uebersetzungen wurde von jener Partei, welche in Hermes' System ein für die Folge auflösendes und namentlich ein mit ihren eigenen Bestrebungen in schroffem Gegensatze stehendes Element erkannt hatte, von dem damaligen Papste Gregor XVI. eine in den schärfsten Ausdrücken abgefaßte Verurtheilung jenes Systems, sowie das Verbot der Hermes'schen Schriften erwirkt. Die deutschen Bischöfe und Hermes' zahlreiche Freunde, welche die theologischen Lehrstühle in Bonn, Cöln, Trier und zum Theil in Breslau innehatten oder als Pfarrer in den Diöcesen wirkten, fühlten sich schmerzlich getroffen und klagten über den unrechtmäßigen

Hergang dieses Ereignisses; es war indessen ein glänzender Beweis, wie wenig die verurtheilten Lehren die Autorität des römischen Stuhles untergraben hatten, daß Alle, Braun und Achterfeld ausgenommen, sich diesem Verbot unbedingt unterwarfen. Dessenungeachtet wurde von der siegreichen Partei noch jahrelang mit solchem Haß und solcher Erbitterung gegen die sogenannten Hermesianer geschrieben und gepredigt, daß die „katholische Einheit" in Deutschland damals fast zu einem leeren Namen herabsank.

Mit gleichem Eifer wurde von jener Partei gleich nach Spiegels Tode die preußische Regierung angegriffen. 1835 erschien anonym das „rothe Buch" oder, wie sein eigentlicher Titel heißt, die „Beiträge zur Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts", in welchem Preußen als eine feindliche Macht dargestellt wurde, deren Ziel die Zerstörung der katholischen Kirche sei. Mit großem Geschick wurden wirkliche Mißgriffe der Regierung und einzelne unleugbare Zurücksetzungen der Katholiken in diesem Buche mit einer Masse von Uebertreibungen, Entstellungen und Lügen verwoben; jede Einrichtung des preußischen Staates: Justizverwaltung, Heerverfassung, Bauwesen, Alles wurde herabgesetzt, geschmäht und zu einem Beweise verarbeitet, daß die katholische Kirche in Preußen dem Untergange geweiht sei. Während z. B. faktisch unter der preußischen Regierung der christliche Kirchenbau neu auflebte, wurde nun dessen Unterdrückung und Verschlechterung dargethan und behauptet, die Kirchen, welche Preußen im Rheinland bauen lasse, seien „Ballsäle", die Pfarrhäuser „Schafställe".

„Der Bauinspektor von Lasaulx", heißt es in einer Widerlegung jenes Buches, „Vater des von den Ultramontanen betrauten Professors von Lasaulx zu Würzburg, Verwandten des Professors Görres zu München, wird ihm (dem anonymen Verfasser) Anweisung geben, sich zu überzeugen, ob diese Kirchen Ballsäle, diese Pfarrhäuser Schafställe sind." Dem „rothen Buche" folgte eine Fluth ähnlicher Schriften, welche in Masse im Rheinlande vertheilt wurden und welche die vorhandene Unzufriedenheit einzelner kleiner Kreise durch das ganze Volk verbreiteten und ein Gefühl tiefen Mißbehagens hervorriefen, welches sich allmählich bis zur Leidenschaft steigerte.

Auf Vorschlag der preußischen Regierung war inzwischen der Generalvikar von Münster, Clemens August Freiherr von Droste-Vischering, zu Spiegels Nachfolger erwählt worden. Derselbe hatte auf vorherige Anfrage der Regierung in Betreff seiner kirchlichen Grundsätze eine sehr friedliebende und beruhigende Erklärung abgegeben, mit der es ihm damals ebenso ernst und ehrlich gemeint war, wie mit Allem, was er später schrieb und that. Nachdem er den erzbischöflichen Stuhl bestiegen, wurde es indessen bald klar, daß der Friedenszustand, der zwischen seinem Vorgänger und der Regierung bestanden, nicht mehr von langer Dauer bleiben werde. Dem bisherigen Generalvikar, Hüsgen, der Spiegels rechte Hand gewesen und dessen unbedingtes Vertrauen besessen hatte, wurden sofort alle wichtigeren Geschäfte entzogen und sein Amt fast nur mehr dem Namen nach gelassen; ebenso wurde den Mitgliedern des Domcapitels alles Vertrauen und möglichst aller Antheil an

den Amtsgeschäften versagt. Um so größeren Einfluß erlangte hingegen der junge Sekretär des Erzbischofs, Eduard Michelis, der mit leidenschaftlichem Eifer der römischen Partei angehörte und mit gleicher Abneigung gegen die Schüler des verstorbenen Hermes, wie gegen die Protestanten und die preußische Regierung erfüllt war. Er benutzte seine einflußreiche Stellung, um auf alle Weise gegen jene zu arbeiten. Die, damals verbotenen, heimlichen Correspondenzen mit Rom wurden angeknüpft und durch belgische Ordensgeistliche und Andere, z. B. den Pfarrer Binterim zu Bilk bei Düsseldorf, vermittelt; als Hülfe gegen die durchweg gemäßigt denkende rheinische Geistlichkeit sollte Laurent aus Luxemburg, sowie die Mitglieder des Jesuitenordens in die Diöcese hineingezogen werden. „Es würde uns eine große Freude sein", schrieb Michelis 1837 an einen Gesinnungsgenossen, „einige Jesuiten hereinzuschmuggeln", und etwas später heißt es in einem anderen Briefe an denselben Freund: „Die Zeit ist reif, man muß mit Gewalt Alles ergreifen. Hören Sie, wie weit die Sache gediehen ist. Der Herr Erzbischof gibt zu Allem seinen Segen, thut aber einstweilen bei Allem noch die Augen zu, so daß die Unternehmung nur eine Privatunternehmung ist. Ich will kurz nach einander vier Jesuiten in Cöln und dann einen bei Bonn unterbringen" u. s. w.

Durch Michelis und dessen Gesinnungsgenossen aufgehetzt und getrieben, verwaltete nun Clemens August, ein schroffer, aber durchaus selbstloser und ehrenhafter Charakter, die Diöcese in einer Weise, als ob die Bestimmungen des Conkor-

dates und die Vereinbarung der preußischen Bischöfe mit der Regierung, welche er selbst anerkannt hatte, für ihn ohne alle Verbindlichkeit sei. Für ihn existirten nur die Verpflichtungen, welche ihm seine innersten Ansichten und Ueberzeugungen auferlegten, während ihm äußere Verpflichtungen vollkommen gleichgültig waren. Besonders auffallend war dies in der Behandlung der Schüler Hermes'. Ohne jede Rücksprache mit der Regierung schloß er das Seminar in Cöln und verbot den Studenten in Bonn die Vorlesungen sämmtlicher Theologen mit Ausnahme Klee's, weil sie ihm trotz ihrer Unterwerfung unter das päpstliche Urtheil dennoch verdächtig waren. Um die Hermes'sche Richtung noch gründlicher zu vernichten, stellte er 18 Thesen auf, in denen die Glaubensmeinungen einzelner Schulen als verbindliche Glaubenslehren dargestellt wurden und in denen ferner das feierliche Versprechen enthalten war, in Dingen der Lehre und Disciplin, von dem Urtheil des Erzbischofs nur an den Papst appelliren zu wollen. Von der Unterschreibung dieser Thesen machte der Erzbischof die Anstellung und Beförderung der Geistlichen seiner Diöcese abhängig.

Mit ähnlicher Schroffheit verfuhr Clemens August in Bezug auf das päpstliche Breve und auf die Vereinbarung, welche sein Vorgänger und die Bischöfe von Trier, Paderborn und Münster mit der Regierung über die gemischten Ehen abgeschlossen hatten. Er verwarf die milden Bestimmungen jener Vereinbarung und stellte dagegen eine möglichst strenge Auslegung des Breve als Norm für seine Pfarrgeistlichkeit

auf. Durch diese und ähnliche Schritte sah sich die Regierung genöthigt, den Erzbischof wiederholt auf die Verpflichtungen aufmerksam zu machen, welche er bei Uebernahme seines Amtes anerkannt hatte. Alle Bitten, Erinnerungen und Vermittelungsvorschläge blieben ohne Erfolg, ebenso die Aufforderung, seine Amtsthätigkeit so lange einzustellen und sich aus der Diöcese zu entfernen, bis die Regierung die kirchlichen Angelegenheiten der Erzdiöcese aufs Neue mit dem Papste geordnet habe.

Der Erzbischof ließ hierauf durch die ganze Diöcese an Clerus und Volk ein Schreiben vertheilen, worin er erklärte, die preußische Regierung wolle die Rechte der Kirche in Betreff der gemischten Ehen verletzen, er werde aber lieber alle Gewalt über sich ergehen lassen, wie Solches zulassen. Alle vorhergegangenen Thatsachen und alle anderen Streitpunkte wurden in diesem Schreiben kaum berührt. Angstvolle Erwartung und Aufregung bemächtigte sich des ganzen Rheinlandes. In Coblenz, Bonn und Cöln wurden gegen die Regierung aufwiegelnde Plakate an den Straßenecken angeschlagen, von denen das Cölner z. B. mit den Worten schloß: „Auf, ihr Katholiken! auf! bereitet euch zum Kampfe vor, denn der König hat den Fehdehandschuh dazu hingeworfen.“ Wenige Tage darauf, am 20. November, wurde der Erzbischof verhaftet und nach Minden abgeführt. Es war ihm ausdrücklich erklärt worden, diese Gefangenschaft sei keine Strafe, sondern eine nothwendige Maßregel bis zur Wiederherstellung der kirchlichen Ordnung.

Alle Gemüther des katholischen Rheinlandes wurden

um so tiefer durch dieses Ereigniß erregt, als während der beiden vorhergehenden Jahre ununterbrochen die Unzufriedenheit geschürt und gegen die Regierung gehetzt worden war. Mit Ausnahme des Cölner Domcapitels stellten sich allenthalben die entschieden katholischen Kreise, auch die sonst wenig römisch Gesinnten, wie die tief gekränkten Schüler Hermes', auf Seiten des Erzbischofs. Dem Eingreifen der protestantischen Regierung gegenüber fühlten sich plötzlich die beiden feindlichen Parteien eins, gleichwie bei dem Angriffe eines äußeren Feindes der Streit im Innern eines Landes zu schweigen pflegt. Nur Wenige waren es, die in jenen Ereignissen die drohenden Anzeichen eines kommenden Sturmes von weit gewaltigerer Art erkannten und die das Auftreten dieser katholischen Kreise mit Möhler, dem milden und gerechten Beurtheiler seiner Zeit, unter der er selbst schmerzlich litt, ein „unzeitiges Herausfordern feindlicher Sturmmassen" nannten.

„So viel Liebe geht unter und so wenig Licht wird heraufgefördert!" schrieb in jenen stürmischen Tagen wehmüthig einer der Mitkämpfenden.

Mit Recht konnte Joseph Görres, der in seinem „Athanasius" noch einmal mit gewaltigen Scheltworten über den Gang der Ereignisse herfiel, den er nicht aufzuhalten vermochte, mit Recht konnte er später schreiben: „Die deutsche Kirchengeschichte wird mit der Gefangenschaft des Erzbischofs von Cöln einen neuen Abschnitt beginnen." In diesem Jahre feierte die römische Partei in der katholischen

Kirche ihren ersten, offenbaren Sieg, und von nun wurde sie die herrschende. Dieses Jahr war ferner entscheidend für das Zusammenleben der verschiedenen Confessionen im Rheinland, und es war eine höchst charakteristische Aeußerung, als später ein älterer Landgeistlicher sagte: „Da sind wir erst wieder katholisch geworden; vorher wußten wir selber kaum, was wir waren."

Brüggemann, der kurz vor dem Cölner Ereigniß vorübergehend nach Berlin berufen worden war, hatte auf der Heimreise den Befehl zur Verhaftung des Erzbischofs an den Oberpräsidenten überbracht. Dies war der Grund zu seiner Verfehmung im Rheinland. Mancher alte Freund wandte sich von ihm ab, und in den sonst so einigen Coblenzer Kreis drang ein tiefer Zwiespalt. Bald darauf wurde Brüggemann wegen seiner theologischen Kenntnisse und seiner Kunde der kirchlichen Verhältnisse nach Rom gesandt, um dort bei eventuellen Verhandlungen als sachverständiger Beirath zu dienen. Nach längerem Aufenthalt in Rom ging er nicht nach Coblenz zurück, sondern nach Berlin, wo er zunächst als Hülfsarbeiter im Cultusministerium, später als Geheimer Regierungsrath eine Anstellung fand.

Daß während längerer Zeit die Verhandlungen zwischen dem römischen Stuhle und der preußischen Regierung zu keinem Erfolg führten, obgleich es schon bis nahe zur Aussöhnung gekommen war, war wiederum das Werk jener Partei, die keinen Frieden wollte, ehe sie ihr Ziel vollkommen erreicht hatte, und daher auf offenen und auf heimlichen Wegen

die Schwierigkeiten und Mißverständnisse zu häufen suchte. Was die Leidenschaftlichkeit betraf, mit der die beiden Parteien im Lande in zahllosen Broschüren und Zeitungsartikeln über einander herfielen, so blieb keine der anderen etwas schuldig. Wurde von der einen Seite der Streit der Hierarchie mit der Regierung dargestellt als „der Kampf der Wahrheit mit der Lüge, des Lichtes mit der Finsterniß, des Himmels mit der Erde", so äußerten hingegen die Vertheidiger der Regierung „was brauche man sich um die Stimmungen der Provinzen zu kümmern und auf deren Gefühle Rücksicht zu nehmen; man habe ja Tausende von Soldaten, um dreinzuschlagen und der ganzen Widersetzlichkeit ein Ende zu machen".

Die große Masse der ruhigen und gemäßigten Leute auf beiden Seiten verhielt sich, wie gewöhnlich, schweigend. Der Sturm legte sich erst, als 1840 Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, dessen Charakter, wie dessen Anschauungen es widerstrebte, den Kampf, wie er während der Regierung seines Vaters stattgefunden, fortzusetzen. Die Eindrücke, welche er als Kronprinz bei seinem Aufenthalt im Rheinland empfangen, mochten nicht wenig dazu beigetragen haben, ihn in kirchlicher Hinsicht nachgiebig und milde zu stimmen. Der Erzbischof wurde sofort seiner Haft entlassen; derselbe übertrug die Verwaltung der Erzdiöcese seinem Coadjutor und Nachfolger, Geißel, und zog sich auf ein Gut seiner Familie nach Westfalen zurück, wo er 1842 starb.

Dem gewandten und geistreichen Erzbischof Geißel, den

der König persönlich liebte und hochschätzte, gelang es bald, das gute Einvernehmen zwischen geistlicher und weltlicher Macht vollständig wiederherzustellen und der katholischen Kirche in Preußen allmählich eine Stellung zu erringen, wie sie dieselbe dort nie zuvor besessen. Gegen die sogenannten Hermesianer verfuhr er mit derselben Strenge wie sein Vorgänger und erlangte auf seinen Antrag von dem Ministerium die Suspension der beiden Bonner Theologen Achterfeld und Braun.

Noch einmal leuchtete die Hoffnung der nun ganz unterdrückten Richtung auf, als 1846 Pius IX. den Thron bestieg und in seiner ersten Encyklika ähnliche Sätze über das Verhältniß der Vernunft zur Offenbarung aufstellte, wie vordem Hermes. Um diese Erwartungen gleich im Entstehen niederzudrücken, erwirkte Geißel sofort bei dem neuen Papste eine wiederholte Verurtheilung der Hermes'schen Lehren, und so war denn endlich eine geistige Richtung vernichtet, welche kaum zwanzig Jahre vorher die katholische Kirche in Rheinland und Westfalen und deren Bischöfe mit so freudigen Erwartungen auf eine Erneuerung des kirchlichen Geistes durch ernste Frömmigkeit und Wissenschaftlichkeit erfüllt hatte.

Schwester Augustine, welche zur Zeit der Cölner Wirren noch im elterlichen Hause lebte, war von der allgemeinen Aufregung weniger ergriffen worden, als die meisten Anderen aus ihrer Umgebung. Wenn auch religiös und kirchlich gesinnt, hatte sie doch von Kindheit an eine angeborene Scheu vor aller „zornigen Heiligkeit", wie sie die in Coblenz und überhaupt am Rhein herrschend werdende Gesinnung nannte;

außerdem wurde sie grade in jenen Jahren durch ihre eigenen Erfahrungen und Kämpfe innerlich in Anspruch genommen. Sie besuchte während jener Zeit Brüggemanns Schwägerin, Jetta Cornelius, welche allein in Coblenz zurückgeblieben war und die der Bitterkeit der aufgeregten Coblenzer Stimmung gegenüber sich und ihrem Schwager eine fast völlige Isolirung schuldig zu sein glaubte. Als Fräulein Cornelius ihr zu Thränen gerührt um den Hals fiel, da stellte sie mit einem leisen Gefühl von Reue die Frage an sich, ob vielleicht auch sie sich nicht völlig frei von jener Stimmung gehalten habe? Von nun an fand der Lärm und das Toben des Parteikampfes einen ganz entgegengesetzten Wiederhall in ihrem Innern. Dazu kam noch, daß ihr geliebter und von ihr innig verehrter Vater seinem ganzen Wesen nach zu sehr jener hingeschwundenen friedlichen Zeit angehörte, in der „man selber kaum wußte, was man war“, um sich durch die streitbare Stimmung der Verwandten und Freunde in ein tieferes Interesse an dem Gegenstand des Kampfes hineinziehen zu lassen.

Anders war es mit ihrem Bruder Ernst. Derselbe hatte sich bereits in Würzburg mit feuriger Hingebung der schroff kirchlichen und antipreußischen Richtung angeschlossen, und als er 1844 einem Rufe nach München gefolgt war, gehörte er dort jenem Kreise von Männern an, von dem Möhler geäußert haben soll: „Männer, wie Döllinger, Lasaulx, Sepp, Moy, die beiden Görres, Seyfried, Philipps und Andere, werden stets ehrwürdig vor meiner Seele stehen; aber der

Umgang mit ihnen wird mir in manchen Stunden schwer. Das Scharfmarkirte ihres Kirchenthums ist auch meine Ansicht und Ueberzeugung, aber die Art des Vortrages, die Verlautbarung der inneren Welt und die Stellung zur Gegenwart, welche diese Männer charakterisirt, greift mich oft an, es verletzt meine Nerven."

Nächst dem Jahre 1837 mit den Cölner Wirren war es das Jahr 1848 mit den europäischen Wirren, welches in kirchlicher Hinsicht ein tief bedeutsames und für die Zukunft entscheidendes ward. Die politische Aufregung dieses Jahres war wirksamer zur Herstellung der äußeren katholischen Einheit, wie alle päpstlichen und bischöflichen Erlasse der letzten Zeit zusammengenommen, indem die allgemeine Auflösung und Verwirrung der Meinungen, sowie das Sinken der berechtigten Autoritäten die positiv christlich Gesinnten zu einem strengeren Festhalten an der Außenseite des Kirchenthums drängte und bewirkte, daß viele edle, geistig hochstehende und deutsch gesinnte Männer sich jener schroff kirchlichen Partei anschlossen. Die Idee des Papstthums und die 1800jährige Dauer der Kirche, welche allmählich mit jenem identificirt ward, hatte etwas Imponirendes dem raschen Wechsel irdischer Einrichtungen gegenüber, wie er von dem Beginn der französischen Revolution an bis zum Jahre 1848 in ganz Europa und namentlich am Rhein stattgefunden hatte. Nach allen Erschütterungen und Umwälzungen war das Papstthum allein unverändert geblieben, und es erschien „einsam unter den Ruinen einer dahingeschwundenen Zeit". Die katholische

Kirche mit ihren Lehren und Gebräuchen, mit ihrer fest gegliederten Hierarchie mußte Vielen damals als die einzige Hülfe erscheinen, und vor Allen waren es die katholischen Rheinlande und der Görres'sche Kreis zu München, welche aus diesem Grunde für das äußere Kirchenthum in die Schranken traten. Joseph Görres selbst war bereits zu Anfang des Jahres 1848 gestorben; auf den Zetteln, welche als Einladung zu den Exequien in Coblenz vertheilt wurden, heißt es: „So ist untergegangen der Stern des Rheinlandes, die Zierde Deutschlands, eine Warnungsstimme vor Gefahr, ein zweischneidig Schwert gegen Lug und Gewalt, ein Vorkämpfer für Wahrheit, Freiheit und Recht."

Schwester Augustinens Bruder Ernst wurde in jenem Jahre als Abgeordneter in das Frankfurter Parlament gewählt. Er schloß sich der äußersten Rechten an und redete mit einschneidenden Worten für die Nothwendigkeit der äußeren Unabhängigkeit der Kirche; er erklärte deren absolute innere und äußere Freiheit für die einzige Bedingung, unter der ein wahrhaft religiöses Leben gedeihen könne; er wies hin auf die zersetzende Kraft des Unglaubens, welche, wenn ihm nicht gesteuert werde, den Kern des Volkslebens, den Bürger- und Bauernstand, auf dessen Gesundheit das Wohl der Staaten beruhe, ergreifen und alles Leben zerstören werde. „Denn ein Volk ohne positive Religion ist niemals gewesen und wird niemals sein; wo immer in dem ganzen Verlaufe der europäischen Culturgeschichte wir ein gesundes politisches Volksleben finden, da war die Religion die innere Lebensflamme desselben. Wenn

wir daher eine politische Wiedergeburt unseres einst großen und starken, vielleicht noch einmal aus langem Schlafe wiedererwachenden Vaterlandes hoffen durch die Kraft der Freiheit, dann muß und wird diese politische Wiedergeburt unseres Vaterlandes nur gegründet sein können auf eine religiöse Wiedergeburt' in Kraft derselben Freiheit des Geistes. Wer die eine erwartet ohne die andere, der kennt die Natur der Völker nicht, und wer hier im Staate die Freiheit will und sie dort in der Kirche nicht will, der verräth einen kläglichen Mangel entweder an Verstand oder an Herz oder an beiden. Alle Heere der Welt sind nicht im Stande, ein einziges mathematisches Gesetz umzustoßen, geschweige daß sie ein sittliches Weltgesetz zu erschüttern vermögen. Wer daher, ich wiederhole es, die Freiheit will auf dem Gebiete des Staates und sie nicht will auf dem Gebiete der Kirche, der begeht einen Verrath an der Freiheit."

Die Abneigung gegen die preußische Regierung hatte viele Rheinländer ihre Vaterlandsliebe Oesterreich zuwenden lassen, von dem sie eher die Erfüllung ihrer Sehnsucht nach absoluter kirchlicher Freiheit hofften, als von dem protestantischen Preußen. Viele hielten das Haus Habsburg (oder vielmehr Lothringen) für identisch mit dem Katholicismus, und da sie die österreichischen kirchlichen Zustände nicht kannten, so hinderte sie nichts, dieselben nach Herzenslust zu idealisiren und für sich selbst herbeizuwünschen.

Auch Schwester Augustinens Bruder theilte diese Richtung und erklärte daher im Parlament, daß die Kaiserkrone, wenn

überhaupt Jemandem, dann keinenfalls dem Könige von Preußen, sondern vielmehr dem Kaiser von Oesterreich übertragen werden müsse. Den entscheidenden Grund glaubte er darin zu finden, daß in Oesterreich mehr naturwüchsige, frische Kraft zu entscheidendem Handeln sei als in Preußen, „welches weiter vorangeschritten sei auf der Bahn des Lebens zum Tode". Nicht lange nachher scheint Ernst Lasaulx indessen in dem Glauben an Oesterreichs Beruf wankend geworden zu sein, da er die merkwürdigen Worte sprach: „Wir sind ganz und gar in die Wege des Schicksals gerathen, und keine menschliche Macht wird im Stande sein, die Hauptfrage, um deren Lösung es sich handelt, wer in Deutschland Herr sein soll, friedlich zu lösen. Sie wird, wie alle großen Fragen im Leben der Völker, auf dem Wege des Schwertes gelöst werden, und ich begrüße Den, wer es auch sei, der den Muth und die Kraft hat, dies Schwert in die Hand zu nehmen." Schwester Augustine folgte dem Wirken ihres Bruders, soweit es ihr in ihrem Kloster zu Aachen möglich war, mit Theilnahme und stolzer Bewunderung, ohne immer mit seinen Reden und den ihnen zu Grunde liegenden Ansichten einverstanden zu sein. „Von meinen Geschwistern habe ich seither keine Nachricht erhalten", heißt es in einem der Briefe, welche sie damals schrieb; „ich hörte nur das, was die Zeitung von der Rede in der Kammer, über Ernst und von ihm, mittheilt. Daß mich diesmal wieder seine Anschauungsweise und Urtheil schmerzlich berührte, kannst Du Dir leicht denken."

Wäre sie zu jener Zeit noch in Coblenz oder im Hause ihres Bruders in München gewesen, so würde wahrscheinlich auch ihr die kirchliche und politische Richtung desselben nicht fremd geblieben sein; seit ihrer Entfernung aus dem elterlichen Hause war sie aber in einen Lebenskreis versetzt, wo ihr die äußere Seite der Kirche weder imponirend und gewaltig im Zusammenhang mit der gesammten Weltgeschichte als das einzig Dauerhafte inmitten des Zusammensturzes, noch verklärt im Lichte der Poesie und Kunst als die verwirklichte Idee des Schönen und Edlen entgegentrat, sondern vielmehr in einer Gestalt, die ihr fast wie eine Carrikatur erschien und gegen welche sie ihre eigene idealere Auffassung nur unter schmerzlichen Kämpfen zu retten vermochte. Ihr war weniger die schützende und bewahrende Kraft des äußeren Baues der Kirche fühlbar geworden, als die beengende und erdrückende Wucht der Aeußerlichkeiten, vor denen sie sich immer tiefer in das innerste Heiligthum ihres Glaubens zu flüchten suchte.

VI.

Leben und Wirken im Hospitale zu Bonn 1849—1864.

Schwester Augustine war von Aachen abberufen worden, weil man ihr das Amt einer Oberin in dem neu gegründeten Bonner Hospital übergeben wollte. Sie begab sich zunächst nach Nancy, wo sie nähere Anweisungen über die Verwaltung ihres Amtes erhalten und den Tag der Abreise erwarten sollte.

Im Jahre 1842 hatten in Bonn einige wenige Männer auf Anregung des damaligen Oberbürgermeisters Oppenhoff den Plan gefaßt, ein Bürgerhospital zu bauen oder vielmehr regelmäßige Sammlungen zu veranstalten, die den Bau später möglich machen würden. Dieselben hatten in der That einen so guten Erfolg, daß man bereits 1846 den Grundstein legen konnte. Der Cardinal Johannes von Geißel leitete die Feier, und daher wurde ihm zu Ehren sein Namenspatron auch dem Hause als Patron gegeben, nach welchem man das Gebäude das Johannishospital nannte. 1849 war das Werk vollendet,

und wohl konnte man bei dem Bau, der durch die Gaben Vieler zu Stande gekommen, auf die beiden weißen Marmortafeln neben der Mittelthüre die Worte eingraben:

fVnDaVit pIetas
exeXIt ConCorDIa
perfeCIt fIDes
serVet paX et JVstItIa.

Der Liebe Kraft schuf dieses Haus;
Der Arm der Eintracht führt' es aus;
Gott halte segnend seine Hand
Ob diesem Bau und Stadt und Land.

Nachdem der Beschluß gefaßt worden war: „die Krankenpflege und ganze innere Verwaltung ausschließlich und für immer den Barmherzigen Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz von Paulo und womöglichst den Schwestern von der diesem Orden angehörenden Congregation vom heiligen Carl Borromäus" zu übertragen, wurde am 7. Oktober 1849 mit der Generaloberin zu Nancy der Vertrag abgeschlossen.

Zu Anfang November reisten die für Bonn bestimmten Nonnen mit Schwester Augustine als ihrer Oberin von Nancy ab und langten eines späten Abends in der ihnen fremden Stadt an, jede ihr weniges Gepäck in einem Kissenzuge eingenäht unter dem Arm tragend. Da man ihre Ankunft erst nach einigen Wochen erwartete, so fand sich niemand vor, der sie nach ihrer neuen Heimath geleitet hätte. An der Thüre des Hospitals angekommen, schellten sie den Hausknecht, der als Wächter in dem noch unbewohnten Hause schlief, heraus;

derselbe war höchlich verwundert, als er die Barmherzigen Schwestern draußen stehen sah.

Die innere Einrichtung des Hauses sollte erst hergestellt werden, und so war nicht einmal ein Licht für die Nonnen aufzufinden. Die Tasche einer Barmherzigen Schwester pflegt in der Regel ein Arsenal von nützlichen Gegenständen zu sein, und so fand sich denn glücklich in Schwester Augustinens Tasche ein Stückchen Kerze vor, welches, auf eine leere Flasche gesetzt, hinreichende Beleuchtung abgab. So ausgerüstet, wurde die Wanderung durch das Haus angetreten, allein da war wenig mehr zu beleuchten als leere Wände. Das einzige brauchbare Geräth, das sie vorfanden, war ein Haarbesen, der sich irgendwie dorthin verirrt hatte; mit fröhlichem Lachen wurde er begrüßt. Von Allem jedoch, was zu einer Haushaltung gehörte, fand sich noch keine Spur. Hungrig waren sie auch und daher guter Rath theuer. Endlich kam dem Hausknecht ein lichtvoller Gedanke, den er sofort ausführte; er lief, so spät es war, zu dem Beigeordneten Gerhards, der ein freundlicher, wohlthätiger Mann war und bat sich von demselben einen Korb Kartoffeln aus und erzählte ihm, die Barmherzigen Schwestern seien da. Für die erste Nacht wurde nun nothdürftig gesorgt, und am anderen Morgen verbreitete sich die Nachricht wie ein Lauffeuer durch die Stadt. Nun wurde von allen Seiten beigesteuert, große und kleine Gaben strömten ins Haus und einige junge Mädchen aus der Stadt boten sich den Schwestern zur Hülfe an. Es war nicht der Wohlthätigkeitssinn allein, der die Einwohner Bonns so freigebig

sein hieß, sondern auch der herzgewinnende Eindruck, den die neue Oberin auf Alle machte, die ihr nahe traten.

Bald war das Haus zur Aufnahme von Kranken bereit, und am 19. November wurde es feierlich eingeweiht. Nach dem Gottesdienst in der Münsterkirche begab sich der Festzug nach dem Hospital, wo nach der Einsegnung desselben die Kranken den Barmherzigen Schwestern übergeben wurden. Ein Tedeum schloß die Feier, welcher auch der damals in Bonn studirende preußische Kronprinz beigewohnt hatte. Das Curatorium der Anstalt bestand aus dem Präsidenten: Professor Walter, und den Mitgliedern: Freiherr von Böselager, Degen, Graf Fürstenberg, Hauptmann, Heimann, Kalt, Mertens-Schaafhausen, Müller, Riegeler, Scholz, van Wahnem und Wolter, während Professor Dieringer als erzbischöflicher Commissar bestimmt wurde, an dessen Stelle später der Pfarrer von Dietkirchen, Lammerz, trat.

Die Behandlung der innerlich Kranken hatte Geheimrath Dr. Velten freiwillig übernommen; die Sorge für äußere Leiden war Dr. Eulenburg bis 1851, dann Dr. Schaeffer bis 1860 und von dieser Zeit an dem Geheimrath Dr. Busch anvertraut. Es begann ein reges Leben in dem Hause; außer den eigentlichen Kranken, welche sich vorübergehend in demselben aufhielten, waren auch alte Männer und Frauen durch die Armenverwaltung dort untergebracht worden, sogenannte Häuslinge, und die noch übrigen Zimmer nahmen einige eingemiethete kränkliche oder altersschwache Herren und Damen ein, die ihr Leben dort in Ruhe zu schließen gedachten.

Schwester Augustine war über ihre Versetzung nach Bonn, und noch mehr über ihre Bestimmung zur Oberin, von Herzen erfreut und sprach sich namentlich über letzteres mit unbefangener Offenheit aus. Einerseits hatte sie hier „freiere Hand", wie sie sagte, Nancy gegenüber, und andererseits ein weites Feld für die Entfaltung des ihr angeborenen Organisations- und Herrschertalentes. Wenn die Eintheilung aller Menschen in solche, die zum Herrschen, und solche, die zum Beherrschtwerden von der Natur bestimmt sind, auf Wahrheit beruht, so gehörte Schwester Augustine unzweifelhaft zu den ersteren. „Es würde mir ungemein schwer geworden sein", äußerte sie, „wenn man mich Zeit meines Lebens nicht zur Oberin gemacht hätte; Gott hat mir das Talent dazu gegeben, und da freue ich mich, es anwenden zu können; ich sehe nicht ein, warum ich das nicht eingestehen soll."

Das Hospital gewann allmählich ein solchen Anstalten ungewöhnlich ansprechendes Aussehen. Ueber der Eingangsthüre breitete auf einem bunten Glasfenster ein Engel segnend die Arme über die Eintretenden aus mit dem Spruche: „Gott segne deinen Ein- und Ausgang", während am anderen Ende des langen Corridors ebenfalls ein in leuchtenden Farben gemaltes Fenster strahlte, ein Geschenk Ernst Lasaulx's, die heilige Elisabeth mit den Rosen darstellend. Rechts neben dem Eingang liegt die Kapelle, die, obwohl nur ein durch zwei Stockwerke durchgehendes großes Zimmer, doch höchst anziehend war in ihrer einfachen, geschmackvollen Einrichtung, mit dem geschnitzten, gothischen Altar, hinter welchem ein großes

Crucifix hoch emporragte, welches Sulpiz Boisserée als Geschenk für Schwester Augustine in Meran hatte schnitzen lassen. Außer den Bewohnern des Hospitals fanden sich aus der Stadt Viele als regelmäßige Besucher des sonntäglichen Gottesdienstes dort ein, auf welche die dort gehaltenen Predigten ihre Anziehungskraft ausübten. Ein junger Theologe v. N. unternahm mit einigen Studenten, einen kleinen Gesangverein zu bilden; da aber vorzugsweise am Samstag Abend die Studenten ihre bis tief in die Nacht hineindauernden geselligen Zusammenkünfte hielten, so mußte Schwester Augustinens eifriger junger Freund gewöhnlich in aller Frühe von Haus zu Haus gehen und die Sänger aus den Betten holen, um sie zur rechten Zeit im Hospital zusammen zu haben.

Der Kapelle gegenüber ist die Apotheke, deren schöne Einrichtung ein Geschenk des Grafen Fürstenberg war. Derselbe hatte sich während einer längeren Cur im Hospital verpflegen lassen und beim Abschiede Schwester Augustine aufgefordert, sich etwas Hübsches zu wünschen. Da sie seine Freigebigkeit kannte, so wünschte sie gradezu eine möglichst schöne Apotheke mit Gestellen und Büchsen, und Allem, was dazu gehöre; der Wunsch wurde sofort gewährt und ausgeführt. — Hell und geräumig, und trotz aller Einfachheit fast elegant, war das große Wohnzimmer der Schwestern, so daß die Generaloberin, als sie ihren ersten Besuch abstattete, sich dasselbe kopfschüttelnd ansah und meinte: es sehe doch gar wenig klösterlich hier aus, und doch konnte sie nichts finden, was sie als überflüssig hätte bezeichnen können; es war eben nur die Zusammenstellung

und Anordnung des Ganzen, das einen so wohlthuenden Eindruck machte. Ueberhaupt war Schwester Augustine darauf bedacht, Alles, was sie für das Haus anschaffte, nicht nur gut, sondern auch schön herstellen zu lassen. Sie konnte sich freuen wie ein glückliches Kind, wenn ihre Freunde ihr hier und da Bilder oder andere Kunstgegenstände für das Haus schenkten. Kunstsinn war ihr angeboren und anerzogen, daher verletzte sie alles Unschöne, auch in den einfachsten Dingen.

Einst von einer Reise zurückgekehrt, sagte ihr ein Herr, der sich um die äußere Verwaltung des Hospitals sehr verdient machte und der ihr volles Vertrauen besaß: „Ich habe Ihnen auch eine kleine Freude machen wollen, während Sie weg waren; sehen Sie hier!" Da war die im Corridor hangende steinerne Abbildung des Christuskopfes von Niebuhrs Grab recht lustig himmelblau und weiß angestrichen, und Schwester Augustine, die sich noch obendrein für die gutgemeinte Ueberraschung bedanken mußte, war es, wie sie nachher erzählte, jedesmal, als ob sie eine Ohrfeige erhielte, so oft sie den blauweißen Christuskopf ansah.

Nicht nur das Aeußere des Hospitals war freundlich und ansprechend, auch dem Leben im Innern des Hauses theilte sich, so weit die Bestimmung desselben es zuließ, etwas von dem frischen, freudigen Geiste der Oberin mit. Gern ließ sie Feste halten, und dann war sie die Fröhlichste von Allen; nur ihr selbst durften dieselben nicht gelten, und mit größter Geschicklichkeit wußte sie es einzurichten, daß nothwendige kleine Reisen auf ihren Namenstag fielen und sie dem Gefeiert-

werden entzogen. War es aber einmal gelungen, die „Mutter“ (wie sie nicht nur von den Hospitalsleuten, sondern auch meistens in der Stadt genannt wurde) an einem solchen Tage festzuhalten, dann entstand eine geheimnißvolle Geschäftigkeit unter Nonnen und Kranken, und sie wurde bisweilen mit den wunderlichsten Erfindungen überrascht. So zogen einmal am Vorabend des Festes Alle, die nur eben gehen konnten, die älteste Nonne, Schwester Gertrud, an der Spitze, mit bunten Lampions vor ihre Thüre und führten sie unter den Klängen einer Harmonika mit Gesang und Jubel in den Garten, wo der Anblick einer wunderbar aussehenden Pyramide, von bengalischem Feuer beleuchtet, sie überraschte. Näher getreten, fand sie, daß dieses groteske Bauwerk zusammengesetzt war aus allen armen Männchen und Weibchen, Krummen und Buckeligen, die das Hospital barg, welche in ihren rosenrothen Hausjacken und mit hohen, spitzen Papiermützen bekleidet, auf Tischen, Stühlen und Leitern malerisch gruppirt standen.

Wahrhaft kindlich konnte Schwester Augustine sich über Solches freuen und wußte dann nicht genug die Erfindungsgabe ihrer Schwestern zu rühmen.

Ihre eigenen launigen Einfälle halfen ihr im täglichen Leben bisweilen über Schwierigkeiten hinweg, die sie im Ernst nicht hatte beseitigen können. Einer der langjährigsten Bewohner des Hospitals war ein Blödsinniger, der, taubstumm geboren, mit seinem Verstand etwa auf der Stufe eines zweijährigen Kindes stehen geblieben war. Er war ganz

ungefährlich und sehr fröhlichen Gemüthes; an der Oberin hing er mit einer Begeisterung, die oft recht lästig für sie war, zumal da er das Privilegium hatte, sie, so oft er wollte, in der Apotheke zu besuchen. Selten richtete er ein kleines Unheil an, und nie war er vergnügter, als wenn es ihm gelang, einem ernsthaften Freunde der Oberin, Professor Hilgers, ein Stück Weges entgegenzulaufen und Arm in Arm mit ihm, der vergeblich sein unglücklichstes Gesicht aufsetzte und ihn abzuschütteln versuchte, bei Schwester Augustine einzutreten. Dieser Blödsinnige nun wurde alljährlich aufgefordert, sich der militärischen Musterung zu stellen, da man vergessen hatte, ihn von der Liste zu streichen. Schwester Augustine hatte es zu veranlassen gesucht und schon manche lästige Schreiberei wegen seines Nichterscheinens gehabt — vergeblich. Da ließ sie ihm, als wieder eine solche Aufforderung kam, eine große, hellbaumwollene Kinderschürze machen und anziehen und bei Aufrufung seines Namens sich dem Major vorstellen, der lachend ein- für allemal bestätigte, daß der Mann wirklich dienstuntauglich sei.

Schwester Augustine hatte außer ihrem Amte als Oberin auch die Apotheke zu versehen, in der sie gewöhnlich zu finden war. Freie Stunden brachte sie gern mit einer Handarbeit beschäftigt am Bette der Kranken zu, und ihr Erscheinen war wie heller Sonnenschein in dem einsamen Krankenzimmer. Sie erzählte ihnen, tröstete und erheiterte sie und hörte mit unermüdlicher Geduld endlose Klagen an; manches gute Wort konnte sie da bei Einem oder dem Anderen anbringen, der

eigentlichen frommen Reden ganz unzugänglich gewesen sein würde. Von allen Beschäftigungen aber waren ihr die Nachtwachen in den Krankensälen besonders lieb; die Nacht mit ihrer tiefen, lautlosen Stille übte unwiderstehlichen Zauber auf sie aus.

„Schon während meiner Noviziatzeit“, schreibt sie 1854, „haben die Nachtwachen mich immer so friedlich und glücklich gemacht und ich sie somit immer als Arzeneimittel gebraucht, wenn mein Gemüth erkrankt gewesen durch die schmerzlichen Eindrücke, die der innere Verkehr des Klosterlebens mir gemacht hatte. Auch jetzt bilden diese stillen, nächtlichen Stunden die Lichtseiten meines Tagewerkes. Glaube ich doch in dieser äußeren Stille, stehend an dem Opferaltare der Leiden und Schmerzen meines armen Mitmenschen, viel besser und inniger beten zu können. Wenn die stille Nacht ihren düsteren Mantel über das bunte Farbenspiel der sichtbaren Welt breitet und mit ihrem seltsamen Ernste all den unruhevollen Herzen Schweigen gebietet, dann wird es ja immer bei der einsamen Wacht auch ruhig in meinem Inneren. Versöhnend vermag ich alsdann den mannigfachen bitteren Kränkungen des Tages wieder die Hand zu reichen, — in dieser inneren und äußeren Ruhe vermag ich dann wieder mein und Anderer Herzen richtig zu verstehen. Der herrliche Sternenhimmel mit seinen zahllosen, lichten Augen blickt dann wohl ernst und mahnend, schweigend und selig, tief, tief in mein Herz, bis die wogenden stürmischen Gefühle desselben ruhig geworden und er endlich auf dem Spiegel meiner Seele klar

und ungetrübt sein Bild darin findet. In solch sel'gen Stunden kann ich dann wohl auf den Flügeln des Gebetes über die Höhe und Tiefen dieser armen, sichtbaren Welt hinwegeilen zu den Füßen Desjenigen hin, dessen Herz noch keinen Augenblick lang theilnahmlos geschlagen. Freudig opfert daher wohl mein Körper zum Wohle Anderer die Stunden des Schlafes und der Erquickung, denn der liebe Gott läßt sich ja doch nie an Großmuth übertreffen, gibt daher meiner Seele so viele geistige Kräfte zurück, daß selbst mein Körper dadurch schadlos gehalten wird."

Ein anderes Mal schreibt sie:

„Da hat mir der liebe Gott wieder einmal die Freude geschenkt, bei einem armen Leidenden die Nachtwache zu halten. Könnte ich doch mit meiner Liebe seine Schmerzen lindern und durch meine wachende Sorge erquickenden Schlummer seinen müden Augen schenken. Aber so hat eine höhere, mächtigere Hand die meinige in Fesseln geschlagen, nur meinem Herzen hat er die Freiheit gelassen, — dies darf mitleiden mit dem armen Kranken, für dessen Pflege sein eigenes Leben einsetzen, somit ihn mehr lieben als sich selbst. Du mein treuer Erlöser wußtest wohl, wie reich du durch diese Erlaubniß mein so armes Herz gemacht hast. Einem armen Sterbenden den kalten Todesschweiß trocknen und ihm in das brechende Auge schauen, weckt wohl in meinem eigenen Herzen die ernste Frage: ‚Wann und wie gehe ich dieser entscheidenden Stunde entgegen?' Wann? Dies liegt in Gottes Hand, deshalb in der allerbesten. Wie? Dies liegt in meiner Hand und

deshalb in der allerschlimmsten, und ungeachtet dessen hat der liebe Gott einem so wehrlosen Fahrzeug eine ganze Ewigkeit anvertraut! Heiß und lange kämpfte der arme Sterbende, bis ihm der Schweiß in großen Tropfen auf der Stirn perlte und die müden Hände erkaltet niedersanken. Wie ich schon oft es sah, bemerkte ich auch bei ihm, wie unmittelbar nach dem letzten Athemzug seiner Brust aus seinen Gesichtszügen jener so selige Frieden leuchtete. Es kommt mir vor, als ob der Geist, schon jene höheren Regionen durchschwebend, noch einmal zurückblickte auf die Hülle, die ihn einst umgab, so wie die Sonne bei ihrem Niedergang mit ihren goldenen Strahlen einen kurzen Augenblick noch die einsame Hütte des Thales grüßt. So gern sehe ich jenen seligen Lichtglanz auf der Stirn der eben erblaßten Leiche, wie wohl ein Fremdling den Boten aus seiner geliebten Heimath willkommen zu heißen pflegt."

Ihr Amt als Oberin brachte es mit sich, daß sie bei allen Operationen zugegen sein und Handlangerdienste leisten mußte, und sie unterzog sich dieser Aufgabe mit einer Ruhe und Besonnenheit, die den Aerzten von wesentlicher Hülfe war und auf die Kranken selbst beruhigend wirkte. Obschon sie nach ihren Worten „keine angeborene Liebe zu den Kranken" hatte, so ging ihr jedes Leiden derselben tief zu Herzen, und sie brachte es nie zu jener gewohnheitsmäßigen Gleichgültigkeit, die ihren Beruf hätte erleichtern und weniger aufreibend machen können. An Fleiß ging Schwester Augustine allen ihren Mitschwestern voran; überall griff sie freudig und

kräftig an, und ihre gute Gesundheit (als sie nach Bonn kam, war sie eben 34 Jahre alt), sowie die angeborene praktische Tüchtigkeit kamen ihr jetzt trefflich zu Statten. Während sie ihre Mitschwestern oft ermahnte: „Ueberarbeitet euch nicht, thut nicht mehr, wie absolut nothwendig ist, dann habt ihr immer noch genug Arbeit", so unterzog sie selbst sich grade den beschwerlichsten und unangenehmsten Arbeiten (wie z. B. der Besorgung der Leichen), um sie den Anderen zu ersparen oder zu erleichtern.

Ihre Schwestern fühlten die Liebe ihrer Oberin tief und erwiederten dieselbe mit begeisterter Anhänglichkeit. Im Mutterhause äußerte man nicht selten seine Verwunderung, wie es doch nur komme, daß die Schwestern nirgends so gern seien wie im Bonner Hospital und daß jede Abberufung von dort heiße Thränen koste, während sie sich aus anderen Häusern mit dem größten Gleichmuth hin- und herschicken ließen. „Das ist ganz begreiflich", sagte Schwester Augustine selbst, „ich behandle meine Schwestern wie Menschen und nicht wie ein Stück Holz." Wurden ihr aus dem Mutterhause junge Schwestern zugeschickt, so wußten diese, an engen Zwang und beständige Bevormundung gewöhnt, sich zuerst kaum zurechtzufinden in dem Geiste, der das Bonner Hospital beseelte. Es kam ihnen unerhört vor, daß Schwester Augustine keinen blinden, schweigenden Gehorsam verlangte, sondern sogar bescheidenen Widerspruch wünschte, wenn sie selbst etwa aus Unkenntniß der näheren Umstände unpraktische Anordnungen im Hause treffen wollte. Es war wohl kaum eine einzige Schwester, welche

bei längerem Aufenthalte im Hospital der Kraft widerstanden hätte, welche von dem Wesen und Wirken der Oberin ausging und in der die im Mutterhause angelernte Heiligkeit nicht unter diesem Einflusse allmählich einer einfachen gesunden Frömmigkeit gewichen wäre.

Da Schwester Augustine in hohem Grade die Gabe besaß, die Charaktere leicht und sicher zu unterscheiden, so wurden ihr öfters Novizen zugeschickt, über deren Bleiben in dem Orden sie ein entscheidendes Urtheil abgeben sollte; selten hat sie sich in demselben geirrt. Einst wurde ihr eine junge Schwester zugewiesen, die in kurzer Zeit durch mehrere Häuser gewandert und überall mit der Bemerkung „unbrauchbar" war fortgeschickt worden. Als Kind früh verwaist, von der Güte ihrer Verwandten abhängig und von Natur schüchtern und übertrieben bescheiden, hatte dieselbe schließlich durch die ihr zu Theil gewordene Nichtachtung alles Selbstvertrauen und alle Freudigkeit verloren, so daß sie innerlich und äußerlich fast hülflos wie ein Kind und wirklich unbrauchbar geworden war. Man dachte daran, sie aus dem Orden zu entlassen; da sie aber flehentlich bat, man möge sie behalten, so wurde als letzter Versuch eine Versetzung in das Bonner Hospital vorgenommen. Schwester Augustine erkannte bald den Grund ihrer Einschüchterung und nahm sich nun mit unermüdlicher Liebe ihrer an, suchte ihr Vertrauen zu gewinnen und bewies ihr selbst solches, um ihr Selbstvertrauen und ihren Muth zu wecken. Nach vielen Bemühungen gelang es ihr wirklich auf diese Weise, aus der

verachteten und unbrauchbaren Novize eine der tüchtigsten Schwestern heranzubilden, deren umsichtige Thätigkeit im Hause bald so unentbehrlich ward, daß Schwester Augustine jedem Versuche des Mutterhauses, dieselbe abzuberufen, sich standhaft widersetzte. Mit unsäglicher Liebe hing grade diese Schwester an der Oberin, nahm an Allem, was dieselbe während der langen Jahre ihres Zusammenlebens freud- oder leidvoll bewegte, den treuesten Antheil, und ihr Gesicht war der sicherste Barometer, auf dem man die augenblickliche Seelenstimmung der Oberin lesen konnte. So gänzlich verschieden die Charaktere waren, herrschte dennoch zwischen Beiden eine so innige Freundschaft, wie sie in Klöstern wohl selten gefunden wird. Schwester Augustine nannte diese sanfte, stille Schwester gewöhnlich scherzend ihr „Hinkelbeinchen", während eine andere, welche die sorglichste, treueste Seele von der Welt, aber etwas steif und pedantisch war, das „tugendhafte Täntchen" genannt wurde. Ihre Schwestern freuten sich während des ganzen Tages auf die freie Stunde Abends nach Tisch, in der sie, fröhlich im Kreise um ihre Mutter sitzend, im Speisezimmer oder im Sommer im Garten Kartoffeln und Gemüse für den folgenden Tag fegten und ihr erzählten von den Erlebnissen des Tages; dann hatte sie für Jede ein freundliches Wort, oder eine kleine Neckerei, oder eine hübsche, anregende Erzählung.

Nicht nur ihren Schwestern, sondern Allen im Hause war sie wahrhaft eine Mutter; für jeden Einzelnen hatte sie ein warmes Herz, und sie wußte an einem Jeden grade die beste

und edelste Seite herauszufinden und von dieser auf ihn einzuwirken. Sie sagte, daß ihr selten ein Wort so tiefen Eindruck gemacht habe, wie Sailers Ausspruch: „In jedem Menschen, wenn er nicht vollends verstockt ist, findet sich doch noch ein lichter Fleck, ein Punkt der Empfänglichkeit für das Gute; bei diesem soll man ihn fassen und ihn zu heben suchen, daß der Lichtpunkt sich erweitere und die Finsterniß allmählich verdränge. Gott, der Heilige, hat so unendlich viel Geduld mit den Sündern, sollten wir sie nicht auch haben?"

Schwester Augustine hatte den Grundsatz, ihre Untergebenen so selten wie möglich zu tadeln, und nie hielt sie lange Strafpredigten. Betrübte ein Fehler derselben sie tief, so konnte es sie tagelang schweigsam machen; obwohl es ihr eine Erleichterung gewesen wäre, sich darüber offen auszusprechen, so glaubte sie doch auf diese Weise die Fehlenden selbst zur Erkenntniß ihrer Schuld zu bringen. Auch hielt sie es für weit wirksamer, an das Ehrgefühl zu appelliren, als durch Vorwürfe zu demüthigen. „Der Heiland verlor nie die Geduld", schreibt sie, „wenn seine Jünger ihn falsch oder gar nicht verstanden, — deren geistige Armuth konnte niemals den Reichthum seiner erbarmenden Liebe erschöpfen. Welches Gericht liegt für mich darin! wie ungeduldig, lieb- und darum theilnahmlos begegnete ich heute einer meiner Mitschwestern? Ungeachtet ihrem Mangel an hoher Verstandeskraft besitzt sie ein Herz, welches Gott demüthig sucht und darum gefunden hat und besitzt. Beneidenswerther Reichthum! dessen ich beraubt, noch so arm im Leben stehe."

Einen schmerzlichen Kampf kostete es ihr allemal, wenn es nothwendig war, einen der Hausgenossen zu entlassen, weil dessen Bleiben die gesammte Ordnung gestört hätte. „Jetzt plage ich mich schon jahrelang mit der **, und Gott allein weiß, wie sie mir eine fortgesetzte Versuchung zur Ungeduld ist; es macht mich ordentlich krank, und doch frage ich mich immer wieder vor Gott, ob es nicht zu ihrem und meinem Besten ist, sie zu behalten." So sagte sie einmal, und zwar in einem Falle, wo die meisten Hausfrauen die Betreffende schon hundertmal fortgeschickt haben würden.

War die Entlassung eines der Untergebenen fest beschlossen, so vermochte kein Bitten und Flehen und noch weniger die Fürbitte Anderer etwas an ihrem Entschlusse zu ändern, der erst nach langem Zögern und Ueberlegen gefaßt war und sich auf ernste Gründe stützte. Die Verwendung Dritter konnte denselben nur noch mehr befestigen; es waren dies die seltenen Fälle, in denen ihre angeborene und so sorgfältig bewachte Heftigkeit aufblitzte wie ein fernes Wetterleuchten und etwas so Erschreckendes hatte, daß die Lust, sich noch einmal mit Fürbitte ins Mittel zu legen, auf immer verging.

Wie sehr alle Hausgenossen die „Mutter" liebten, zeigte sich unzähligemal in den kleinen Vorkommnissen des täglichen Lebens. Einst wollte eine befreundete Familie die Oberin besuchen; kaum ins Hospital eingetreten, stürzt ihr der alte Thürhüter laut weinend entgegen und ruft: „Sie ist fort! sie ist fort!" „Wer ist denn fort?" lautete die verwunderte Frage. „Ach, unsere Mutter ist fort, und sie hat uns nicht gesagt, wo

sie hin ist!" Der Mann wollte sich gar nicht beruhigen lassen. Die Oberin hatte mit der Generaloberin aus Nancy eine kleine Reise nach der Apollinariskirche bei Remagen gemacht, und die alten Männer weinten um ihre Abwesenheit wie kleine Kinder.

Schwester Augustinens Thätigkeit beschränkte sich nicht allein auf das Leben im Innern des Hospitals, auch von außen trat ihr manche leibliche und geistige Noth entgegen, und nie hat sie Hülfesuchende kalt und theilnahmlos abgewiesen. Wie sie ihr ganzes Herz mitnahm in ihren Beruf, in ihren täglichen Wirkungskreis, so nahm sie auch ihr ganzes Herz mit aller warmen Theilnahme, dessen dasselbe fähig war, mit in das Sprechzimmer und wußte dasselbe zu einem Asyl zu machen, wohin Viele mit Freude und Leid ihre Zuflucht nahmen; sie verstand es, sich zu freuen mit den Fröhlichen und zu trauern mit den Trauernden; aber sie ließ es nicht bewenden bei dem bloßen Mitgefühl, mit Rath und That war sie bereit, wo Hülfe noththat.

Es gab wohl kaum ein Leid, in welchem bei ihr nicht Hülfe, oder wo diese unmöglich, wenigstens Verständniß und treue Theilnahme gefunden wurde. Arme Frauen, die nicht wußten, wie sie sich in der täglichen Noth des Lebens, in Armuth und Krankheit mit den Ihrigen durchschlagen sollten, und Fürstinnen, deren Leid oft nur in der von ihrer Stellung unzertrennlichen Vereinsamung bestand; Männer, denen es schwer wurde, im Gewirre des Lebens den geraden Weg zu finden oder die ermüdet vom Kampfe neuen Muth such-

ten; Kinder, die sich beim Spiele verletzt und nach Hülfe jammerten: — Allen ohne Unterschied suchte sie wohlzuthun, soviel in ihren Kräften lag. „Wenn man auch sonst nichts geben kann, Liebe kann man immer geben“, diese Worte hatte sie seit ihrer Kindheit treu bewahrt und bethätigte sie in ihrem Leben unzähligemal.

Den Kranken, welche das Hospital verlassen hatten, folgte ihre Sorge in die Ferne nach, und sie schrieb Manchem von ihnen Briefe, wie sie die sorglichste Mutter nicht anders hätte schreiben können. So schrieb sie z. B. an die Frau eines aus dem Hospital entlassenen Kranken: „Mein gutes, liebes Fräuchen! So stehen Sie in meinem Herzen eingezeichnet, und muß somit Ihr gestrenger Herr Gemahl diesen Eingriff in seine Rechte mir verzeihen. Dem ungeachtet hätten Sie heute einen Mahnbrief im echten Sinne des Worts erhalten, wäre gestern nicht Ihr lieber Brief eingetroffen, dessen vorzugsweise gute Nachrichten meine nicht geringe Besorgniß verstummen gemacht und somit Ihnen Verzeihung erwirkt für die der Theilnahme meines Herzens gemäß etwas grausame Verzögerung. Mit ganzer Seele spreche ich aber jetzt ein frohes ‚Gott sei Dank!‘ aus, daß Er aus unserem lieben ehemaligen Kranken in so kurzer Zeit einen Gesunden gemacht, dem Appetit und gutes Aussehn ein glänzendes Zeugniß spenden. — — Ueber den noch nicht guten Schlaf wegen etwas Leibschmerzen beunruhige ich mich gar nicht; die erste Zeit der Genesung bei fast allen Kranken ist mit derartigen Störungen verbunden. Höchstens würde ich rathen, daß unser lieber Pflegling Abends dem

edlen Schleim- und Gerstensüppchen seine bekannte zärtliche Freundschaft wieder zuwende" u. s. w.

Wenn der Tod in eine ihr befreundete Familie eintrat, um den Kreis zu lichten, dann war es wiederum Schwester Augustine, nach der man Hülfe suchend rief, und ihre Anwesenheit brachte Beruhigung und Trost an das Sterbebett.

Nicht selten wurde sie ersucht, Solche, die seit langen Jahren dem kirchlichen Leben entfremdet waren, noch zur letzten Stunde zur Rückkehr zu bewegen, und das war das Schwerste, um was man sie bitten konnte, und es kostete ihr allemal einen Kampf mit sich selbst, ehe sie darauf einging. Sie glaubte, daß es Gott allein zustehe, in das Innerste der Menschenseele einzugreifen, und daß er zur rechten Zeit dasselbe mahnen und zurückrufen werde. Sie hatte wenig Vertrauen auf zudringliche Bekehrungsversuche, selbst wenn dieselben äußerlich gelingen sollten; ihrer Ansicht nach war der Empfang der Sterbesakramente nicht das Entscheidende, sondern die innere Rückkehr des Herzens zu Gott, und um diese nach langen Jahren eines Lebens ohne Glauben und ohne Hoffnung zu bewirken, dazu gehöre mehr wie die Kraft menschlicher Worte. „Man soll nur nie das Christenthum oktroyiren wollen, damit schadet die katholische Kirche so viel", sagte sie einst. So schwer es ihr indessen fiel, mußte sie dennoch zuweilen, „um nicht Aergerniß zu geben", wie sie sagte, solche Bitten erfüllen, und dann redete sie zu den Kranken so wenige, aber so liebevolle Worte und wußte die Forderungen der Kirche so einfach und so überzeugend als die Forderungen der eigenen, tiefsten

Herzensbedürfnisse darzustellen, daß die Kranken zur Ueberraschung ihrer Angehörigen selbst nach den Sakramenten verlangten. Einer der Coblenzer Freunde, Johannes v. B., welcher seit mehreren Jahren in Bonn lebte, erkrankte hier, und sein Ende stand nahe bevor. Fast während seines ganzen Lebens hatte er der Kirche fern gestanden und wies ernstlich alle Versuche des Pfarrers, sowie die Bitten seines Freundes Clementz zurück, welche ihn zum Empfang der Sterbesakramente bewegen wollten. Endlich gaben Beide die Bemühungen auf, baten aber Schwester Augustine, sie möge den Sterbenden besuchen und die gleiche Bitte an ihn stellen. Widerstrebend willigte Schwester Augustine ein und ging hin. Sie hatte ihm kaum den Zweck ihres Besuches in ihrer einfachen, herzgewinnenden Art ausgesprochen, als der Kranke bat, sie möge veranlassen, daß ihm die Sakramente gebracht würden. Bald darauf starb er, nachdem er immer wieder Schwester Augustine mit freudigen Worten gedankt hatte.

Was sie allemal entschieden ablehnte, war die bisweilen an sie gestellte Zumuthung, Andere direkt oder indirekt zum Uebertritt in ihre Kirche zu bewegen. Jede Proselytenmacherei war ihr innerlich zuwider; ja, so sehr achtete sie die religiöse Freiheit jedes Einzelnen, daß sie dem zahlreichen Dienstpersonal des Hospitals, welches sich fast insgesammt unter die Seelsorge der ihr antipathischen Jesuiten begeben hatte, nie wehrte, dem Gottesdienst in der entlegenen Kirche derselben beizuwohnen, obwohl es ihr bei dem großen Einflusse, den sie auf ihre Hausgenossen ausübte, leicht gewesen wäre, der Richtung derselben eine ihr mehr zusagende Wendung zu geben. „Ich

bin wahrhaftig die Letzte, die irgend Jemand in seinem Glauben irre machen möchte", sagte sie.

Vielleicht war grade dadurch ihre Wirksamkeit im Hospital eine so große, weil sie sich ganz und gar auf ihren eigentlichen Beruf als Pflegerin beschränkte, ohne gleichzeitig halb Arzt, halb Geistlicher sein zu wollen.

VII.

Inneres Leben und Verhältniß zum Orden.

Schwester Augustinens äußeres Leben im Hospital bewegte sich während der ersten 15 Jahre in ruhigem Gleise. „Hier im Hause läuft das gewöhnliche Räderwerk ab", so berichtet sie durchgängig in ihren Briefen aus jener Zeit. Desto bewegter und mannigfaltiger war ihr inneres geistiges Leben, welches sich gerade in jenen Jahren innerhalb der bestimmten Grenzen und der festen Ordnung ihres täglichen Wirkungskreises reich entfaltete.

Die beiden Grundpfeiler ihres Charakters waren Wahrheit und selbstlose Liebe. Das Gefühl für Wahrheit war bei ihr so lebendig und tief, daß sie nicht nur in sich selbst keine Spur von Unwahrheit duldete, sondern auch in Andern keinen Fehler so schwer ertragen konnte wie diesen. Sie verstand darunter nicht sowohl eigentliches Lügen, als vielmehr Handeln gegen die eigene, innere Ueberzeugung und den Hang, vor Andern mehr scheinen zu wollen, als man ist; ferner das

Parademachen vor Gott und sich selber, mit eigener, eingebildeter Vortrefflichkeit, und endlich das Bestreben, sich äußerlich mit der Sünde abzufinden bei fortdauernder innerlicher Verkehrtheit. Sie beklagte es bisweilen schmerzlich, daß diese Art von Unwahrheit, welche ihrem geraden, ehrlichen Charakter in tiefster Seele zuwider war, vielfach grade in den Klöstern zu finden sei. „Früher war es besser bei uns“, äußerte sie einmal; „aber seit die Jesuiten Einfluß erhalten haben auf die geistige Leitung der Klöster, ist diese unwahre Richtung bei uns eingedrungen.“ Der Unwahrheit gegenüber ließ sie sich bisweilen zu heftigen Worten hinreißen, wo und wie sie dieselbe immer finden mochte. „Das Schlimmste aber ist“, fügte sie einst bei solcher Gelegenheit ernst hinzu, „daß man, wenn man in sein eigenes Herz sieht, auch da die Unwahrheit findet.“

Außer der Unwahrheit war es ihr namentlich, wie sie sagte, „der Dummheit gegenüber“ schwer, ruhig zu bleiben, und sie zitterte innerlich, wenn sie nach langen, deutlichen und oft wiederholten Erklärungen dennoch unverstanden blieb. Gegen ihren heftigen Charakter kämpfte sie unausgesetzt mit großem Ernste an, und wenn derselbe, was aber selten geschah, sie dennoch überwältigte, so war ihr dies tagelang ein Schmerz. „Jedes neue Morgenroth“, schreibt sie, „beleuchtet wohl einen neuen Kampf meines Herzens, bis das letzte Abendroth mich zum ewigen Schlaf führt. Und doch, wie gut ist es für mein Gemüth, daß es sich so heiß durchkämpfen muß, daß es gezwungen ist, mit sich selbst so viel Geduld haben zu müssen. Wie würde ich die Lasten Anderer zu tragen vermögen, wenn

nicht die eigene Last schon oft meine Schritte gehemmt hätte. Wie mußte ich schon die Geduld und Nachsicht in der eigenen Schule lernen, damit in fremdem Hörsaal dies Thema leicht verständlich mir würde. Hätten nicht meine eigenen Wunden so tief mich geschmerzt, so könnte ich auch nicht die Wunden meiner armen Kranken verbinden und heilen." — „Mit mir selbst Geduld haben müssen", schreibt sie an einer anderen Stelle, „dies bleibt wohl für mein Leben lang für den Stolz meines Herzens die allerschwerste Aufgabe."

Eine andere schwere Aufgabe für sie war es, den Hang zu wechselnder Stimmung, namentlich aber zur Melancholie, zu bekämpfen, der trotz aller Kraft ihres Geistes und trotz ihrer Freudigkeit, die sie selbst ihren „glücklichen Leichtsinn" nannte, tief im Innern ihrer Seele lag und über den sie erst nach jahrelangen Anstrengungen vollständig Herr wurde. „Der dort oben weiß allein", heißt es in einem ihrer Briefe, „wie es hier unten in der Tiefe meines Herzens aussieht, wie Freude, Wehmuth und Leid stets um die Herrschaft ringen und keine vollständig sie erhalten kann. In dem Kreislauf des Jahres gibt es viele Tage, die unter dem Zepter eines trüben Firmamentes dahinziehn, die ohne den Gruß des freundlichen Sonnenscheins kommen und gehn müssen. In meiner innern Welt geht es auch so, denn ich kann tagelang mechanisch meine Arbeit thun, ohne auch nur einmal den Blick des Geistes zu den ewigen Bergen zu erheben." — „Wenn man so wie ich", schreibt sie 1854, „unter dem fortwähren-den Druck seiner momentanen, wechselnden Stimmung seufzen

muß, dann vermag man wohl zu verstehn, welcher Höhepunkt der Seligkeit durch die Worte bezeichnet ist: Eingehn zu der ewigen Ruhe der Heiligen! Und doch ist dieser qualvolle Wechsel ein Erziehungsmittel für den Himmel. Durch Sturm und Regen, durch Hitze und Kälte muß der Wanderer seines Weges ziehn, bis seine wunden Füße den Boden der Heimath erreichen, bis er ausruhen darf in seines Vaters Haus. Des Lebens Bitterkeit und Noth muß erst das Herz fähig machen, die ewige Ruhe genießen zu können." Aus mancher Zeile ihrer Briefe und ihres Tagebuches treten diese trüben Stimmungen in schmerzlichen Worten hervor. Nachdem sie einst die friedliche Ruhe eines herrlichen Frühlingsmorgens geschildert, fährt sie mit den Worten fort: „Zuweilen findet so eine Sabbathstille ihr Bild in dem Spiegel meiner Seele. — Aber welche Tage, Wochen und Monate müssen nicht erst mit allen ihren Stürmen und nächtlichen Finsternissen an mir vorüberziehn, bis endlich einmal so ein seliger Moment der Ruhe kommt? Wie selten tritt der auferstandene Erlöser in die Wohnung meines Herzens mit dem beseligenden Gruß: der Friede sei mit dir! Fürchte dich nicht, ich bin es! — Ja, wenn diese mit Wunden geschmückte Hand das tief innere Bewußtsein seiner beseligenden Gegenwart schenkt, dann erwacht wohl ein Frühlingsmorgen in meinem Herzen, dessen Blüthenwelt durch die Wärme dieser Gnadensonne sich noch herrlicher entfaltet als dieser irdische Frühling. — Aber wie furchtbar selten durchbricht ein solcher Sonnenblick das finstere Gewölk meines Himmels. Daß eigene Schuld dies so karge Maß

mir verdient, das ist der tiefste Schmerz meiner mit Wunden bedeckten Seele."

„Der mit Nebel und Regenwolken bedeckte Himmel", schreibt sie im März 1854, „läßt heute unstät und trostlos das Auge meiner Seele umherirren, ohne ihm einen Ruhepunkt zu gönnen. Wie der Himmel über uns auf den Spiegel unserer Seele einen so seltsam trüben Schatten werfen kann, diese Frage vermag ich nicht genügend zu lösen. Aber so viel weiß ich, daß ich heute selbst Schuld bin, daß der liebe Gott sich vor meinen Augen in sein Nebelgewand hüllt, um das bittere Gefühl der Verlassenheit in mir recht wach zu rufen. Es ist dies sein mir längst bekanntes Liebesgericht, um den Sturm in meiner Seele wieder zu brechen — die allerbitterste Vereinsamung muß ich erst schmerzlich wieder fühlen, um nach der trauten Heimath mit sehnsüchtigem Herzen die Schritte zu lenken." Weniger schmerzlich spricht sich diese Sehnsucht in folgender Stelle ihres Tagebuches aus: „Gestern hatte ich wieder einmal die Freude, auf der Höhe eines Berges zu stehen und mich dem Eindruck, den es mir immer machte, wieder ganz hinzugeben. In der dortigen Kirche war es mir so wohl und heimlich, als ob ich alle drückende Sorge tief unten im Thal gelassen hätte und, entlastet von alle dem, was die Schritte zur Höhe hemmt, nun niederknieen könnte, um mit liebender Sorge Derer zu gedenken, die noch den mannigfachen Stürmen des Lebens preisgegeben sind. Seitwärts von der Kirche entlegen, traten wir an den Abhang des Berges und schauten in das einsame Thälchen, dessen kleine Hüttchen so friedlich schienen,

als ob der Kummer der Welt keine Bahn zu ihnen gefunden. Meine Blicke sahen ja nicht in die Herzen der armen Bewohner, deren innerer Welt gewiß ein anderes Gepräge aufgedrückt ist. Warum aber grade eine so friedliche Einsamkeit mich immer so eigenthümlich wehmüthig macht, kann ich mir wohl nicht genügend enträthseln. Ist es der schmerzliche Contrast zwischen der schönen, freien Natur und meinem Inneren, aus dessen Boden Alles so verkümmert und verkrüppelt emporkeimt? Bringt mir eine so friedliche Landschaft vielleicht ein Grußwort aus den ewigen Höhen und Tiefen, deren Frieden nie im Sturm erschüttert steht? Oder ist es der schmerzliche Blick auf die Fesseln, die unsere eiligen Schritte zur Heimath hemmen? Ja, ein Heimweh ist es; das Weh in unserer Brust, daß wir noch nicht im Vaterhause sind." —

Die einfachsten äußeren Ereignisse vermochten oft in ihrer Seele quälende Gedanken wachzurufen. „Gestern Abend", schreibt sie in ihrem Tagebuch, „sahn wir vom Fenster aus zu, wie die reich gefüllte Fruchtscheune unseres armen Nachbars niederbrannte, und theilnehmend sagten die Umstehenden: ‚Des Mannes halbes Vermögen steckt vielleicht in diesem Vorrath von Frucht, die Scheune steht allein im weiten Feld, wie und wer kann sie angezündet haben?' ‚Wenn sie in der Feuerversicherung ist, erwiderte ein Anderer, so hat er sie aus Eigennutz vielleicht selbst in Brand gesteckt.' Enthielten diese Worte nicht eine Strafpredigt für den inneren Haushalt meiner Seele? Sah ich nicht oft schon die mühsam errungenen Früchte von dem Feuer meines leidenschaftlichen Herzens so gründlich ver=

zehrt, daß nur der Stachel des Bewußtseins mir davon übrig blieb? Hat nicht grade mein Klosterberuf mich berechtigt zu falscher Sicherheit, und habe ich somit nicht eigenhändig die Brandfackel ins eigene Herz geschleudert? Wie oft nicht suchte ich grade eine volle Sicherheit in dem Alleinstehn, in dem vollständigen Abschluß von der Welt da draußen, nicht bedenkend, daß grade durch das Niedertreten alles Dessen, was Gottes Hand im Menschenherzen pflanzte, ein Fäulnißprozeß sich entwickeln kann, der endlich von irgend einem Luftzug in lichte Flammen auflodert?"

Weder ihr reicher Wirkungskreis, den sie mit solcher Liebe umfaßte, noch die Freundschaft und der Verkehr mit den verschiedenartigsten Menschen, die sie aufsuchten, vermochten solche schmerzlichen Stimmungen zu verdrängen; in ersterem fand ihre ernste Gewissenhaftigkeit nur zu oft Gelegenheit, sich selbst der Nachlässigkeit, Trägheit und Selbstsucht anzuklagen.

„Theilnahmlos und ohne Hülfe", schreibt sie an einer Stelle ihres Tagebuches, „ließ ich gestern die beiden armen Kinder weggehn, so wollte es meine kalte Vernunft mit ihrer An- und Einsicht, damit die sogenannte Ordnung nicht gestört werde — ich habe diesen Maximen Gehorsam geleistet, aber auf Kosten meines inneren Friedens, der mir gestern den ganzen Tag das Beten unmöglich machte. Als ich am Abend bei der Einkehr in mein Inneres Frieden und Kraft suchen wollte, um dem Gewirre des Tages seine wohlthuenden Schranken zu setzen, trat ich statt dessen in einen Gerichtshof, der mit scharfem Ton zu mir sagte: Du hast heute Anderen

nur weh gethan, statt sie geheilt, daher habe auch ich für deine Wunden kein Gefühl und keinen wohlthuenden Balsam." — „Daß ich auf dem Krankenbette das neue Jahr begrüßen mußte", schreibt sie ein anderes Mal, „ist nicht Ursache meiner trüben Stimmung, wohl aber das Bewußtsein, daß meine Seele erkrankt ist durch den Mangel an lebendiger, thatkräftiger Liebe zu Gott und den Menschen." — „Seit langen Jahren habe ich die Erfahrung gemacht, daß die Trägheit im Dienste der Armen und Kranken meine bessere Willenskraft dergestalt lähmt, daß auch infolge dessen all' meine anderen Seelenkräfte wie vom Blitz getroffen darniederliegen. Wie dieser Zustand der gänzlichen Ermattung und Erschlaffung mich unglücklich macht und beengt, das ist wohl dem bekannt, der grade durch diese bittere Arznei mich wieder gesunden will lassen. Denn die innere Noth drängt mich dann, meine Zerstreuung suchend, meine Hände grade nach den Arbeiten auszustrecken, vor welchen die verweichlichte Natur am allermeisten zurückbebt. Nur selten bin ich mir dann beim Beginnen der Arbeit eines edlen Motivs bewußt; aber während derselben bricht ein heiterer Strahl durch das trübe Gewölke, erwärmt den harten Boden meines Herzens, und das große Auge der ewigen Erbarmung schaut auf der matten Hände Werk und schärft somit die alte Lehre der kleinen Schülerin wieder ein, daß inneres Glück und steter Friede nur Dem gegeben wird, der sich treuer Pflichterfüllung bewußt ist."

Wie wenig sie selbst sich diesem Bewußtsein hingab, spricht sich in einer anderen Stelle ihres Tagebuches aus.

„Wenn man wüßte“, schreibt sie, „wie verwundend die Lobsprüche das Innerste meiner Seele treffen, sie würden wahrlich das allertiefste Mitleid mit mir haben. Für mich gibt es keine schmerzlichere Wahrheit, die ich so gerne meinem eigenen Blicke entziehen möchte, als diejenige: daß ich noch nicht ein einziges Mal in meinem ganzen langen Leben beim Abschluß des Tages mit Ruhe auf mein Thun und Lassen hätte zurückblicken können, indem ich mir noch keines einzigen guten Werkes bewußt gewesen bin, welches ich rein und fleckenlos zu den Füßen des Altars hätte niederlegen können. Gott weiß, wie diese bittere Wahrheit mich einst in der Welt schon so unglücklich machte und wie sie mich drängte, mir eine andere Lebensaufgabe zu stellen in der Hoffnung, mir alsdann einmal sagen zu können: Heute habe ich gethan, was ich gekonnt. Mein Pflichtkreis ist größer geworden, und die Kraft verleihende Gnade ebenfalls, daher die Verantwortlichkeit gewachsen, mein Schmerz nur um so bitterer geworden, als er jetzt noch um so gerechter ist.“

Bis zur Schwermuth steigerte sich derselbe, als ein dem Hospital anvertrauter Kranker, ein durch den Trunk ganz herabgekommener Mensch, seinem Leben im Rhein ein Ende gemacht hatte. Die Schwestern hatten ihn nach langer, sorgfältiger Beaufsichtigung und Pflege für geheilt gehalten, und daher gab die Oberin seinen flehentlichen Bitten nach, ihn eines Sonntags eine Stunde ins Freie zu lassen. Bis zum Abend erwartete und suchte man ihn vergeblich; er war in seine alte Gewohnheit zurückgefallen

und hatte sich dann in halb bewußtlosem Zustande ins Wasser gestürzt.

Schwester Augustine quälte sich unaufhörlich mit Vorwürfen, und stand zuletzt so unter der Herrschaft peinigender Gedanken, daß ein alter Freund ihr den Rath gab, sich an einen Arzt wegen Gemüthsleiden um Hülfe zu wenden. Dieser Rath verletzte sie sehr, und sie war erschrocken, daß sie es so weit mit sich habe kommen lassen; zugleich aber hatte sie das Gefährliche ihres Zustandes erkannt und die Energie gefunden sich aufzuraffen.

„So wie Sie eine Zeit hindurch von einem düsteren Vorgefühl beherrscht wurden", schrieb sie an ihren Freund, „so hat ja auch, wie Sie wissen, sich auf meine innere Behausung seit längerer Zeit ein düsterer Schatten gelagert. Dieser mir selbst unbekannten Macht weiß ich die Maske nicht abzureißen, und kann sie nur mit dem Ausspruche bezeichnen: es ist mir so, als ob ich nie mehr von Herzen froh und glücklich sein könnte. Wie ich selbst dies nach jeder Beziehung hin gänzlich verurtheile, weiß Gott, der mir diesen Undank auch vergeben möge. Zu Ihrem und meinem Troste kann ich aber hinzufügen, daß es leichter bereits in mir geworden, wenn auch noch nicht klar und friedlich."

Schwester Augustine hatte es durch stete Selbstbeherrschung schon früh dahin gebracht, daß die wechselnde Stimmung ihres Gemüthes niemals im äußeren Leben störend hervortrat, so daß viele ihrer Bekannten, ja ihrer nächsten Freunde, jahrelang mit ihr verkehrt haben, ohne auch nur

die Möglichkeit von Schwermuth bei ihr zu ahnen. „Ich habe es mir", schreibt sie, „zur unerläßlichen Pflicht gemacht, meinen Armen und Kranken durch eine heitere Miene und Freundlichkeit meines Aeußeren aufzumuntern, die eigene trübe Stimmung dieser Unglücklichen somit zu unterdrücken. Dieser Gemüthszustand ist eigentlich das verwundende Bewußtsein unserer Schwachheit, welches gleich einem Dornenkranze sich um unser Haupt und Herz schlingt, seine scharfen Stacheln tief, tief in unsere Seele drückend, jeden freudigen Aufblick hemmt. Durch langjährige Uebung habe ich es wohl so weit gebracht, mit heiter lächelnder Miene oft meine rothgeweinten Augen Lügen zu strafen, und täusche so fast Alle, ob auch die mir näher Stehenden? weiß ich nicht. Aber mit welcher vernichtenden, verdoppelten Macht diese Stimmung über mich Herr wird, wenn ich mich allein und ungesehen weiß, besonders wenn meine Berufspflicht mich ein Stündchen lang frei gibt, das weiß ich und Derjenige, der dann mit mir ringt, dessen göttliche Kraft mich dann auch wieder immer aufrichtet. Freilich vermag aber auch nur seine Hand den Schmerz einer solchen tiefen Wunde zu heilen."

Noch weniger wie in ihrem täglichen Wirkungskreise fand Schwester Augustine in dem Verkehr mit der Außenwelt, dem sie in ihrer Stellung als Oberin nicht ausweichen konnte und den zum Theil ihre eigene, anziehende Persönlichkeit ins Hospital führte, ein Heilmittel für den Schmerz ihrer Seele.

„Gott allein weiß", schreibt sie in ihrem Tagebuch, „wie

schwer es mir oft wird, vom Erwachen des Tages an bis zum Schlummer der Nacht nur für Andere da zu sein! und noch, wo deren Mehrzahl meinem Herzen sehr fern stehen. Führte sie nur großes Leid zu mir, und könnte ich solches alsdann durch meine Theilnahme lindern, so würde ich dankbar meine Berufspflicht darin erkennen und erfüllen; allein so kann ich, wie es wirklich ist, diesen vielseitigen Verkehr mit da draußen nur als Verlust meiner Zeit und Schaden meines Inneren ansehn, indem ich an dem inneren Menschen verarmt aus solchen Unterhaltungen zurückkehre. Ja, solche leeren, gehaltlosen Gespräche verstimmen mich so gründlich, daß ich meine freudige Thatkraft für lange wieder gebrochen fühle."

Die Unruhe, welche dieser Verkehr noch zu den täglichen Sorgen und Mühen des Tages ihr brachte, scheint sie bisweilen innerlich so überwältigt zu haben, daß sie sich mit allen Gedanken in diesem Getriebe gefangen fühlte. „Mein sogenannter guter Wille", schreibt sie einmal, „verliert nachgerade doch alle Glaubwürdigkeit in meinen Augen, denn wie wäre es sonst doch möglich, daß ich vermittelst desselben nicht einmal während der ohnehin so kurz zugemessenen Stunden des Gebetes die Sorgen und Geschäfte des Tages aus meiner inneren Welt verbannen könnte. Längst müßte ich es gelernt haben, diesen Kleinigkeitskram wie Treppenstufen übereinanderzulegen, um mit meinen Füßen darüber wegzueilen zu Dem hin, in dem doch nur allein unsere Seele ihre Ruhe findet. Wie so gründlich verstimmt mußte ich mich doch gestern Abend zu Bette legen, indem der Abschluß des

Tages mir zeigte, wie ich die kurzen Momente des Gebetes nur dazu benutzt hatte, gedankenlos und doch sorgenvoll in das Mühlrad der Haushaltung zu starren, als ob ich auf diese Weise meinem Pflichtkreise genügte. Ich vergesse wohl gänzlich, daß das Wirken der Hände und Füße nur eine höhere Weihe erhält durch das tief innere Gebet meines Herzens. Dies wahre, wirksame Gebet aber verstummt, sobald die äußeren Geschäfte allein das große Wort führen."

Außer den Nachtwachen am Krankenbett waren ihr die liebsten Stunden diejenigen, welche sie vor dem Altar der Hauskapelle zubringen konnte; sie bezeichnete ihn als „die Stelle, wo sie bisher noch immer Ruhe und Frieden gefunden".

„Wie der Glanz der Sterne", schreibt sie in ihrem Tagebuch, „vor dem Licht der Sonne zu verbleichen pflegt, so verschwinden vor dem Auge meiner Seele die Mühen des Tages am Abende, wenn mir auch nur ein Viertelstündchen übrig bleibt, um an den Stufen des Altars betend niederzuknieen. In der Nähe meines Erlösers finde ich Alles wieder, was das Ungestüm des Tages mir geraubt. Hat der Verkehr mit der Welt Bitterkeit in mein Herz geschleudert, so finde ich immer in dem stillen Heiligthum des Tabernakels die Stärke der christlichen Liebe wieder. Finde ich durch den Undank der Armen meine freudige Thatkraft gelähmt, dann sagen mir die Lippen des Erlösers, daß zwar der Undank der Menschen ihm heiße Wunden geschlagen, aber am Kreuze erhöht ihn nur die eigene Liebe hat. Stehe ich selbst verarmt an Glauben, Liebe und Hoffnung vor ihm, einer trostlosen Ewigkeit ent-

gegenschauend, dann höre ich ihn die süßen Worte sagen: ‚Mein Kind, ich lasse dich nicht.‘“

„Wenn wie heute“, schreibt sie an anderer Stelle, „die frühste Morgenstunde mir schon die h. Communion bringt, die in meinem Herzen die wahre Himmelsfreude schafft, dann begreife ich in so seligem Lebensmoment gar nicht, wie das Gewirre des Tages einem Straßenräuber gleich mich ausplündern kann. So selige Morgenstunden mögen wohl die Schattenumrisse des lichten Gestirnes sein, welches wohl an jenem großen Morgen an dem Firmamente prangen wird. Mein blödes Auge könnte freilich in solche Lichtesfülle noch nicht schauen, ohne zu erblinden, aber mein Herz vermag es doch zu ahnen, wenn auch nur in unbestimmten Formen, welche Wohnstätten Derjenige uns dort oben bereitet hat, der hier unten so Unaussprechliches für unsere Versöhnung mit dem Vater erduldet.“

„Ihr seligen Stunden!“ ruft sie ein anderes Mal aus, „warum steht auch ihr unter dem Gesetze der Natur und müßt somit wieder rauben, was ihr schenkt? Warum hemmt der Herr der Natur euern raschen Schritt nicht und zwingt euch nicht, zur steten Gegenwart zu werden? Wohl verstehe ich dich aber, mein theurer Erlöser! Du erquickest uns, um durch den Schmerz der Entbehrung Dessen, was wir nun verhüllt empfangen, die ganze Sehnsucht im Herzen wach zu rufen nach der ewigen Höhe, wo die Stunden unter deinem Zepter stehen und keine Hülle dich mehr unserem Auge bergen wird!“

Das h. Altarsakrament betrachtete sie als das Heilmittel für jede innere Noth. So schreibt sie z. B. einmal: „Daß ich heute zur heiligen Communion ging, war freilich eine ganz besondere Ausnahme von der Regel, allein dies Mal muß der Apostel Petrus mein Beginnen entschuldigen. Als er einst seinen geliebten Meister in der Ferne erblickte, vergaß seine stürmische Liebe ganz, welche Tiefe und welche Meereswogen ihn von dem Herrn trennten, und in hastiger Eile wandelte er über diese Untiefen weg hin zu den Füßen seines Meisters. Freilich nicht eine so stürmische Liebe, sondern mehr die innere Dürre und Noth lehrte auch mich heute vergessen, welche Kluft und welche getrübte Meereswogen mein Herz von dem meines Erlösers trennten; ich schien es fast vergessen zu haben, daß ich schon seit so langer Zeit nicht durch inniges Gebet ihm mehr gesagt hatte, wie ich ihn doch über Alles lieben möchte, wie aber in Wirklichkeit ich noch so stumpf und kalt für ihn bin. Dies war freilich ein gewagtes Sturmlaufen von mir, aber der Herr der hohen Veste hat mich doch nicht ins feindliche Lager zurückgeschleudert, sondern hat mit großem Erbarmen den kleinen Flüchtling aufgenommen. Der treue Heiland wußte wahrlich, was er uns gab, als er uns seine stete, persönliche Gegenwart schenkte, besonders den in späteren Jahrhunderten aufblühenden Klöstern, deren Bewohner so gezwungen sind, innerhalb ihrer vier Mauern das bitterste Weh des Herzens still zu begraben. Wenn das schwere Joch des Berufes mir oft Herz und Schultern wund gedrückt hat und ich vorsichtig diese Wunde den Augen meiner

Umgebung bergen muß, in welchem Herzen könnte ich dann wohl ein schützendes Obdach anders finden, als in demjenigen, wo ich noch nie hülflos abgewiesen wurde. O, wer es einmal empfunden hat, wie wohl es thut, an dieser Stelle auszuruhen, der begreift es auch, mit welch starkem Herzen man Lebewohl alle dem sagen kann, dessen Glanz doch mit der rasch dahinfliegenden Zeit erbleichen muß. Und dennoch wollte der Heiland uns ein stetes, lebendiges, tief inneres Bewußtsein seiner Gegenwart nicht verleihn, und warum wohl? Den Druck der Fesseln wollte er uns lassen, um als Gefangene uns nach der Freiheit zu sehnen. Es scheint mir aber auch noch eine andere Wahrheit darin zu liegen: Seine Liebe wollte Einigung und nicht Trennung seinen Kindern bringen. Unser geistiges Auge sollte nicht immer in sein geöffnetes Herz schauen; einsam, hülflos und verlassen sollten wir uns zuweilen fühlen, um uns auch innig und theilnehmend an das Herz der Mitmenschen schmiegen zu können, Leid und Freude sollten wir zusammen tragen, uns gegenseitig Trost und Stütze sein; so wie er, soll auch unsere Liebe eine treu überwachende Mutter für die wankenden Schritte der Andern werden."

So lebhaft war einerseits in Schwester Augustine das Bedürfniß, ihren Gedanken und Empfindungen bisweilen Worte zu verleihen, und so groß andererseits die geistige Vereinsamung, in der sie im Orden lebte, daß sie nicht selten, um sich selbst über das, was sie innerlich bewegte, klar zu werden, ihre Erfahrungen und Gedanken niederschrieb und das Ge=

schriebene dann den Flammen überlieferte. Es sei ihr alsdann, schreibt sie, immer so zu Muthe gewesen, als habe sie „mit einem treuen Herzen Freude und Leid getheilt“. „So tief“, fährt sie fort, „hat wohl der liebe Gott das Bedürfniß sich mitzutheilen in mein Herz gelegt, daß selbst das Ordensleben mit seinen Formen und hemmender Gewalt es nur eindämmen, aber nicht entwurzeln konnte. Wie ungenügend, ja krüppelhaft entspricht grade der Ordensgeist wohl fast aller Klöster mehr oder weniger diesem Bedürfniß der menschlichen Brust, die Gott gewiß durch Mittheilung veredlen und heiligen wollte.“

Nur wenige dieser tagebuchartigen Blätter, welche den Zeitraum eines halben Jahres (Januar bis Juli 1854) umfassen, sind, ohne daß sie darum wußte, durch eine glückliche Fügung erhalten geblieben, und sie gewähren einen klaren Einblick in das Innerste ihrer Seele.

Wenn Schwester Augustine bereits bei ihrem Eintritt ins Kloster eine völlig isolirte Stellung eingenommen hatte, so war ihr ferneres Ordensleben, insoweit es nicht die praktische Berufsthätigkeit, sondern das innere religiöse Leben betraf, ein unausgesetzter Kampf ums Dasein. Sie führte denselben nur defensiv, indem sie sich darauf beschränkte, solche Zumuthungen, welche ihrer eigenen religiösen Anschauungsweise entgegenstanden, einfach abzulehnen; ohne viel zu widersprechen, übte sie diese Kunst schweigender Ablehnung in einer Art, gegen welche ihre Oberen wenig zu sagen vermochten und die sich dieselben meistens ebenso schweigend gefallen ließen.

Der innere Gegensatz zwischen ihr und dem Geiste der neuern Klöster war zu tiefliegend, als daß an Ausgleichung zu denken gewesen wäre. Das Ziel, welches sie und ihre Mitschwestern suchten, war wohl dasselbe: Gott zu dienen und sich selbst zu heiligen im Dienst der Kranken; aber die Wege, welche sie zur Erreichung dieses Zieles glaubten einschlagen zu müssen, waren verschieden.

Der Geist der heutigen Orden verlangt die Vernichtung aller natürlichen Gefühle, aller eigenen Ueberzeugungen, kurz er verlangt die äußere und innere, unbegrenzte Unterordnung unter den Willen der Oberen. Die vielen Vorschriften und Gebräuche, welche außer den eigentlichen Regeln das Leben einer Ordensschwester einengen, zielen fast alle darauf hin, deren innere Selbständigkeit zu untergraben und sie zu einem willens-, gefühls- und urtheilslosen Werkzeuge ihres Ordens zu machen. Aller Wille löst sich auf in der einzigen Tugend des Gehorsams.

Es gehörte die ganze Kraft eines klaren, energischen Geistes dazu, um, wie Schwester Augustine, dem Einflusse einer solchen Umgebung zu widerstehen, und die ganze Liebe zu einem Berufe, die nur Gott geben kann, um in einer solchen Umgebung freiwillig auszuharren. Obschon sie sich gebeugt hatte, so weit es recht war, so hielt sie doch stets fest, daß „sich selbst klar sein und nach eigener Ueberzeugung handeln" die Grundlage der Wahrheit sei. Sie sah ferner die Aufgabe eines Christen nicht in der Vernichtung, sondern im Ordnen und Heiligen aller Seelenkräfte und in der Unterordnung der eigenen

Wünsche und Bestrebungen unter den Willen Gottes, wie er ausgesprochen ist in seinen Geboten, in dem Gewissen und in den Forderungen, welche die äußeren Verhältnisse an den Einzelnen stellen.

„Ich will keineswegs den Stab gebrochen wissen", schreibt sie einmal, „über alle Gefühle des menschlichen Herzens; ich halte es für verwegen, das aus dem Herzen rotten zu wollen, was Gottes Hand selbst darin gepflanzt hat. Es ist eine krüppelhafte Auffassung des Christenthums."

An einer anderen Stelle, wo sie über das Glück, mit befreundeten Menschen verkehren zu können, schreibt, fährt sie fort: „Es gibt freilich so ein Zerrbild von Frömmigkeit, welche das Zusammensein und Schauen als Zerrüttung oder doch Störung der geistigen Gemeinschaft sich denken kann, — ich habe dieser Auffassung niemals gehuldigt, sondern glaube fest, daß diejenige Hand, welche den Geist in die Wohnung des Körpers gebannt, demselben auch die Macht verliehen hat, die Gefühlswelt seiner irdischen Wohnung zu veredeln und zu heiligen, keineswegs aber, ihr Hohn zu sprechen."

Ihr warmer Sinn für Freundschaft, ihr strenges, stolzes Wahrheitsgefühl, ihr lebendiges Interesse für alles Schöne und Edle, ihre Achtung und Rücksicht gegen die geistigen Eigenthümlichkeiten Anderer und vor Allem ihre einfache und wenig klosterhafte Frömmigkeit, — das Alles war für viele ihrer Mitschwestern, namentlich aber für die Oberinnen in Trier und Nancy, ein befremdender und unerklärlicher Widerspruch mit dem Ordensgeiste, welcher bei hundert großen und

kleinen Anlässen zu Tage trat. Der geistliche Superior der Congregation besuchte einmal auf einer Rundreise durch die verschiedenen Häuser auch Bonn; er erzählte den Schwestern von den Wundern, welche in jenen anderen Häusern sich begeben hätten, und frug sie nach den Wundern des Bonner Hospitals. Herzlich lachend schilderte die Oberin später den Ausdruck naïver Verwunderung, mit dem er die Nachricht aufnahm, daß in ihrem Hause noch nie etwas Wunderbares vorgekommen sei. In Folge dieser und ähnlicher Vorfälle galt das Bonner Hospital im Orden für etwas „gottlos", und Schwester Augustine ließ sich diesen Ruf gern gefallen. Da man sie indessen als eine der tüchtigsten Oberinnen hochschätzte, so ließ man sie im Allgemeinen ruhig in ihrer Art gewähren; nur die Tage, welche ihr den Besuch ihrer Ordensoberen brachten, und die Zeit, welche sie selbst bisweilen in Nancy zubringen mußte, machten Schwester Augustine die bestehenden Gegensätze schmerzlich fühlbar.

Im Mai 1854 schrieb sie nach solchen Tagen: „Endlich athme ich wieder freier — es gibt so einzelne Persönlichkeiten, deren Verkehr mir in der That den Athem meiner Brust benimmt, so zerstörend und verletzend ist deren Anschauungsweise und Urtheil für das tief-innerste Gefühl meines Herzens. Der offenen Gewalt gegenüber fühle ich mich heimlicher und muthiger als an der Seite Derer, die ihre Waffen unter ihren Gewanden verborgen tragen. Wenn aber ein geistliches Kleid solche Waffen verbirgt und sie dann desto tiefer in die Brust eines Andersgesinnten stößt, dann stockt der Athem in meiner

Brust; es ist mir, als ob diese Hand dann auch in demselben Augenblicke vernichtend über das Ebenbild Gottes in meiner eigenen Seele gehen wollte und mir die Kraft fehlte, es zu verhindern. Dieser furchtbaren Stimmung bin ich dann oft tagelang verfallen, bis zuletzt eine gewisse Wehmuth in meinem Herzen erwacht, die die besseren Seelenkräfte dann wieder sammelt und belebt. Dies sind die schlimmsten Feinde meiner Seele; deshalb darf ich wohl auch den lieben Gott bitten, nie durch die Ordensverhältnisse mich in deren unmittelbare Nähe zu bannen. Denn ich würde mich selbst zuletzt gewiß ganz aus den Augen verlieren und aufgeben müssen, wäre ich gezwungen, fortwährend in ein solches Zerrbild von Frömmigkeit oder eingebildeter Heiligkeit schauen zu müssen. Nein, lieber Gott! führe mich weit lieber in die allertiefste, lautloseste Einsamkeit der Erde."

Es schien ihr fast unmöglich, über ihre innere Abneigung in dieser Hinsicht Herr zu werden. „Durch den Verkehr mit ** sehe ich wieder recht deutlich", schreibt sie in ihrem Tagebuch, „wie wenig mein Herz unterthänig meinem Willen ist. Mein fester Wille hat wohl schon Manches in meinem Leben fertig gebracht, aber die Herrschaft über mein Herz hat er doch noch nie auch nur für einen Augenblick lang erringen können. Dies hat sein eigenthümliches Reich sich begründet, wahrt dessen Rechte mit so starker Hand, daß mir in der That aller Muth vergeht, jemals etwas durch Vernunftgründe und Vorstellungen in ihm aufzurichten oder niederzureißen. Ja ist es mir doch oft, als

wenn es zu mir sagte: ‚Laß mir doch das Senkblei, welches ich aus des höchsten Werkmeisters Hand empfing — bis zur Stunde habe ich dich noch nicht irre geleitet, wohl aber oft schon deine vernünftigen An- und Einsichten, deine Berechnungen und das Vertrauen auf fremdes Urtheil.‘ — Durch tägliche Erfahrung belehrt von der Wahrheit seiner Aussage, muß ich nun wohl wieder die Waffen strecken und ihm ruhig die Freiheit lassen, sich abzuwenden mit Entschiedenheit und hinzuzuwenden, wo es wahre, sittliche, heilige Größe findet.“

Schwester Augustine wachte sorgfältig darüber, die innere Abneigung gegen solche Ordensmitglieder, mit denen ihr das Zusammenleben schwer wurde, im äußeren Verkehr nicht hervortreten zu lassen. Daß ihr diese schwere Aufgabe nicht immer gelingen wollte, darüber klagte sie selbst zuweilen sich schmerzlich an. „Des Erlösers Herz“, schreibt sie in solcher Stimmung, „hatte für alle Schmerzen und Kränkungen nur Milde und Vergebung — ich nur Kälte und Bitterkeit. Jede Sekunde meines Lebens spricht ein Zeugniß seiner Erbarmung aus — und ich kann tagelang einhergehn, mit kalter Verachtung Denen begegnen, deren Gesinnung mich einmal recht schmerzlich verletzt hat.“

Es war Ordenssitte, daß die Oberinnen der durch Frankreich und Deutschland zerstreuten Häuser sich regelmäßig alle zwei Jahre im Mutterhause zu Nancy zu einer sogenannten retraite zusammenfanden. Sie verrichteten dort geistliche Uebungen, tauschten ihre Erfahrungen aus und legten von ihrer bisherigen Wirksamkeit Rechenschaft ab. Diese ge-

meinschaftlich verlebten Tage waren wohl geeignet, den Zusammenhalt der Ordensmitglieder lebendig zu erhalten, und sie würden als Tage der Ruhe für Leib und Seele erfrischend gewesen sein; allein von diesen Zusammenkünften galt die alte Wahrheit, daß dasselbe, was das Band der Freundschaft enger schlingt um befreundete Menschen, zwischen unsympathischen Charakteren zu noch größerer Entfremdung führt.

Schwester Augustine liebte die einfache, herzliche Frömmigkeit, die ihr dort an manchen ihrer Mitschwestern entgegentrat, und sie hielt mit denselben treue Freundschaft, wie z. B. mit der Oberin des Cölner Waisenhauses (Schwester Seraphine M.), der Oberin von Steinfeld (Schwester Isabella von S.), der Oberin des Krankenhauses zu Prag (Schwester Therese), mit der Schwester des Bischofs Crementz von Ermland und einigen andern; allein im Ganzen wehte sie aus jenen Versammlungen ein Geist an, der ihr fremd und beengend war. Die französisch-sentimentale Ausschmückung des Christenthums war ihr um so mehr zuwider, als sie ihr während dieser Tage in einer Weise aufgedrängt wurde, als ob das Heil ihrer Seele davon abhinge. Wochenlang vorher fürchtete sie sich vor den Reisen nach Nancy, und wochenlang nachher hatte sie an den dort empfangenen Eindrücken und Erinnerungen abzuschütteln. „Man hat dort viele sogenannte Schätze", schreibt sie 1860 nach überstandenem neuntägigen Aufenthalt im Mutterhause an eine Freundin, „vor unsere geistigen Blicke hingestellt, ich habe nach sehr wenigen derselben sehnsüchtig die Hand ausgestreckt. Die chère mère hat dieses

bemerkt und mich trotzdem wieder auf freien Fuß gestellt, weil sie meinte, wenn man mir Gewalt anthue, würde ich mich noch entschiedener abwenden." Noch längere Zeit nach einer retraite schrieb sie einst an eine andere Freundin: „Heute ist es grade ein Jahr, daß ich nach Nancy berufen wurde, um bereichert mit einer recht bittern Lebenserfahrung wieder hierher zurückzukehren. Wie schwer ist es für meine so heftige Gemüthsart, ohne Bitterkeit dieses ganzen Erlebnisses zu gedenken. Helfe Du mir mittelst des Gebetes, mich desto fester und inniger an unsern theuern Erlöser zu ketten, der allein uns ja für Alles im Leben schadlos zu halten weiß."

Alles, was sie an bitteren Erfahrungen im Orden erlebte, vermochte jedoch niemals das leiseste Bedauern über ihre Berufswahl in ihr wach zu rufen.

„Heute sind es 16 Jahre", schreibt sie im Juni 1854, „daß ich in St. Charles anklopfte und um Aufnahme bat. Der Wechsel der Zeit hat mir gar Manches geschenkt und geraubt, — ob Gewinnst oder Verlust meiner Seele geworden, weiß Gott besser als ich; aber große Ursache, ihm zu danken, habe ich jeden Falls, daß er unter allen Stürmen mir Eins erhalten hat: die Liebe zu meiner Berufspflicht." Nach allen schmerzlichen Erfahrungen war es immer wieder der eigentliche praktische Lebenszweck, der sie mit ihrem Orden innerlich aussöhnte. In dem täglichen Verkehr mit Leidenden aller Art sah sie einen Vorzug, der ihrem Orden vor vielen anderen zu Theil geworden, sowie einen Schutz gegen manche Fehler,

welche in früherer Zeit den moralischen Verfall der Klöster herbeiführten.

Sie schrieb hierüber, nachdem sie einst mit einer ihr nahestehenden Familie Heisterbach besucht hatte: „Von dem gestrigen, so herrlichen Spaziergange habe auch ich mir eine kleine Erinnerung mit nach Haus gebracht, die mir um so lieber ist, als sie mir nützlich ist, indem sie mir es heute schon um so leichter machte, meine Berufspflicht zu erfüllen. Der Weg führte uns zu einem verfallenen Kloster, über welches bereits die verwüstende Hand des Krieges gegangen und selbst des herrlichen Gotteshauses nicht geschont hatte, dessen zerstörte Umrisse einen schmerzlichen Contrast bildeten zu der blühenden Flur, umgeben von waldigen Bergen, die wie eine Ringmauer die klösterliche Einsamkeit vor der übrigen Welt zu schützen scheinen. Solche stumme Ueberreste dahingeschwundener Größe sprechen wohl oft die schmerzliche Wahrheit aus: daß, wenn der Himmel uns gönnt, in paradiesischen Fluren froh und sorglos zu leben, unser Herz so sehr geneigt ist, das Paradies seiner Seele um schnöden Sold zu lassen. Wäre es den Bewohnern so mancher reichen Klöster gegeben worden, mit ihren Blicken die Zukunft zu durchdringen, um zu sehn, wie schonungslos das Rad der Zeit auch ihre Reichthümer zermalmt, die sie sich als Kaufpreis nahmen für die unschätzbaren höheren Güter; gewiß hätte dann die Nachwelt kein so ernstes Gericht über sie zu halten und Ursache gefunden, den Verfall der Klöster zu beklagen. In dieser Hinsicht scheint mir unser Berufskreis ein besserer Bürge zu sein, denn

unsere Schätze sind Arme und Kranke. Unserem Blick ist es gegönnt, so oft diese Wohnungen des Geistes durch Leiden aller Art zerstört zu sehen. — Wie oft müssen wir die letzten Ueberreste Derer, die wir lange gehegt haben, zu Grab tragen! Wie oft schaut unser Auge nicht auf den heißen Kampf eines Sterbenden, dem die innere Noth den kalten Todesschweiß erpreßt! Wie oft dringt sein dumpfes Röcheln als Echo einer sündigen innern Welt mahnend an unser Ohr! — Fremde innere und äußere Noth, das sind unsere blühenden Fluren, die freilich die Hand des Krieges nicht arm, sondern nur reich zu machen vermag." — „Hier im Hause geht's uns gut", schreibt sie an eine Freundin, „wenn's Anderen schlecht geht, d. h. wir freuen uns der vielen Arbeit und somit der vielen Kranken."

Im Orden wunderte man sich, woher Schwester Augustine bei ihren geringen Bedürfnissen an äußerem Christenthum nur die Kraft hernehme zu so großer Liebe und zu solcher Freudigkeit im Wirken; denn daß sie darin die Meisten überrage, wurde gelegentlich sogar von Nancy und Trier aus anerkannt. „Vorgestern", schreibt sie scherzend an einen alten Freund ihres Vaters, „fuhr ich nach Coblenz, um die gestrenge Novizenmeisterin abzuholen — — sie war sehr gnädig und meinte: das Bonner Haus sei doch nicht so gottlos, als man glauben sollte."

Wenn Schwester Augustine auch den innersten Grund ihres religiösen Lebens in ihrem äußeren Ordensleben sorgfältig verschlossen hielt, um es vor Eingriffen zu bewahren, so war

das Vertrauen, welches ihre durch und durch christliche Gesinnung unwillkürlich einflößte, doch so groß, daß man selbst in ihrem Orden am liebsten in Noth und Rathlosigkeit seine Zuflucht zu ihr nahm. Manche ihrer Ordensschwestern, welche sowohl dem Orden als der Welt und, was schlimmer war, ihrem eigenen Gewissen gegenüber in angstvoller Lage gewesen, haben bei ihr Schutz und Hülfe gesucht und gefunden.

Der innerste Grund ihres religiösen Lebens aber, welches ihr die Kraft zu alle dem gab, war der Glaube an die Person des Erlösers, und dieser Glaube war so tief und lebendig in ihr, daß er die Seele ihres Handelns und Wandels wurde. Jene christliche Idee, in jedem Hülfsbedürftigen einen Stellvertreter Dessen zu sehen, der gesagt hat: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder thut, das habt ihr mir gethan", war bei ihr zur vollen Wahrheit geworden; in diesem Sinne schrieb sie einst einer Krankenpflegerin: „Sehen Sie stets in jedem Kranken Denjenigen, der Ihr Antheil sein möge in Ewigkeit."

Ihrem klaren, praktischen Sinn lag es ebenso fern, sich in religiöse Grübeleien und Spitzfindigkeiten zu verlieren, wie in äußeren Formen und selbstgenügsamer Werkheiligkeit zu erstarren. Letztere namentlich war ihr so zuwider, daß sie nur höchst ungern über ihre eigenen Arbeiten und Anstrengungen sprach und es nie wollte gelten lassen, daß man in den „guten Werken" eine Art Lebensversicherung für seine Seele sähe. Einem alten Freund schrieb sie einst hierüber: „Mögen Sie, lieber Freund, diese Zeilen als kindisch belächeln

oder mögen sie auch einen strengen Tadel von Ihnen mir verdienen, so vermag ich doch nicht das für mich schmerzliche Bewußtsein zu ertragen, daß ich Sie gestern unklar über mich fortgehen ließ. Es liegt mir wie ein Gewicht auf meinem Herzen, indem ich durch solches Beginnen an den Grundvesten der Freundespflicht rüttelte. Ich hatte mir nämlich schon längst zur Richtschnur gemacht, niemals ohne die dringendste Nothwendigkeit eine Art Parade mit den sogenannten guten Werken meines Berufslebens vor den Augen Anderer zu halten. Im Einzelnen bin ich leider schon oft diesem Grundsatz untreu geworden, aber so gründlich, wie gestern Ihnen gegenüber noch selten — daher fuhren einem leuchtenden Blitze gleich Ihre so wohlmeinenden Worte der Anerkennung in meine Seele und zeigten mir, wie eitel und kleinlich ich geprunkt vor Ihren Augen, und dies Bewußtsein erregte mir Unwillen über mich, und wehmüthig sah ich auf das Aergerniß, was ich Ihnen dadurch gegeben; deshalb bat ich Sie gleich aufrichtig um Vergebung, was ich auch jetzt von ganzem Herzen wiederhole. Diesen erwähnten Grundsatz durchzuführen, ist mir noch nie so schwer geworden, als Ihnen gegenüber; er bildet mir so oft einen Damm gegen die Offenherzigkeit. Wie oft möchte ich so gern aus meiner innern Welt irgend etwas ans Licht ziehn, um es Ihrer Beurtheilung preis zu geben; dann hemmt mich immer wieder die Besorgniß, der verächtlichen Traueneitelkeit somit Thor und Thür zu öffnen."

Aus demselben Grunde waren ihr manche Schriften, z. B. die meisten Gedichte der Luise Hensel, obschon sie die Dichterin

selbst hochschätzte, unsympathisch: „Da ist mir zu viel von Kronen und Belohnen die Rede", äußerte sie. Das Bild des Erlösers, wie es uns klar bestimmt auf jedem Blatte des Neuen Testamentes entgegentritt, war ihr fester Halt und zugleich der Maßstab, den sie an sich und Andere anlegte. Die Spuren dieses Bildes überall aufzusuchen und freudig zu begrüßen, darin war sie unermüdlich; bald war es eine fromme Magd, von der sie sagte, daß sie „ihr Tagewerk ohne alle Nebenabsicht verrichte, so wie sie es nie gesehen" und deren Bemerkungen über die Lehren des Evangeliums ihr „mehr als Alles" waren, bald das kranke Kind einer fahrenden Kunstreiterfamilie, bald eine Dame, die, mitten im Leben und Treiben der großen Welt stehend, durch wahrhaft christliches Wesen sie mit Bewunderung erfüllte; dann blickte sie mit schmerzlicher Beschämung in ihre eigene Seele, in der für ihr Auge nur die Schatten sichtbar zu sein schienen. In ihrem Tagebuche schreibt sie: „Meine gegenwärtige Stellung und Verhältnisse berauben mich zwar sehr oft des Vortheils, zuweilen eine derbe direkte Strafpredigt gehalten zu bekommen. Daß dies aber für mich nicht gut und deshalb mir schmerzlich ist, weiß der liebe Gott und ersetzt somit wieder, was die Menschen an mir versäumen. Eine Bekannte, deren Verhältnisse sie in eine sehr ungestüme, gehaltlose Welt fesseln, drängte gestern mit starkem Herzen ihre Thränen zurück, und in dem Ausdrucke der so wenigen Worte gestattete sie mir einen tiefen Blick in ihre Seele, deren Gepräge meine innere Welt auf das allertiefste beschämte. Stolz und Eigenliebe meines Herzens

konnte doch in dem Augenblicke die Stimme meines inneren Richters nicht Lügen strafen, die mir da sagte: ‚Schau einmal, diese Seele hat, beraubt so mancher Gnadenhülfe, mitten im Getümmel der Welt, durch einen sehr innigen Verkehr mit dem Erlöser sich ein größeres Maß veredelnder Kraft errungen, als du in den langen Jahren des stillen Klosterlebens. Du hast es dir genügen lassen, den breiten und ausgetretenen Weg der sogenannten Klostertugenden zu wandeln, diese Seele hat sich durch das verwundende Dornengestrüppe der Welt gearbeitet, und ihre sittliche, religiöse Kraft ist höher zum Himmel emporgewachsen als die deinige.‘ — So eine indirekte Strafpredigt bekomme ich zwar sehr oft gehalten, aber leider fehlt mir zuweilen ein williges Herz und offenes Ohr, um sie anzuhören, und noch mehr, um sie mit Nutzen anzuwenden; denn sonst wäre ich mit meinem Reisegepäck nicht so weit hinter den Anderen zurückgeblieben."

Ein anderes Mal schreibt sie: „An meinem armen kleinen Pflegling finde ich wieder recht die schon früher gemachte Erfahrung bestätigt, daß nämlich Diejenigen, die noch in der ersten Blüthe der Jugend stehn, viel leichter das Opfer ihres Lebens bringen, als Diejenigen, die schon des Lebens Bitterkeit und Stürme empfunden haben. Diese Thatsache würde nicht vor unsere Augen treten, wenn Leid oder Freud den Abschied vom Leben uns leicht oder schwer machte, sondern ich glaube, daß der tiefere und richtigere Grund darin liegt, daß in dem Gemüth eines Kindes Glaube und festes Vertrauen auf ein besseres Jenseits in so voller Kraft steht,

welches ihm den Abschied von der sichtbaren Welt leichter macht, als er dem Herzen wird, welchem schon die Wirren und Täuschungen des Lebens diese Frische der Kraft geraubt haben. Ein soeben erwachsenes Kind sieht so harmlos, ja freudig dem herannahenden Tode entgegen, als ob dies das wirkliche Nachhausgehn für es sei, vor welchem es freilich dann auch nicht zurücktreten oder erbeben zu müssen glaubt. Will auch ich dieses großen Vorzugs mich einst erfreuen, dann darf nie das harmlose, aber feste Vertrauen auf eine jenseitige Heimath in den Schmerzen und Täuschungen des Lebens in mir untergehn, um auch in reiferem Alter Kind zu sein und zu bleiben."

In ihrem lebendigen, religiösen Gefühl, welches überall Beziehungen zu der unsichtbaren Welt suchte und fand, wurzelte sowohl ihre innige Anhänglichkeit an die eigene Kirche, als auch ihre Duldsamkeit gegen andere Confessionen. Freudig erkannte sie das Große und Edle an, wo sie es immer finden mochte. Oft gestand sie, weit mehr wirkliches Christenthum auf protestantischer wie auf katholischer Seite gefunden zu haben. Da sie den Protestantismus fast ausschließlich durch sehr vortreffliche Persönlichkeiten kennen lernte, so ist es erklärlich, daß sie denselben hier und da überschätzte, indem sie die Achtung und Bewunderung, welche sie für jene Freunde hegte, auf deren religiöses Bekenntniß übertrug und dessen Einflusse vielleicht allzu sehr die moralische und geistige Ueberlegenheit ihrer Freunde zuschrieb.

Einestheils war es der in dem gläubigen Protestantismus

weit schärfer als Mittelpunkt hervortretende Glaube an die Erlösung, den sie als die Quelle des geistigen Lebens bezeichnete, anderentheils hielt sie das „selbst suchen und sich selbst durchkämpfen" für die anregende Kraft des Protestantismus, zugleich aber auch für die Schwäche und das Unbefriedigende desselben.

Sie liebte die religiöse Innigkeit und Tiefe, die sie dort fand in Leben und Schrift (vorzüglich schätzte sie einzelne evangelische Kirchenlieder, die sie auswendig kannte und als Gebete während der Messe zu gebrauchen pflegte, z. B. „Wenn ich Ihn nur habe", „Befiehl du deine Wege", „Wenn Alle untreu werden" und andere); allein das Unbestimmte und Schwankende seiner äußeren Gestalt und das theilweise Zerwürfniß desselben mit der Geschichte und den Traditionen vergangener Jahrhunderte schien ihr ein Mangel, den selbst die wahrste und aufrichtigste Frömmigkeit der Einzelnen nicht auszugleichen vermöge. Sie äußerte einst: „Wenn ich mit Vorliebe vom Protestantismus spreche, so meine ich dabei nicht das Protestiren und Verneinen in demselben, sondern das Positive, das er noch hat." Aus diesem Grunde stellte sie unter den verschiedenen Richtungen des Protestantismus die strenge altlutherische, welche sie durch einzelne Freunde in Bonn, namentlich aber in Schleswig-Holstein kennen lernte, am höchsten.

Ihre eigene Kirche liebte Schwester Augustine von ganzem Herzen und blickte seit ihrer Kindheit mit freudigem Stolze auf dieselbe hin. In großen und einfachen Zügen prägte sich der Ka-

tholicismus in ihrer Seele aus; die Erlösung durch Christus, die Gründung seiner Kirche, der er die Bewahrung seiner Lehre und seiner Sakramente anvertraut, und mit der er selbst bleiben werde bis zum Ende der Zeiten, das waren für sie die unumstößlichen Thatsachen, auf die sich ihr ganzes Glaubensleben gründete.

Sie war stets bestrebt, alle einzelnen Lehren ihres Glaubens im lebendigen Zusammenhange mit der Grundlehre des Christenthums von der Erlösung durch die Menschwerdung des Sohnes Gottes aufzufassen, und Alles, was sie damit nicht im Zusammenhang oder gar im Widerspruch stehend glaubte, fand keinen Eingang in ihrer Seele. Für die mannigfaltige äußere Ausschmückung des Christenthums, von der die Kirche der ersten Jahrhunderte nichts wußte, hatte sie selbst keine Vorliebe, äußerte gelegentlich auch ihre ernsten Bedenken über dergleichen; sie ließ aber Andere, denen solches ein Bedürfniß war, ruhig gewähren. Dispute mit Andersdenkenden über religiöse Fragen vermied sie wegen ihrer Nutzlosigkeit, und weil dieselben leicht in heftigem Streit endigen, so viel sie konnte.

Einer Freundin, welche ihr einst geschrieben, es sei fast unmöglich, den Consequenzen der neueren Naturwissenschaft gegenüber auch nur eine einzige Glaubenslehre mit Erfolg zu vertheidigen, antwortete sie: „Einem Angriff eines geschickten Gegners auf religiösem Gebiete vermochte auch ich oft nicht genügend zu stehn. — Das Warum fand ich einst bei Döllinger klar ausgesprochen. Die Stelle sagt: ‚Das Christenthum bildet ein zusammenhängendes Ganze von Lehren, Vorschriften, Rathschlägen und

geschichtlichen Thatsachen, in welchem Eines durch das Andere getragen und verbürgt wird. Diesen Zusammenhang aber vermögen überhaupt nur äußerst wenige Menschen zu überschauen, und noch Wenigere oder Niemand vermag denselben sich stets gegenwärtig oder klar zu erhalten. Die Gegner aber richten ihre Angriffe stets nur auf einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene und isolirte Bestandtheile, wodurch der Angriff leicht stärker ist und plausibler erscheint, als die Vertheidigung.' Im Gefühl des Ueberwundenseins habe ich mir auch oft gesagt: Gott wußte wohl sehr gut, daß dem armen Menschenherzen es zu schwer fallen würde, den Glauben an ihn in allen Momenten des Lebens aufrecht zu erhalten, und daß dasselbe dennoch denselben zu seinem inneren Frieden bedürfe. Deshalb schickte er ihm einen persönlichen, sichtbaren Erlöser, dem wir näher treten können, und in jeder Lage des Lebens einen Halt an ihm finden. Gott selbst mag allerdings uns oft in unerreichbarer Ferne erscheinen und da anfangen, wo unser Wissen aufhört — wie Du sagst."

Schwester Augustine war zu sehr von der Auffassung durchdrungen, daß das Reich, welches Christus gegründet, nicht von dieser Welt sei, um nicht Vieles für Nebensache, ja sogar für Mißbrauch zu halten, was manche der alten Jugendbekannten, wie auch ihr Bruder Ernst, für die „heiligsten Rechte der Kirche" erklärten.

Ihre einfache, großartige Auffassung des Christenthums hatte sie nicht nur ihrem eigenen wahrhaften Charakter, dem

jeder Schein zuwider, und ihren bisherigen Lebenserfahrungen zu verdanken, sondern auch dem Verkehr mit Persönlichkeiten der verschiedenartigsten Richtungen, welcher sie vor Engherzigkeit bewahrte und durch den gegenseitigen Gedankenaustausch zu größerer Klarheit führte.

VIII.

Bonner Freunde. Familienverhältnisse.

Als Schwester Augustine nach Bonn kam, fand sie dort einige Familien, welche seit langer Zeit mit ihrem elterlichen Hause befreundet waren und die ihre Ankunft freudig begrüßten. Es waren dies vor Allem die Familien Mendelssohn und Boisserée.

Den Professor Georg Benjamin Mendelssohn hatte sie seit ihrer frühesten Kindheit gekannt, und der Verkehr mit diesem liebenswürdigen, alten Freunde ihres Vaters war keine geringe Freude für sie. Derselbe war die personifizirte Herzensgüte und Selbstlosigkeit, und die Unterhaltung mit ihm, der vielen bedeutenden Menschen der damaligen Zeit nahe befreundet war, war ihr stets wohlthuend und anregend. Professor Mendelssohn hatte wiederum eine große Vorliebe für die Oberin, und durch ihre Hand gingen manche der Wohlthaten, die der edle Mann im Verborgenen spendete. Obschon er ihre Wirksamkeit als Barmherzige Schwester auf

das wärmste bewunderte, so hatte er doch ihren Eintritt in einen Orden nie begreifen können, und er hielt denselben nach wie vor für einen Mißgriff, der grade bei einer so großartigen und vortrefflichen Natur doppelt zu beklagen sei und für den er nur in ihrer aufgelösten Verlobung eine Erklärung fand.

„Unsere liebe Oberin", schreibt er in einem Briefe an seinen Freund Perthes, „berichtet, Gottlob, Gutes von Dir, und wie Du nicht bloß selbst heiteren Muthes gewesen, sondern auch Hilgers erfrischt hättest. Von sich selbst sprach sie eher trübe, und es ist ein wehmüthiger Gedanke, daß dieses seltene Wesen bei so großen praktischen Gaben und so segensreicher Wirksamkeit doch eigentlich ihren Beruf verfehlt hat, der meiner Ueberzeugung nach weit mehr intensiv als extensiv ist, wie wohl bei den meisten und besten Frauen."

Nicht weniger befreundet war sie mit dem Geheimrath Alexander Mendelssohn in Berlin, dem jüngeren Bruder des Professors. Sie sah ihn selten, aber seine Besuche ließen noch lange in ihrer Seele eine freudige und dankbare Erinnerung zurück. Auf ihn wandte sie gern das Wort des Herrn über Nathanael an und fügte hinzu: „Ein Mann, der das Christenthum so bethätigt im Leben, kann nicht fern vom Herrn Christus sein."

Einige Jahre früher wie Schwester Augustine hatte ein anderer Freund ihres Vaters, Sulpiz Boisserée, sich dauernd in Bonn niedergelassen. Durch ihn wurde ihr das Interesse an den bildenden Künsten wieder aufs Neue nahegelegt, und

manche künstlerisch=schöne Gabe verdankte das Hospital Boisserée's Freundschaft für dessen Oberin. Er wie auch seine Frau verkehrten viel bei ihr, und die seltenen Tage, an denen Schwester Augustine diese Besuche hier und da erwidern konnte, erklärten Beide für Festtage ihres Hauses. Nur kurze Zeit sollte ihr der Verkehr mit diesem vortrefflichen Manne gestattet sein. Seit langen Jahren leidend, erkrankte er im Frühjahr 1854 hoffnungslos. Wenige Tage vor seinem Tode besuchte Schwester Augustine ihn zum letzten Mal und fand ihn, wie er sich selbst dem Arzt gegenüber ausdrückte, als „einen dankbar Sterbenden". Tief ergriffen, schrieb sie nach diesem Besuche in ihr Tagebuch: „‚Wir werden ihn sehn, wie er ist! Wir werden ihn schauen von Angesicht zu Angesicht!' — so schildert uns das Evangelium einen Theil der Glückseligkeit, die dort oben uns zu Theil werden soll. Auch unser Lebensglück findet seine engeren und weiteren Schranken in dem Schauen von Angesicht zu Angesicht Derer, die wir innig lieben. Deshalb findet wohl auch der tiefe Schmerz eine Rechtfertigung, der mir gestern so verwundend durch die Seele fuhr, als ich meinen vortrefflichen Boisserée besuchte und mir sagen mußte, daß wohl sehr bald er uns durch den Tod entrissen werden wird. Ist mein Herz auch ergeben in Gottes heiligen Willen und vermag somit diese seltene Perle sittlicher Größe in die Hand Dessen zurückzugeben, der mich sie einst auf meinem Lebenswege finden ließ, so kann ich doch meinen Augen die Thränen nicht wehren, die den baldigen Verlust des Schauens beweinen."

Bald darauf, am 2. Mai, starb Boisserée. „Heute ist mein hochverehrter Boisserée heimgegangen", schreibt Schwester Augustine; „der Abschied hat eine zu tiefe Wunde mir geschlagen, als daß Worte der Mittheilung dieselbe zu lindern oder zu schließen vermöchten." Am folgenden Tage fügte sie die Worte hinzu: „Die hemmenden Fesseln sind gelöst, und seine unsterbliche Seele bereits in der Sphäre, wo ich auf dem Wege des Gebetes und der heiligen Communion sie zu erreichen vermag. Die Zukunft bringt dieser geistigen Gemeinschaft keine schmerzliche Trennung mehr, und dies Bewußtsein ist der Trost der Gegenwart."

Mit Boisserée's Wittwe blieb sie nach dessen Tode in innigem Verkehr. Das überaus kräftige Wesen derselben, die Lebendigkeit und geistige Frische dieser ausgezeichneten Frau zogen sie immer wieder aufs Neue an. Es war eine Charakterähnlichkeit zwischen Beiden, die sich nicht verkennen ließ; dieselbe Klarheit im Denken, dieselbe Energie im Wollen und dieselbe rückhaltlose Offenheit im Aussprechen ihrer Sympathien und Antipathien war Beiden gemeinsam. Letztere Eigenthümlichkeit war in Frau Boisserée besonders stark ausgeprägt. Wer ihre Liebe gewonnen hatte, der besaß dieselbe ganz und ungetheilt auf immer, während sie ihrem Mißfallen an manchen Anderen unverhohlen in den kräftigen Ausdrücken ihrer schwäbischen Sprache Luft machte. Fromme Reden und überhaupt jeder Anflug von Pietisterei waren ihr in der Seele verhaßt, und sie konnte in dieser Hinsicht bisweilen etwas schroff gegen wirklich vortreffliche Menschen werden. Sie selbst

war gläubige Protestantin, hielt aber mit den katholischen Freunden ihres Mannes nicht nur guten Frieden, sondern mit Vielen derselben innige Freundschaft. Für Sailer hegte sie eine begeisterte Verehrung, und sie erzählte gern, daß sie, so oft er sie früher in München besucht, sich, zwischen ihren katholischen Mägden knieend, von ihm den Segen habe ertheilen lassen.

In jüngeren Jahren war die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Confessionen einer ihrer Lieblingswünsche gewesen, und sie hatte sich über deren Verwirklichung mancherlei Illusionen hingegeben. Einen tiefen Eindruck machte es ihr daher, als Ernst Lasaulx, mit dem sie einst über diese ihre Lieblingsidee sprach, ihr mit ernstem Nachdruck erwiderte: „Glauben Sie ja nicht, liebe Freundin, daß das ein Glück wäre! Blicken Sie nach Frankreich, nach Spanien, nach Italien, nach allen Ländern, wo nur e i n e Confession ist, in wie faulem Zustande sich dort die Religion befindet. Der Kampf ist nothwendig zu einem gesunden Leben.“ Seit dieser Unterredung ließ sie sich an dem friedlichen Zusammenleben genügen, ohne die trennenden Schranken anders als durch gegenseitige Liebe übersteigen zu wollen.

„Sehr, sehr oft sprechen wir noch von unseren lieben, guten Boisseree's“, schreibt Schwester Augustine an ihre alte Freundin, „in welche Unterhaltung sich dann freilich immer eine recht schmerzliche Wehmuth mischt, die uns dann um so tiefer den Verlust der lieben Freunde fühlen läßt. Hätte ich Sie jetzt in meiner Nähe, wie wohlthuend würde es für mein

Herz sein, Sie nun hegen und pflegen zu können. Aber so in der Ferne vermag ich nur im Gebete und im Kirchhofs-Kapellchen Ihnen Beiden nahe zu sein. Vielleicht gehe ich dieser Tage wieder hinaus und werde dann auch die neuen, schönen Fenster sehn, die der theure sel'ge Herr Geheimrath dorthin geschenkt und die nun eingesetzt sind."

„Ja, weiß Gott", heißt es in einem anderen Briefe, „daß ich Sie und den seligen Herrn Geheimrath sehr lieb habe und treu im Herzen trage und Sie zu den Wenigen gehören, denen ich mich innerlich nahe fühle."

„Der 14. Oktober", schreibt sie an dem Geburtstage der Frau Boisserée, „hat eine liebe, gute Freundin mir gebracht und meinen theuern Vater mir weggeführt, und so erfüllt dieser Tag mich immer mit Freude und Wehmuth, was Beides mir die Hände zum Gebete faltet."

Schwester Augustine bewunderte die Geduld, mit welcher die vortreffliche Frau ihre langjährigen körperlichen Leiden ertrug. Die letzten Jahre ihres Lebens war sie in ihr Zimmer gebannt und konnte wegen Lähmung nur mit Mühe von einer Stube in die andere geführt werden. Für ihre lebhafte Natur war ein solcher Zustand eine schwere Geduldsprobe, und zwar um so schwerer, als sie früher gewohnt war, viel mit Menschen zu verkehren und viele und große Reisen zu machen. Mit rührender Dankbarkeit begrüßte sie die Freunde, welche sie in ihrer Einsamkeit aufsuchten und sie durch ihre Erzählungen mit der Außenwelt in Verbindung hielten. Es wurde Schwester Augustine schwer, daß ihr Beruf ihr nur

äußerst selten einen Besuch bei ihrer alten Freundin gestattete, und manches Jahr ging hin, ohne daß sie ihren Herzenswünschen in dieser Hinsicht nachkommen konnte.

„Alle fröhlichen Feste", schreibt sie einmal, „die ich so gern mit Ihnen feiern möchte, kommen und gehn und lassen mich trübselig zu Hause sitzen in der Gesellschaft des Hustens und der Kurzathmigkeit. Bei solchem Examen in der Geduld falle ich natürlich fortwährend mit Glanz durch, während Sie mit Ihrer christlichen Ergebung und Geduld treulich ausharren und mich gründlich beschämen."

Durch Frau Boisserée, wie durch Professor Mendelssohn, lernte sie deren gemeinschaftlichen Freund, Professor Perthes, kennen. Derselbe hatte bereits in früheren Jahren, während er als Referendar an der Regierung zu Coblenz arbeitete, Schwester Augustine, welche damals noch in ihrem elterlichen Hause lebte, flüchtig gesehen. Als sie später als Barmherzige Schwester nach Bonn kam, hatte er wenig Neigung, sie aufzusuchen. Auf Zureden seiner Freunde, namentlich der Frau Boisserée, welche immer wieder in ihn drang und versicherte, „dieselbe sei ganz anders wie alle anderen Nonnen", ging er endlich hin, und diesem ersten halb widerwilligen Besuche folgten bald viele andere, während deren er mit der Oberin herzliche Freundschaft schloß. Sie hatte großes Vertrauen zu seinem klaren, entschiedenen Urtheil und zu der durch und durch positiv christlichen Gesinnung, welche seinem ganzen Wesen zu Grunde lag.

Den christlichen Glauben hatte er als Kind in dem Hause

seiner Eltern, Friedrich Perthes und Caroline Claudius, gleichsam wie die Lebensluft, die in demselben heimisch war, eingeathmet; allein zum festen Besitz und zum Fundament seines inneren und äußeren Lebens wurde jener Glaube erst nach einem Erlebniß in späteren Jahren, welches ihn in tiefster Seele erschüttert hatte und dessen Einfluß er sich nie mehr entziehen konnte. Alle seine wissenschaftlichen Forschungen in der Geschichte seines Volkes dienten dazu, ihn in der Ueberzeugung zu bestärken, daß wahrhaft sittliche Größe und wahrhaft edle Werke nur auf dem Boden des positiven Christenthums gedeihen könnten. Mit strengen Worten sprach er sich gegen Solche aus, welche „glauben, christliche Früchte für das sociale Leben, so weit sie ihnen munden, vom Christenthum pflücken und doch zugleich die christliche Glaubenswurzel verachten zu können".

Auf seine kirchlichen Anschauungen hatte der Verkehr mit Nitzsch, den er unter allen protestantischen Theologen am höchsten stellte, großen Einfluß. Obschon ein sehr entschiedener Protestant, hatte er ein selten tiefes und unbefangenes Verständniß für die Lehren und Gebräuche der katholischen Kirche. Mit Hilgers war er innig befreundet. „Daß große Gegensätze in unseren Anschauungen vorhanden sind", sagte er einmal, „ist uns Beiden bewußt. Früher sind dieselben erörtert worden, jetzt kommen sie fast nie mehr zur Sprache, sondern wir freuen uns des Gemeinsamen." — „Ich möchte wenige Männer", äußerte er ein anderes Mal, „so gerne an meinem Sterbebett sehen, wie Professor Hilgers."

Die Wiedervereinigung der getrennten christlichen Confessionen auf Grund eines gemeinsamen Bekenntnisses hielt auch er für wünschenswerth; allein er hatte einen zu klaren Einblick in die kirchlichen Verhältnisse, um nicht von der Unmöglichkeit einer solchen Wiedervereinigung in der Jetztzeit überzeugt zu sein. Als bald nach dem Jahre 1848 einige katholische Gelehrten den Versuch zu Unionsverhandlungen machten, wurde auch Perthes durch Professor Friedrich Michelis aus Münster zu denselben aufgefordert. Er wies die Einladung mit Entschiedenheit ab, theils weil er kein Vertrauen zu dem Plan hatte, theils weil er jenen Herrn irrthümlich für dessen Bruder Eduard Michelis, den ehemaligen Caplan des Erzbischofs Clemens August, hielt. Die Verhandlungen, welche zu Erfurt stattfanden, scheiterten, wie Perthes richtig vorausgesehen, sowohl an den übergroßen Forderungen der katholischen Gelehrten, wie an der Meinungsverschiedenheit und Autoritätslosigkeit innerhalb der evangelischen Kirche, in welcher jeder einzelne Theologe nur seine eigene persönliche Ansicht vertreten konnte.

„Mir wird das Streiten und Zanken", schrieb Perthes einmal mit Beziehung auf eine kirchliche Angelegenheit, „nicht allein über diese, sondern auch über viele anderen Fragen von Tag zu Tag widerwärtiger; so wie jetzt gestritten und gezankt wird, mit dem Maule und der Gänsefeder, ohne wahre und wirkliche Theilnahme des Herzens, wird nicht viel dabei herauskommen."

Mehr Gewinn, wie von solchen Unterredungen, erwartete er von dem friedlichen Zusammenarbeiten im praktischen Leben

und ferner davon, daß jede Confession von der anderen lernen möge, was sie etwa Besseres habe. Für etwas Besseres hielt er z. B. in der katholischen Kirche das Verständniß und das Eingehen auf alle Bedürfnisse und alle Eigenthümlichkeiten des Volkes, sowie die Durchdringung des täglichen Lebens mit religiösen Ideen und Gebräuchen, wodurch das Volk gleichsam mit tausend Fäden an seinen Glauben und seine Geistlichkeit gefesselt wird und wodurch die katholische Kirche eine Macht und einen Einfluß besitzt, der Nichts auf Erden gleichkommt. Er bedauerte lebhaft den entgegengesetzten Zustand innerhalb der evangelischen Kirche, und seine vorwiegend praktische Natur drängte ihn, zur Abhülfe desselben thätig einzugreifen. Er regte zuerst die Idee an, in den Städten Herbergen für wandernde Handwerksgesellen zu errichten, in denen ihnen nicht nur Nahrung und Obdach, sondern gleichzeitig auch ein sittlicher Halt an der christlichen Gesinnung des Hauses geboten werden sollte. Aehnliche Erscheinungen in der katholischen Kirche, wie Kolpings Gesellenverein und die früheren Wirthshäuser in Tyrol, hatten ihm hierbei als Vorbild gedient. Ein tiefes Erbarmen fühlte er mit der stets zunehmenden Verwilderung der unteren Volksklassen, und er drang darauf, daß Jeder an seinem Platze dagegen ankämpfen müsse.

In diesem Punkte wurde seine Anschauungsweise für Schwester Augustine bestimmend. Sie hatte während der ersten Zeit, in der sie dem Hause als Oberin vorstand, es ziemlich leicht mit der Entlassung der Dienstboten wegen Mangels an Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit genommen. Durch oftmaliges ernstes

Zureden ihres Freundes Perthes kam sie allmählich dazu, die Arbeitskraft ihrer Dienstboten erst in zweiter Ordnung, deren Seelenheil dagegen in erster Ordnung für wichtig zu halten; die Verantwortlichkeit, welche sie für dasselbe fühlte, ließ sie oft jahrelang auch Solche behalten, die sie ohne diese Rücksicht längst würde entlassen haben.

Manchen armen, verwahrlosten Menschen führte Perthes der Oberin zu, für den er mit ganz besonderer Liebe wollte gesorgt haben. Bei der guten Schwester Gertrud waren „die Favoritchen des Herrn Professors", wie sie diese armen Leute nannte, gerade nicht zum Besten angeschrieben, wahrscheinlich weil dieselben nur zu sehr durchdrungen von der Ansicht waren, daß ihnen als seinen Schützlingen doppelte Aufmerksamkeit im Hospital zukomme.

Außer seinem Hange zu Werken christlicher Barmherzigkeit führte Perthes noch ein anderer Zug seines Wesens oft in die Krankenhäuser der Stadt. Das Geheimniß des Sterbens, der Auflösung alles irdischen Seins, war eine Frage, die ihn fast während seines ganzen Lebens beschäftigte und die ihn an das Sterbebett seiner Bekannten, seiner Handwerker und der Armen trieb. „Wie wunderbar ist das Sterben!" rief er oft sinnend aus, und wenn er Jemanden in Frieden und zuversichtlichem Glauben sein Leben hatte beschließen sehen, so erfüllte es ihn mit einer Freudigkeit, die ihn das eigene Grauen vor dem Tode eine Zeit lang vergessen ließ. Ueber seine Erfahrungen, die er in den Hospitälern gesammelt, schreibt er in einem seiner Briefe:

„Am Kranken= und Sterbebette ist viel zu lernen für Den, der ausgestreckt daliegt, und für Den, der leiblich und geistlich zu helfen hinzutritt. Niemand kann er geben, was er nicht hat und nicht auch in der Stunde hat, in welcher er geben will; ist im eigenen Herzen ein Brunnen lebendigen Wassers vorhanden, so macht auch der kleinste Erguß oftmals das dürrste Land fruchtbar, und Laub und Blumen und Früchte sind urplötzlich da, wie auf dem harten Boden Südafrika's, wenn er vom Himmel herab beregnet wird. Der Vorsatz aber, einen Menschen, der im Angesicht des Todes steht, zur Erkenntniß seiner Sünde, zur Buße, zum Verlangen nach Versöhnung, zum Glauben an den Erlöser hinzuwenden, führt selbst bei dem besten Willen des Redenden selten zum Ziel. Die Worte gleiten ab, dringen nicht ein und reizen nicht selten zum Widerstand. Das einfache Vorlesen von Psalmstellen und einzelnen Sprüchen des neuen Testaments ist für Den, der helfen möchte und die Kraft des Helfens nicht hat, das Beste, das er thun kann."

Einige Jahre hindurch kam Perthes täglich, ja zwei bis drei Mal des Tages, in das Johannishospital, um seinen kranken Freund Dronke zu besuchen, und selten ging er fort, ohne bei der Oberin anzurufen. Auch auswärtige Freunde brachte er gern zu ihr, indem er ihnen sagte: „Die Oberin müssen Sie kennen lernen, das ist eine ganz selten ausgezeichnete Frau."

Nicht immer ging es friedlich in diesem Verkehr zu, sondern es kam zwischen beiden in Vielem so ähnlichen Charak=

teren bisweilen zu kräftigen Zusammenstößen, aus denen aber die Freundschaft stets aufs Neue, auf gegenseitige Achtung und Vertrauen gestützt, hervorging. „Ich hätte nie gedacht", sagte ihr Perthes bei einer Gelegenheit, wo sie, weniger liebenswürdig wie wahrhaft, ihre Mißbilligung seiner Handlungsweise ausgesprochen und darauf bestanden hatte, daß er Geschehenes rückgängig mache, „ich hätte nie gedacht, daß Sie im Stande gewesen wären, mir so streng entgegenzutreten, aber ich habe jetzt doppelt Respekt vor Ihnen."

„Liebenswürdig ist Perthes ganz und gar nicht, aber man kann Häuser auf ihn bauen. Er ist treu und echt wie Gold", so lautete Schwester Augustinens Urtheil über ihren Freund.

Eine Erklärung findet dasselbe in den Worten, mit denen ein ihm nahestehender Verwandter sein Wesen treffend schilderte: „So gewaltig und groß seine Persönlichkeit angelegt war, so viel und grade deshalb so viel vom natürlichen Menschen war in ihm. — Ich habe wohl manches Mal gezweifelt, wie neben seinem Glauben doch so viel Härte und selbst Schroffheit, so viel Abschließung und Einseitigkeit, so viel Klugheit und Parteisinn hergehen könne. Aber der Glaube hat gesiegt und sich bewährt, er hat der Liebe die Bahn gebrochen und Milde, Ergebung, Freundlichkeit und herzliches Wohlwollen gegen Alle, wenn auch immerhin verbunden mit gerechtem Zorn über die Sünde und Thorheit der Welt, ist an die Stelle getreten. Ich habe ja, Gottlob! viele echte Christenmenschen kennen gelernt, und wer wollte behaupten,

daß in ihnen der Kampf des Glaubens mit dem natürlichen Menschen ein leichter gewesen sei, — aber bei keinem ist mir der Kampf und der Sieg des Glaubens so vor Augen getreten, und darum wüßte ich Niemand, der durch seine ganze Persönlichkeit, durch seinen ganzen Lebensgang das Christenthum so gepredigt hätte, als grade er."

Schwester Augustine besprach oft mit ihm die kirchlichen und politischen Fragen der Gegenwart, und seine Ansichten übten einen großen Einfluß auf sie aus. Ihre ausgeprägt preußische Gesinnung, z. B. zu einer Zeit, wo die Meisten ihrer langjährigen Freunde, wie auch ihr Bruder Ernst, eine blinde Liebe für Oesterreich hegten, hatte Schwester Augustine ohne Zweifel ihrem Verkehr mit Perthes, der selbst mit Begeisterung an dem preußischen Herrscherhause hing, zu verdanken. Mit großem Interesse las sie seine Schriften, unter denen sie besonders die Biographie seines Vaters hochschätzte. „Gute Biographien können uns Vieles ersetzen, was uns im wirklichen Verkehr mangelt", sagte sie mit Bezug auf „Friedrich Perthes' Leben". Nicht ganz war sie einverstanden mit seinem Buch „Politische Personen und Zustände zur Zeit der Fremdherrschaft", und sie äußerte einst über dasselbe: „Perthes überschätzt die Katholiken bei jeder Gelegenheit. Ich habe es ihm oft genug gesagt, aber er will mir's nicht glauben. Hätte er mich um Rath gefragt, so wäre der alte Görres nicht halb so gut weggekommen."

Perthes stand Schwester Augustine innerlich weit näher wie Mendelssohn und Boisserée, allein in die innerste Gedankenwelt

ihrer Seele gewährte sie auch ihm nie oder doch sehr selten einen Einblick. Bei aller sonstigen Offenheit war sie in Allem, was sie selbst am nächsten betraf, von Natur sehr verschlossen, und die neun Jahre Ordensleben vor ihrer Versetzung nach Bonn waren nur zu geeignet gewesen, sie noch abgeschlossener zu machen. Die kurzen Briefe, welche sie Perthes hier und da schrieb, beziehen sich fast alle nur auf kleine, äußere Angelegenheiten: bald giebt sie Auskunft über einen Kranken oder einen der Dienstboten, bald bittet sie ihn, „ihr die Durchlaucht nicht eher über den Hals zu bringen, als bis der Hausgang fertig geweißt sei, damit ihre Eitelkeit nicht Schaden leide", und ähnliche derartige Dinge.

Erst nach mehreren Jahren fand Schwester Augustine in Bonn einen Freund, dem sie mit rückhaltloser Offenheit gegenüberstand und dessen Urtheil sie sich während der folgenden zehn Jahre so unbedingt unterordnete, wie man es bei einem so selbständigen und energischen Charakter kaum für möglich halten sollte. Es war dies der Professor Bernhard Joseph Hilgers. Derselbe hatte, nach Empfang der Priesterweihe, die ersten Jahre als Anstaltsgeistlicher in Siegburg gelebt, und diese Jahre waren für seine kirchlichen Ansichten von tiefer Bedeutung. Er war dort dem Hause Jacobi's, des Direktors der Irrenanstalt, nahegetreten, und durch diesen, noch mehr aber durch dessen vortreffliche Frau, Anna Claudius, eine Tochter des Wandsbecker Boten, war ihm ein helleres Verständniß für das Wesen des positiv gläubigen Protestantismus aufgegangen, als es damals unter der katho-

lischen Geistlichkeit im Allgemeinen zu finden war. Er selbst legte großen Werth auf die dort gemachten Erfahrungen und äußerte, „eine Schuppe nach der andern sei ihm dort von den Augen gefallen“.

Seit 1835 lebte er als Docent der katholischen Theologie in Bonn und war gleichzeitig mehrere Jahre hindurch Pfarrer an der Minoritenkirche. Wie die Meisten seiner damaligen Amtsbrüder war er ein Schüler Hermes' gewesen, und die Verfolgung, welche über alle Hermesianer ergangen, hatte daher auch ihn getroffen und ihm früh die Freudigkeit des Wirkens genommen. Da er ohnehin zur Melancholie neigte und außerdem körperlich sehr oft leidend war, so gelang es ihm nie mehr, jene schmerzlichen Erfahrungen zu verwinden; das Leben bot sich seinen Augen stets von der ernstesten, fast düstersten Seite dar. Hilgers war ein verschlossener, strenger, durchaus edler Charakter und, wie Schwester Augustine von ihm sagte, „vornehm bis in die unterste Seele“. „Ein frommer Christ, ein guter Katholik, ein warmer Preuße, ein guter Geschäftsmann, umsichtig, milde und fest“, schilderte ihn Perthes 1865 in seinen schriftlichen Aufzeichnungen.

Bald nach der Gründung des Hospitals hatte er die Verrichtung des sonntäglichen Gottesdienstes übernommen, und seine Predigten übten durch die durchsichtige Klarheit seiner Rede und durch eine einfache und großartige Anschauungsweise auf Viele eine ungemeine Anziehungskraft aus. Man konnte sich, wenn man ihn hörte, des Gefühles nicht erwehren, daß der

Prediger selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit für die Wahrheit seiner Rede einstehe und daß jedes Wort Erfahrung hinter sich habe.

Obgleich mit Perthes, Boisserée und Mendelssohn nahe befreundet, blieb Hilgers dennoch während der ersten Jahre seiner Wirksamkeit im Hospital der Oberin gänzlich fernstehend. In ihr hingegen erwachte bald der lebhafte Wunsch, näher mit dem vortrefflichen Mann befreundet zu werden, in dessen Wesen sie das ideale Christenthum zu finden glaubte, welches ihr stets vorschwebte und nach dem sie im Orden vergeblich gesucht. Länger wie drei Jahre hegte sie diesen Wunsch in der Stille, denn „der feste Glaube“, wie sie schreibt, „daß sehr bittere Lebenserfahrungen längst dies tiefe, reiche Gemüth für seine ganze Lebenszeit nach außen hin abgeschlossen haben“, hielten sie von jedem Versuche zurück, ihm denselben auszusprechen. An Boisserée's Sterbebett lernte sie ihn endlich näher kennen, und bald entstand eine tiefe und dauernde Freundschaft für ihr ganzes Leben zwischen ihnen.

„Wie unendlich viel der liebe Gott uns durch dieses Geschenk gegeben“, schreibt Schwester Augustine, „das spricht sich in dem heißen Dankgebet meiner Seele aus, welches wohl nie mehr verstummen wird. Wer einst die Bitterkeit der Armuth empfunden wie ich, der versteht auch das heiße Dankgebet meines Herzens für die Liebesgabe, die des treuen Erlösers Hand mir gereicht. Wie verderblich und zerstörend das Alleinstehn grade für mein Inneres gewesen ist, davon können Zeugniß ablegen so viele schwere Stunden, die mich keines-

wegs der ewigen Heimath näher gebracht haben. — Dank dir, mein Gott, tausend Dank! daß du mir ein Herz gegeben hast, welches die höchste Freude und den bittersten Schmerz meines Gemüthes versteht und treu mit mir theilt." — „Wahre Freundesliebe und Vertrauen", schreibt sie ein anderes Mal, „haben mit allen ihren Segnungen den Grund meiner Seele durchdrungen. Soll ich Dem nicht dankend zu Füßen fallen, der solchen Morgenstern in meine dunkle Nacht gesendet? Gewiß, lieber Gott, nie, nie, werde ich aufhören dir zu danken!"

Schwester Augustine fand an diesem älteren Freund einen festen Halt auch in den schwersten und dunkelsten Tagen ihres Ordenslebens. „Wie wohl thut mir doch immer der Blick", heißt es in einem ihrer Briefe, „in diese tiefe, reiche Gemüthswelt, die grade für mein Herz so unermeßliche Schätze birgt." „Ich kann niemals dem lieben Gott genug danken", schreibt sie an Hilgers selbst, „grade Sie mir als treuen Freund, Lehrer und größten Wohlthäter meiner armen Seele geschenkt zu haben."

Für Hilgers war der Verkehr mit der Oberin, die stets frisch und lebhaft auf alle Interessen einging und bei der er stets Theilnahme und Ermuthigung in den Leiden zu finden wußte, die ihm sein eigener Charakter und die Angriffe seiner Gegner bereiteten, eine nicht geringere Wohlthat. Unermüdlich suchte sie ihn aus den düsteren Stimmungen herauszureißen, die ihn bisweilen gefangen hielten und welche Schwester Augustine „die Kinderkrankheiten seiner Seele" nannte; mit

rührender Sorgfalt wußte sie die kleinsten, sich darbietenden Veranlassungen zu benutzen, um seinen ernsten Gedanken eine heiterere Richtung zu geben.

„Da die feuchte Witterung Ihnen, lieber Herr Professor, doch nicht erlaubt, die Höhe des schönen Kreuzberges zu ersteigen", schreibt sie einmal, „so schicke ich Ihnen zum Ersatz für diese Entbehrung beifolgendes Buch, um darin den ‚Tod eines Dorfkaplans' zu lesen und somit in die Tiefen eines Gemüthes herabzusteigen, dessen Schönheit dem Auge des Geistes eine ähnliche Erquickung gewährt, als ein schöner Spaziergang unserem Körper."

Als im Verlauf der Jahre Schwester Augustinens Gesundheit wankend wurde und sie sich oft nur mit Mühe in ihrem Tagewerk aufrecht erhielt, da versetzte der Gedanke an die Möglichkeit ihres baldigen Todes ihn nicht selten in die tiefste Niedergeschlagenheit, und so elend sie sich auch fühlen mochte, so suchte sie doch immer bald mit ernsten, bald mit scherzenden Worten dem alten Freunde seine Furcht auszureden.

„Verzeihen Sie, mein lieber Herr Professor", schreibt sie z. B. einmal, nachdem sie längere Zeit ernstlich krank gewesen, „daß ich mit einem Klagelied die wenigen Augenblicke der Ruhe Ihnen verkümmere; — aber bedenken Sie: dem lieben Jesuskindlein durfte ich in der Krippe keinen Besuch abstatten, die heiligen drei Könige haben mich auch fein zu Hause gelassen und sind allein ihres Weges gezogen. Der Herr Doktor ist so unbarmherzig streng, hält mich unter der

Knute wie ein russischer Staatsminister und sieht mir lächelnd zu, wenn ich wie versimpelt mit meinen zehn Fingern Schattenspiel halte. Sitze ich doch hier wie ein Staatsgefangener, der zur Abkühlung seines Eifers Strümpfe zu flicken oder stricken bekommen hat. Mein letztes Restlein Geduld ist ohne Sang und Klang zu Grabe getragen, und mein guter Muth hat einen solchen moralischen Katzenjammer, daß er, einem Maulwurf gleich, sich in die Erde eingegraben hat, damit das freundliche Sonnenlicht nicht Muse finden möge, seiner zu spotten. All' dies Elend und Noth haben Sie, mein theuerster Freund, größtentheils auf dem Gewissen. Ihr Wort hat den Herrn Doktor so taub gegen meine Bitten gemacht. Jetzt ist es an der Zeit, daß Ihr Wort die Fesseln wieder löse. — Hoffentlich hat diese rührende Schilderung meiner Lage sie gerührt und bringt somit Hülfe Ihrer armen Gefangenen."

War Hilgers verreist, so folgte Schwester Augustinens Sorge ihm auch in die Ferne, und nicht selten gab sie derselben in herzlichen Worten Ausdruck. „In nicht geringe Besorgniß", heißt es in einem ihrer Briefe, „hat uns Ihr so langes Stillschweigen versetzt, die endlich gestern durch den Inhalt Ihrer Zeilen beseitigt wurde mit dem fröhlichen Ausruf: ‚Gott sei Dank, daß er gesund ist!' In den Tagen, wo es auch hier so regnete und stürmte, gedachte ich mit Sorge und großem Mitleiden an Ihren Aufenthalt zwischen den so hohen und schauerlich-schönen Bergen der Eifel; aber gegenwärtig, wo die warme Sonne

wohl auch bis in das tiefste Thal ihre Strahlen sendet, schaue ich mit einiger Eifersucht auf Ihre friedliche, stille Einsamkeit, die Sie auf dem heimathlichen Boden umgibt. Daß Sie gesund und frisch daraus zurückkehren mögen, ist täglich mein Gebet."

Einer der alten Coblenzer Bekannten, ein Geistlicher, der Schwester Augustine besucht hatte, fand deren Freundschaft mit einem Schüler Hermes' so bedenklich, daß er seine Bedenken ihren Verwandten mittheilte. Ihre Tante, Frau Longard, reiste sogleich in großer Sorge nach Bonn, um den gefährlichen Mann selbst kennen zu lernen und ihre Nichte alsdann zu warnen. Die ernste, wahrhaft fromme und Achtung erweckende Persönlichkeit Hilgers' machte indessen einen solchen Eindruck auf sie, daß sie gänzlich beruhigt zurückkehrte.

Unter den anderen katholischen Geistlichen der Stadt zählten namentlich Professor Knoodt, der langjährige Freund ihrer Familie, und der Pfarrer Reinkens zu ihren näheren Bekannten, während des Letzteren Bruder Joseph, damals Professor der Theologie in Breslau, sie ebenfalls hier und da bei seinen Ferienbesuchen aufsuchte. Mit den protestantischen Pfarrgeistlichen der Stadt, welche ihr Amt bisweilen in die Krankensäle des katholischen Hospitals führte, hielt Schwester Augustine gute Freundschaft. Selten verließen sie dasselbe, ohne bei der Oberin einzusprechen, und besonders der alte, originelle Pfarrer Wichelhaus liebte die Unterhaltung mit dem „Mutterchen" sehr. Er legte vielen Werth auf dies gute Einverständniß und auf das gemeinsame Wirken bei den Kranken. „Ich bin ein

alter Calviner und ihr seid Nonnen, diese Seele haben wir vereint ins Licht und zum Frieden geführt!" rief er einmal an dem Sterbebett eines Mannes aus, der nach langen Jahren eines unchristlichen Lebens als Christ ruhig und zuversichtlich im Hospital verschieden war.

Von den einheimischen Bonner Familien standen ihr die Töchter des Musikalienverlegers Simrock wohl am nächsten, welche seit ihrer ersten Ankunft in Bonn viel bei ihr verkehrten. Auch zu der Familie des Hausarztes, Geheimrath Velten, stand sie in sehr freundschaftlicher Beziehung.

Kurze Zeit hindurch hatte sie die Freude, ihren Coblenzer Jugendfreund, Carl Cornelius, oft im Hospital zu sehen, indem derselbe von 1855—1856 als Docent an der Bonner Universität wirkte. Als derselbe dann einem Rufe nach München folgte, blieb er wie seine Frau, Elisabeth geb. Simrock, ihr im Briefwechsel und durch oftmalige Ferienbesuche sehr nahestehend.

Unter den Fürstinnen, auf welche Schwester Augustinens Persönlichkeit eine lebhafte Anziehungskraft ausgeübt hatte, war es besonders die Fürstin Marie zu Wied, welche in ein freundschaftlich nahes Verhältniß zu der Oberin getreten war, und bei ihrem zeitweiligen Aufenthalt in Bonn oft zu ihr hinkam. Seltener sah sie die alte Königin Marie Amalie von Frankreich, Louis Philipps Wittwe, welche, so oft sie in Bonn auf der Durchreise verweilte, Schwester Augustine zu sich bitten ließ, die ihrerseits eine wahrhafte Achtung vor dieser unglücklichen Fürstin hegte. Im Juni 1861 besuchte sie deren

Enkel, der Prinz von Coburg, um ihr die Grüße und das Bild der vierundachtzigjährigen Königin zu bringen, welche noch selbst einige Worte darunter geschrieben.

Durch ihr Leben in einer Stadt, welche gleichsam an der großen Landstraße liegt, hatte Schwester Augustine oft Gelegenheit, durchreisende Verwandte und Freunde ihrer Familie in ihrem Hospital begrüßen zu können. Jeder, wenn ihm auch nur kurze Zeit zur Verfügung stand, freute sich auf ein Wiedersehen mit ihr, die ihre Besucher nicht nur herzlich, sondern so freudig bewillkommte, daß jeder Einzelne glauben konnte, ihr durch sein Kommen eine ganz auserlesene Freude gemacht zu haben.

Gewöhnlich suchten die guten Freunde sie in der Apotheke auf, wo sie, ungehindert durch deren Gegenwart, weiterarbeitete, ihre Pillen drehte und Arzneien bereitete. Außer solchen guten und gern gesehenen Freunden kamen noch Viele, sowohl aus der Stadt als auch von auswärts, theils um ein Anliegen vorzutragen, theils aber auch nur, um das Hospital und dessen Oberin kennen zu lernen; diese Letzteren waren die Besuche, über welche sie bisweilen im Stillen seufzte. Nie sah man sie indessen ungeduldig, in welcher Beschäftigung sie auch unterbrochen werden mochte, und nur selten klagte sie einmal, wie z. B.: „Da war eben die M. bei mir und hat mir eine geschlagene Stunde von La Salette erzählt, mir ist noch ganz seekrank davon.“ Ein anderes Mal erzählte sie einer nahen Freundin mit komischer Verzweiflung: „Denk Dir, da hat die ganze Familie ** ein paar Stunden um mich herum gesessen,

herzensgute Menschen, Einer immer dümmer wie der Andere; die Dummheit guckt ihnen zu den Augen heraus, und mit dem Besuch wollten sie mir eine Ehre anthun!"

„Als ich am Sonntag Nachmittag recht schweren Herzens aus dem kleinen, blauen Stübchen trat", schreibt sie an Hilgers, „um in der anstoßenden Stube mich einzuschließen, damit kein Fremder Zeuge Dessen werde, was in mir stürmte und wogte, trat mir ganz unerwartet F. entgegen. Sie können sich vorstellen, wie grade dieser Besuch in einen grellen Contrast mit meiner Stimmung trat. F. kam von Ems zurück und sah müde und leidend aus, — er legte sich ein Stündchen aufs Sopha und erzählte mir die übrige Zeit die gewöhnlichen Gespenstergeschichten, deren tieferer Inhalt mir doch oft kalt übers Herz fuhr. Er blieb bis zum Abend und trug mir Grüße für Sie auf. Seltsam! je lieber ich allein sein möchte, desto mehr Besuch kommt; gestern war auch B. von D. bei mir und heute Professor Knoodt, die ganze Familie Weckbecker und Reichensperger — ist dies nicht grausam? Heute sollen noch die drei Herren aus Minoriten kommen. Einer derselben wird am Sontag Ihre Stelle versehn und ich armer Schlucker muß noch froh und dankbar für diesen Ersatz sein, denn er könnte ja schlimmer noch ausfallen."

Von einem andern Besuche erzählte sie: „Ich lag eines Tages krank zu Bett. Da höre ich vor meinem Zimmer lautes Sprechen, die Thüre fliegt auf und herein stürzt so eine Schussel, die mir gleich um den Hals fällt, und ehe ich

noch zu Athem kommen und fragen kann, mit wem ich denn eigentlich die Ehre habe, hat sie mich auch schon beim Kopf gefaßt und herzhaft abgeküßt. ‚Ich bin die Bettina, des Clemens Schwester', sagte sie, ‚und den Barmherzigen Schwestern in Berlin gebe ich auch immer einen Kuß, obgleich ein paar recht garstige drunter sind, aber deshalb muß ich Dir doch auch gleich einen geben, obgleich ich Dich heute zum ersten Mal sehe' — in der Art plauderte sie eine halbe Stunde unaufhaltsam weiter, und ehe ich recht zur Besinnung kommen konnte, war sie auch schon wieder auf und davon. ‚Das war also die berühmte Bettina!' dachte ich, als die Schussel fort war."

Obschon Schwester Augustine Manchem ihrer Besucher geistig weit überlegen war, so wurde diese Ueberlegenheit nie drückend für Andere, sondern im Gegentheil wirkte sie anregend und belebend, und zeigte sich besonders darin, daß sie es verstand, sich zu der geistigen Sphäre eines Jeden herabzulassen oder zu erheben. Ihre eigenen Ansichten und ihr eigenes Urtheil, so fest und bestimmt sie auch darin war, drängte sie nicht auf und ließ lieber Anderer Eigenthümlichkeiten zur Geltung kommen. Sie besaß wie Wenige jene geheimnißvolle Springwurzel, durch die sie aus jedem Gemüthe das Beste und Wahrste hervorzulocken verstand. Darin lag wohl das Geheimniß ihrer Liebenswürdigkeit, daß der Sonnenschein ihres eigenen Wesens so belebend und erwärmend auf Andere einwirkte, daß auch diese unbewußt die Sonnenseite ihres Charakters hervorkehrten und sie mit dem angenehmen Gefühl

verließen, „sich liebenswürdig gemacht zu haben“, wenn sie sich auch von demselben nicht immer klare Rechenschaft gaben. Schwester Augustine war nicht eigentlich geistreich und noch weniger war sie gelehrt; aber viele geistreiche, und gelehrte Menschen bewarben sich um ihre Freundschaft und legten Werth auf eine Unterredung mit ihr.

So meisterhaft verstand sie die Kunst des Zuhörens, daß ihre Freunde wohl hier und da äußerten, die Frau Oberin sei „heute wirklich recht interessant und unterhaltend“ gewesen, und doch hatte sie selbst kaum einige Sätze gesprochen.

Allem, was ihr erzählt wurde, wußte sie ein Interesse abzugewinnen oder mit so herzlicher Theilnahme zuzuhören, daß man sich nie durch ein Zeichen von Langeweile und Ungeduld oder durch Mangel an Verständniß abgeschreckt fühlte. Und für wie Vielerlei wurde ihr nicht ein Interesse zugemuthet! Familienneuigkeiten und Weltgeschichte, indische Götter und Küchenrecepte, Anekdoten aus alter und neuer Zeit, italienische Poesie und Kirchengeschichte, — mit Allem konnte man ihr kommen.

Ihre so wenige freie Zeit opferte sie nicht selten auf, um ihren Bekannten zu Liebe in Büchern zu lesen, für welche jene sich begeistert hatten und diese Begeisterung von ihr getheilt wünschten. So ließ sie sich z. B. Dante's Göttliche Komödie und Neanders Kirchengeschichte oktroyiren, und wenn ihre Zeit auch nicht erlaubte, diese Werke ganz zu lesen, so vertiefte sie sich doch wenigstens in einen Theil derselben. „Lesen Sie dies Buch?“ rief verwundert ein evangelischer Pfarrer, der

zufällig letzteres in ihrem Sprechzimmer fand. Als sie die Frage bejahte, erwiderte er warm: „Dafür muß ich Ihnen ganz besonders die Hand drücken. Den Verfasser habe ich selbst noch gekannt, er war eine Johannisseele!“

Es war fast wunderbar, mit welcher geistigen Beweglichkeit sie gleich auf einander die verschiedenartigsten Unterhaltungen führen konnte, wie sie, eben noch über die tiefsten Fragen und merkwürdigsten historischen Ereignisse redend, gleich darauf, unterbrochen durch eine ihrer Schwestern oder durch einen im Hause arbeitenden Handwerker, sofort mit klarem, praktischem Sinne bis ins Detail der Arbeit eingehende Anordnungen zu treffen und hierauf den Faden der Unterhaltung wieder anzuknüpfen wußte, aber nicht, ohne vorher der Schwester oder wer es gewesen sein mochte, ein paar freundliche Worte oder eine kleine Neckerei nachzurufen.

Schwester Augustine idealisirte ihre Freunde bisweilen und glaubte gute Eigenschaften in ihnen zu entdecken, die diese in Wirklichkeit wohl kaum aufweisen konnten. Ihre „Lasaulx'sche Phantasie“ spielte eben auch ihr wie den Meisten ihrer Familie hier und da einen kleinen Streich; allein sie sah im Allgemeinen doch auch klar die Schwächen der Einzelnen und wußte dieselben in der originellen Ausdrucksweise des Coblenzer Dialektes treffend zu charakterisiren. Einen Tadel sprach sie selten aus, aber ein ernster, mißbilligender Blick von ihr machte einen tieferen, nachhaltigeren Eindruck wie viele Worte Anderer. Bei Kleinigkeiten hatte sie eine ganz eigene Art, guten Freunden ihre Mißbilligung auszudrücken, die nicht leicht

wieder vergessen wurde. So war ihr z. B. einst eine poetische Faselei zur Beurtheilung übergeben worden; längere Zeit sprach sie kein Wort davon, so daß der Betreffende sein Machwerk, für welches er vermuthlich großes Lob erwartet hatte, fast vergessen glaubte. Da wurde zufällig in dessen Gegenwart die Frage an Schwester Augustine gerichtet, welche Art Kritik wohl die schlimmste sei? „Todtgeschwiegen werden ist jedenfalls am beschämendsten", antwortete sie rasch, stand auf, nahm aus ihrem Schreibtisch das anvertraute Manuskript und gab es ohne weitere Bemerkung, aber mit sehr bezeichnendem Lächeln zurück.

Schwester Augustine sah das Vertrauen und die Freundschaft, welches ihr von vielen vortrefflichen Menschen entgegengebracht wurde, als einen Reichthum an, für den sie um so dankbarer war, als sie dessen Werth in vollem Maße zu würdigen verstand. „Was Ihren ausgesprochenen Dank betrifft", schrieb sie an die Frau eines Kranken, der im Hospital gepflegt worden war, „so weiß ich noch lange nicht, wer von uns Beiden die größte Schuld abzutragen hat? Meiner ganzen inneren Behausung wird immer im Leben eine sehr werthvolle Wohlthat gespendet, so oft es mir vergönnt ist, durch den Verkehr in die reich ausgestattete Gemüthswelt wirklich lieber Menschen blicken zu dürfen. Da ich nun leider aber in dieser Hinsicht grade nicht zu den Genügsamen gehöre, so weiß ich es doppelt zu schätzen, wenn der enge Kreis meiner lieben Bekannten erweitert wird, in welche der Tod mir wiederholt schmerzliche Lücken gebrochen hat. Für diese Wohlthat also bin ich

Ihnen und Ihrem guten Herrn Gemahl recht von Herzen dankbar."

Solche schmerzliche Lücken entstanden während der ersten zehn Jahre ihres Bonner Aufenthaltes zunächst in dem engsten Kreise ihrer Verwandten. Schwester Augustinens Mutter war nach des Vaters Tode und nachdem auch Clementine ins Kloster gegangen, einsam im Hause wohnen geblieben; nur der jüngste Sohn Hermann leistete ihr Gesellschaft, da er theils zu diesem Zwecke, noch mehr aber, weil ihn seine vielen Wunderlichkeiten dem praktischen Leben entfremdet hatten, lange Jahre ohne alle Beschäftigung lebte. Seine Mutter wünschte vergeblich, er möge eine der ihm angebotenen Stellen annehmen, da ihr selbst bei ihrem abgeschlossenen, einsamen Wesen das gänzliche Alleinsein wohl kaum schwer gefallen sein würde. Sie war von kräftiger Gesundheit, und man glaubte, sie werde bei ihrer ruhigen, einfachen Lebensweise ein sehr hohes Alter erreichen. Durch Unvorsichtigkeit zog sie sich indessen eine Erkältung zu, zu welcher bald Fieber hinzutrat, welches innerhalb weniger Tage ihren Tod herbeiführte, ohne daß eine ihrer Töchter zur Pflege hätte herbeieilen können.

Als Schwester Augustine die Nachricht von der Erkrankung ihrer Mutter erhalten hatte, entschloß sie sich zu sofortiger Abreise, vor welcher sie die wenigen Zeilen an Hilgers schrieb: „Treuster Freund! Einem Briefe von Hause zufolge muß ich noch in dieser Nacht abreisen, und zwar mit sehr schwerem Herzen, da ich kaum mehr hoffen darf, die Mutter noch im Leben zu finden. Morgen früh, wenn Sie erwachen, werde

ich an der Stelle stehn, wo ein sehr schmerzlicher Verlust mich treffen wird. Beten Sie viel und innig für Ihre S. A."

Am folgenden Tage starb ihre Mutter (6. Oktober 1857), und Schwester Augustine schied mit ihren Geschwistern traurigen Herzens aus dem ihr lieb gewesenen, nun gänzlich verödeten Hause.

Noch tiefer wie der Tod ihrer Mutter berührte sie vier Jahre später der Verlust ihres Bruders Ernst, auf den sie die ganze Liebe und Verehrung, die sie für ihren Vater gehegt, übertragen hatte. Seit ihrem Eintritt in den Orden hatte sie ihn nur selten mehr gesehen, wenn er auf kurze Zeit mit Frau und Tochter am Rhein verweilte.

Im Jahr 1852 hatte Ernst Lasaulx zum zweiten Mal eine Reise nach Griechenland angetreten und von dort den wehmüthigen Eindruck des Verfalles und der Verödung aus dem einst blühenden Lande mit zurück in die Heimath genommen. Nach dieser Reise begann er seine bedeutenden Werke zu schreiben; durch alle weht ein Zug tiefer Melancholie: das Entstehen, Blühen und Vergehen der Reiche war vor seinem geistigen Auge in den mannigfachsten Erscheinungen vorübergezogen und das Gefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen, sowie andererseits der Glaube an die ewige Dauer des Ueberirdischen, an den Sieg der Wahrheit; — das ist der Grundton seiner Schriften, in deren einer er sagt: „Wenn das drohende Schicksal der Zukunft sich erfüllen und die verhängnißvolle Stunde eines letzten, großen Völkerkampfes in Europa kommen wird, so kann es keinem

verständigen Zweifel unterliegen, daß auch hierin der endliche Sieg nur da sein wird, wo die größere Kraft des Glaubens herrscht."

Schwester Augustine las ihres Bruders Schriften mit tiefem Interesse und freute sich an der großartigen Anschauungsweise und der schönen, bilderreichen Sprache derselben.

1854 erschien der „Untergang des Hellenismus und die Einziehung seiner Tempelgüter durch die christlichen Kaiser", 1856 „Neuer Versuch einer alten, auf die Wahrheit der Thatsachen gegründeten Philosophie der Geschichte", von welchem Buche Wolfgang Menzel sagt: „Lasaulx fühlt das Altwerden der Menschheit, ihn durchschauert das Herbstgefühl des ganzen Geschlechtes; es ist wie eine Grabrede für viele Völker."

1857 schrieb er „Leben, Lehre und Tod des Sokrates", in welchem er den griechischen Weisen gleichsam in die Reihe der alttestamentlichen Vorbilder Christi stellte. Bitter wurde er wegen dieser Auffassung angefeindet, da man in seiner Vorliebe für das klassische Alterthum Geringschätzung des Christenthums sah, obgleich es im Grunde nur die Sehnsucht nach christlicher Wahrheit war, die ihn antrieb, allenthalben unter allen Völkern und in allen Jahrhunderten die Spuren des Erlösers zu suchen. Seine Anschauungsweise war die des Clemens von Alexandrien (Strom. I): „Du kannst nie irren, wenn Du das Schöne und Wahre der göttlichen Vorsehung beilegst, mag es hellenisch oder christlich sein. Denn Gott ist der Urheber alles Schönen und Wahren. — Die Philosophie

aber leitete die Hellenen, so wie das Gesetz die Hebräer, zu Christo hin."

„Die Mythologie der heidnischen Völker", sagt Lasaulx im Anfange seiner Abhandlung über den Prometheus, „steht vor uns wie ein räthselhaftes Traumgebilde der vorgeschichtlichen Menschheit, — eine Traumprophetie, deren wahre Deutung erst in der Fülle der Zeiten in Dem gegeben wurde, der mehr war als alle Propheten, in Christus, dessen siegreiche Heldenstimme den Zauber der alten Schlange gebrochen und das bis dahin unselige Geschlecht von der Sklaverei der Sünde und des Gesetzes zur Freiheit der Kinder Gottes erlöset hat. — Wie in der gesammten vorchristlichen Welt Christus im Kommen begriffen war, dessen wirkliche Erscheinung im Judenthum klar vorherverkündet, im Heidenthum überall geahnet und gehofft worden ist; oder, um es objektiv auszudrücken, wie der Ersehnte aller Völker sich im Heidenthum, wie im Judenthum offenbart hat: dieses im Einzelnen nachzuweisen, ist die Aufgabe der christlichen Religionsphilosophie."

Oft mochte es Ernst Lasaulx wohl geschehen, daß er mehr Christliches in die alten Mythen hineintrug, als darin wirklich enthalten, und daß er das Hineingetragene als dort Gefundenes freudig begrüßte; diese Täuschungen gingen aber weniger aus dem Mangel an Christenthum hervor, als vielmehr aus seiner lebhaften Lasaulx'schen Phantasie und aus seiner recht eigentlichen Künstlernatur. Ueberall, auch an die Werke der Wissenschaft, legte er den Maßstab der Kunst an,

und seine eigenen reifsten Werke haben vor Allem eine ästhetische Bedeutung.

Sowohl „Des Sokrates Leben, Lehre und Tod“, als einige andere seiner Schriften wurden, als der katholischen Lehre widersprechend, in Rom auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt.[1]

Schwester Augustine empfand diese Maßregel gegen ihren Bruder nur insofern schmerzlich, als sie die Veranlassung zu derselben, ob mit Recht oder durch Mißverständniß, einem der Coblenzer Jugendfreunde zuschrieb. Auch dieser Vorfall bestärkte sie in der Ansicht, daß ihre Vaterstadt in der „zornigen Heiligkeit“ Fortschritte gemacht, und entfremdete sie derselben noch tiefer.

Im Mai 1861 starb Ernst Lasaulx an den Folgen eines langjährigen Herzleidens. Der Tod des geliebten Bruders versenkte Schwester Augustine in die tiefste Trauer und sie hatte lange mit einer jener düsteren Seelenstimmungen zu kämpfen, die sich bisweilen wie eine dunkle Wolke über ihren hellen Sinn lagerten. Sie sprach oft von „unserem Ernst selig“, von dem „unvergeßlichen Bruder“, und hob sorgfältig kleine Andenken auf, die sie von ihm erhalten hatte: Blumen, welche er ihr aus Palästina mitgebracht, ein altes Blatt aus dem Merian, seinen früheren Wohnort Würzburg darstellend und ein sehr liebliches kleines Bild, die Anbetung der Hirten.

Einige Monate nach ihres Bruders Tode schrieb sie an Frau Cornelius: „Daß mehrere seiner Schriften auf den

Index gekommen sind, betrauert Clementine gar sehr, — mir ist dies so gleichgültig, daß es mein Andenken an ihn auch nicht im entferntesten trübt. Wollte Gott, daß alle Menschen ihrem inneren Richter so fest ins Auge schauen könnten, als er dies gekonnt!"

Die Treue, mit welcher Schwester Augustine an den lebenden Verwandten und Freunden hing, bewahrte sie in reichem Maße auch den verstorbenen; sie lebte fort in den alten, ihr lieben Erinnerungen, und ihr Gebet bestand zum großen Theil in Fürbitten für Diejenigen, welche ihr im Leben nahegestanden hatten. „Wenn der Jahrestag eines lieben Verwandten", schreibt sie in ihrem Tagebuch, „mir die ganze Bitterkeit seines Todes noch einmal vor die Seele führt, dann durchzieht wohl auch das Schmerzgefühl in seiner früheren Schärfe immer wieder meine Brust. Aber die Hand der Zeit besitzt und spendet uns doch einen Balsam für den ungestümen Schmerz. Einem ehrwürdigen Greise gleich tritt sie zwischen uns und die Gruft der Hingeschiedenen mit der ernsten Mahnung nicht zu viel Werth Dem zuzuerkennen, über welches sie ihre schaffende und zerstörende Macht übt! Und so vermag dann wohl mein Blick über die Grenzen ihres Reiches hinauszugehn und auf dem Wege der liebenden Fürbitte in jener bessern Welt Diejenigen aufzusuchen, die dorthin vorangeeilt sind. Den Augen hat der liebe Gott die Thränen geschenkt, um den Verlust des Schauens zu betrauern, meinem liebenden Herzen aber das Gebet gelassen, um den Heimgegangenen nachfolgen und sie erreichen zu können. Daher

macht auch nur eine vollständige Trennung die armen Menschenherzen unglücklich und heimathlos."

Nachdem das elterliche Haus sich allmählich aufgelöst hatte, kam Schwester Augustine nur noch nach Coblenz, wenn sie ihre Reise nach Nancy zu machen hatte. Sie blieb dann gewöhnlich ein oder zwei Tage im dortigen Hospital, um die Verwandten zu besuchen. Von dort reiste sie weiter über Trier nach Luxemburg, indem sie auch hier kurze Zeit bei ihren Schwestern verweilte.

Ihre Schwester Nannchen (Schwester Hildegard) lebte im Hospital vom heiligen Geist zu Luxemburg als Generaloberin der Elisabethinerinnen, während Clementine Oberin einer Vagabundenanstalt zu Ettelbrück war, welche der holländischen Regierung angehörte und die von Nonnen desselben Ordens verwaltet wurde.

Schwester Augustine blieb durch diese Reisen mit ihren nächsten Angehörigen in lebendigem Zusammenhalt. Sehr wohlthuend war ihr namentlich der Verkehr mit der ältesten Schwester, welche die personifizirte Frömmigkeit, Herzensgüte und Sanftmuth war, während das Zusammenleben mit der weit geistreicheren und lebhafteren Clementine ihr oft schwer fiel, da die inneren Gegensätze zwischen ihnen zu groß waren, um nicht hier und da verletzend hervorzutreten.

Von Luxemburg aus sandte Schwester Augustine gewöhnlich einen schriftlichen Gruß und Reisebericht an ihren Freund Hilgers:

„Als ich von Bonn mit recht schwerem Herzen abgereist,

zogen meine Gedanken rheinabwärts, während ich selbst in gestrecktem Laufe Coblenz zuflog. Dort angekommen, ging ich zu Longard's, und nach einer halben Stunde schon mit ihnen im Wagen, um zu Mendelssohn's zu fahren. Mit dem einen Besuch wurde ich aber nicht losgelassen, sondern wurde am anderen Morgen um 8 Uhr schon wieder mit ihrem Wagen zu ihnen herausgeholt zum Frühstück. Den Rest des Tages vertheilte ich unter die Verwandten und das Hospital. In Begleitung der Oberin aus Eupen fuhr ich am Donnerstag per Eisenbahn nach Trier, wo wir nicht wenig erhitzt um 5 Uhr Nachmittags im Mutterhaus anlangten und mit großer Freundlichkeit bewillkommt wurden. Dort brachte ich Manches gehörigen Ortes an und wurde ziemlich richtig von der Ulrich (der Novizenmeisterin) verstanden. Gestern Nachmittag nun fuhr ich mit dem Bahnzug hierher, und obschon wir fast drei Stunden unterwegs waren (weil es an vielen Stellen noch zu gefahrvoll war, indem die Bahn noch nicht ganz fertig ist), hatte ich eine sehr angenehme Fahrt, indem ich allein im Wagen war und ganz ungestört die schöne Gegend so recht genießen, als auch meinen Gedanken nachhangen konnte. Hier fand ich die beiden Schwestern, die mich mit großer Freude begrüßten und gar nicht zugeben wollten, daß ich morgen Nachmittag nach Nancy gehe, was ich aber dennoch thun werde. Nun glaube ich genaue Rechenschaft abgelegt zu haben, nur von Einem nicht, weil ich nicht darf. Wo diese Zeilen Sie finden werden, weiß Gott! — ich glaube in Dreiborn. Ich gehe morgen also in meine Gefangenschaft, die mir nur

durch den Gedanken versüßt wird, daß ich am 11. oder 12. September wieder dort sein werde, wo es allein gut für mich ist."

„Gestern Morgen um 5 Uhr", heißt es in einem anderen Reisebericht, „reiste ich von Trier ab und kam ganz wohlbehalten um 10 Uhr schon hier an, wo ich Clementine mit dem Hausknecht schon von Weitem auf der Landstraße stehn und auf den Wagen warten fand. Ihre Clementine" (Schwester Augustine brauchte diesen Ausdruck zuweilen Hilgers gegenüber, um ihn zu necken, weil ihn das geistreiche und vornehme Wesen ihrer Schwester einmal zu Worten lebhafter Bewunderung fortgerissen hatte) „hat in der ersten Freude ihres Herzens mir schon auf der offenen Straße fast die Rippen eingedrückt, so ganz nach Lasaulx=Art. Als ich bei der guten Hildegard ins Zimmer trat, saß ein Stabsarzt in rothem Kragen und Degen an der Seite bei ihr und sagte bei meinem Eintritt: ‚Entschuldigen Sie meine Unbescheidenheit, allein ich muß durchaus die dritte Schwester auch kennen lernen' — worauf ich ihm lachend antwortete: ‚Welches von diesen drei Exemplaren halten Sie dann für die Original=Ausgabe?' und ein stürmischer Handschlag sagte mir die Antwort. Ist dies nicht ein Commentar für die Unverbesserlichkeit der Lasaulx=Naturen, die sogar hier in diesen heiligen Hallen dem Einfluß der geringen Heiligkeit Widerstand leistet? Ihre Clementine sieht vortrefflich aus, und eine soeben mit ihr gehabte Unterhaltung bekräftigt vollkommen die ‚Unverbesserlichkeit'. Hildegard sieht hingegen sehr leidend aus, und es

wird schwerlich ihrem protestantischen, vielgepriesenen Stabsarzte gelingen, sie uns noch auf lange Zeit zu erhalten. Mit dem Herrn Pastor Süß habe ich mich auch schon wacker herumgezankt, bin ihm aber nicht das Geringste schuldig geblieben. Mit der Novizenmeisterin in Trier hatte ich eine Unterredung, deren Inhalt mir vollständig gesagt hat, daß unsere Befürchtung ganz grundlos, mithin wir uns herzlich freuen dürfen unserer zukünftigen Nachbarschaft, die uns der liebe Gott noch lange erhalten wolle. Welch' frohe Ueberraschung hat Ihr so lieber, herzenslieber Brief mir bereitet, auf den ich erst morgen zu hoffen wagte. Gott allein lohne Ihnen Alles, was Sie mir armen Schlucker dadurch zu Theil werden ließen. Heute über 14 Tage bin ich, so Gott will, wieder in dem Hafen meines Glückes eingelaufen."

IX.

Kirchliche Zustände 1848—1868.

Mit dem Jahre 1848 hatte die kirchliche Bewegung in Deutschland größere Stärke erhalten, und bald wurde ihr eine Richtung gegeben, welche zur Katastrophe führen sollte. Seit seinem Exil in Gaëta hatte der Papst sich dem herrschenden Einfluß der Jesuiten hingegeben, und die Lieblingsideen dieses Ordens: alles Seelenheil hauptsächlich in dem strengsten Festhalten an dem äußeren Bau der Kirche und in der geistigen Unterordnung der Einzelnen unter den Willen der kirchlichen Obrigkeit zu suchen, wurde auch die Idee, welche von nun an den Bestrebungen dieses Papstes, auf dessen freisinnige Ansichten die Italiener einst so übertriebene Erwartungen gebaut, zu Grunde lag. Immer bestimmter trat das Bestreben hervor, die Verwaltung der Kirche gänzlich zu centralisiren und Alles, was demselben hinderlich sein könnte, niederzudrücken und zu vernichten. Es war dies um so leichter, als die Zerstörung der deutschen Kirche in Folge der französischen Revo-

lution dem Clerus die materielle Grundlage seiner Selbstständigkeit geraubt hatte. Auch daß der deutsche Adel als solcher sich infolge dessen von dem geistlichen Stande zurückzog und daß nicht mehr wie in früheren Jahrhunderten die höheren kirchlichen Stellen fast ausschließlich von den Söhnen der alten Familien des Landes eingenommen wurden, war nicht ohne Bedeutung. Sorgfältig wachte der römische Stuhl, daß nur solche Männer zur bischöflichen Würde erhoben würden, von denen er Willfährigkeit hoffen konnte. Es entstand zwischen Rom und dem deutschen Episkopat eine Einigkeit, wie sie seit Jahrhunderten nicht mehr vorgekommen war.

Wie Rom von den Bischöfen absoluten äußeren Gehorsam und unbedingte innere Ergebenheit forderte, so verlangte es für ebendieselben Bischöfe unbeschränkte Freiheit von den deutschen Regierungen. 1848 traten die Bischöfe in Würzburg zusammen, wo sie eine Denkschrift zu diesem Zweck entwarfen, in der sie jene Freiheit von ihren Regierungen, namentlich aber den ungehinderten Verkehr mit Rom verlangten. In Preußen wurde dieser Verkehr 1850 bewilligt, und nach Abschluß des baden'schen Conkordats, 1859, dem früher Conkordate mit den anderen Regierungen vorhergegangen, war die Curie auf dem Höhepunkte ihrer Macht angelangt.

Weniger Einigkeit wie zwischen Papst und Bischöfen herrschte in den einzelnen Diöcesen, in denen sich allmählich zwischen der schrofferen römischen Partei und den gemäßigt denkenden und auf persönliche Selbständigkeit bedachten Männern eine

immer tiefer werdende Kluft bildete. Die Einmüthigkeit beider Richtungen, welche, als das Ergebniß der gleichen Abneigung gegen die Eingriffe der weltlichen Regierung und als die Folge der Eindrücke des Jahres 1848, nur eine vorübergehende Erscheinung gewesen war, schwand, je mehr die Ursachen zurücktraten, welche sie hervorgerufen. Die beiden Decennien, die der Aufregung jenes Revolutionsjahres folgten, wurden die Zeit eines unausgesetzten Parteikampfes. Dieser Kampf war darum nicht weniger heftig, daß er für die draußen Stehenden nur selten sichtbar wurde; er bestand hauptsächlich in dem Ringen um die einflußreichen Aemter in der Diöcesanverwaltung, und die römisch gesinnte Partei war ungemein emsig und geschickt, Männer, welche sie nicht zu den Ihrigen zählen konnte, von denselben fern zu halten oder sie bei Seite zu schieben. Da die Letzteren fast durchweg ältere, ruhige Männer waren, denen es fern lag, weitausliegende Zwecke zu verfolgen und für die das Herrschen nur geringen Reiz hatte, so schlossen sie sich nicht zur eigentlichen Partei zusammen und waren daher ihren Gegnern bei Weitem nicht gewachsen.

Was von jüngeren Kräften in die Geistlichkeit eintrat, dem blieb nur die Wahl, sich der Richtung der herrschenden Partei anzuschließen oder aber von vorn herein sich in eine dornenvolle Lebenslage zu begeben. Den Meisten wurde die Wahl nicht schwer, schon deshalb nicht, weil ihnen jene Richtung einfach als die allein berechtigte und rechtgläubige entgegentrat, der sie sich ohne weitere Ueberlegung anschlossen,

in dieselbe einlebten, mit der Zeit eifrige Vertheidiger desselben wurden und die vereinzelt stehenden Amtsbrüder der entgegengesetzten Richtung kaum für gut katholische Geistliche gelten ließen. Durch wiederholte, strenge, die persönliche Freiheit beschränkende Verordnungen wurde dieser Geist genährt und alle Selbständigkeit wirksam niedergehalten.

Eine starke Hülfe hatten die Bestrebungen der Curie in den Orden und den katholischen Vereinen, welche seit 1848 wieder in großer Zahl ins Leben traten und die, wenn auch mit verschiedenartigen äußeren Zwecken, doch alle mehr oder weniger dazu dienten, nicht nur den katholischen Glauben, sondern auch eine große Begeisterung für den äußeren Bau der Kirche und eine blinde Liebe zu deren Vertretern in den Herzen festwurzeln zu lassen und groß zu ziehen. In den Generalversammlungen der katholischen Vereine wurde Nichts so sehr betont und so begeistert gefeiert, wie die äußere Einheit der Kirche und die Person des Papstes.

Montalembert schrieb mehrere Jahre später über sein Vaterland: es sei eins der größten Mysterien der Kirchengeschichte, wie das katholische Frankreich in so kurzer Zeit in einen Vorhof des Vatikans habe umgewandelt werden können; — die ähnliche Umwandlung des katholischen Deutschlands kann man kaum ein Mysterium nennen, wenn man beobachtet hat, mit welcher unendlichen Menge von feinen, aber starken Fäden Gefühl, Phantasie und Verstand umsponnen und gefesselt wurden.

Unter den Orden waren es hauptsächlich die Jesuiten und

die Redemptoristen, welche sich große Verdienste um diese Umwandlung erwarben. Durch ihre Missionen und Exercitien erlangten sie nicht nur auf die kirchlich gesinnten Laien, sondern auch auf die Weltgeistlichkeit und andere Orden einen so ungemein großen Einfluß, daß ein protestantischer Kirchenhistoriker wohl mit einigem Rechte sogar die der Krankenpflege gewidmete Congregation der Barmherzigen Schwestern „Vorposten der Jesuiten" nennen konnte.

Am wenigsten heimisch wurde die römische Richtung unter den Theologen an den Universitäten und unter den Mitgliedern der Domkapitel, theils infolge ihrer freieren Stellung den Bischöfen gegenüber, theils auch durch den häufigeren Verkehr mit der nichtgeistlichen Welt und endlich durch den Einfluß, den einzelne hervorragende Männer in diesen Kreisen ausgeübt hatten und der mit deren Tode keineswegs spurlos erloschen war.

Als Schwester Augustine nach Bonn kam, fand sie dort noch tiefe Spuren von den kirchlichen Kämpfen, die während der dreißiger Jahre stattgefunden hatten, und sie wurde durch die Erzählungen ihrer Freunde in jene vergangenen stürmischen Tage zurückgeführt, deren Erinnerung sie mit tiefem Schmerz und Unwillen erfüllten.

„Gestern", schreibt sie im März 1854, „war ich mit meiner guten Frau P. auf dem Kirchhof und suchte dort auch die Ruhestätte des Professor Hermes auf. Einsam und schmucklos liegt sie am Wege, der Grabstein sagt nur mit sehr wenig Worten, welche Hülle er deckt. Bitterkeit hätte

sich in meine Wehmuth gemischt, wenn ich nicht zu den Gestirnen des Himmels aufgeschaut hätte, die ja auch nicht des irdischen Schmuckes bedürfen, um leuchtend und hehr ihre ewigen Bahnen zu ziehn. — Die Hand der Kirche hat seinem wissenschaftlichen Boden die Blüthen und Früchte geraubt — wer mag deshalb mit ihr rechten? Aber Fluch und Segen sind wie eine Schneelawine, deren Umfang wächst, je tiefer sie in den Abgrund rollt. Die Kirche hat nur Schattenpunkte seiner Lehre verworfen, das Echo in der Tiefe, Haß und Mißgunst seiner Verfolger und Verleumder, haben mit frevelnder Hand, und zwar nicht ohne Erfolg, in dem Herzen der Schüler Liebe und Verehrung gegen den edlen Lehrer für immer erschüttert. — Wer wird diese zu Gericht fordern? Hände, die nur niederreißen, nicht aufbauen, Herzen, die nur hassen, aber nicht lieben können, eine Seele, die nur vor dem Heiligthum des eignen Wissens und der eignen geistigen innern Welt anbetend sich neigt — tragen diese nicht Alle ein furchtbares, unerbittliches Gericht in sich selbst? — Seit langen Jahren lebt das Andenken dieses theuern Hingeschiedenen in meinem Gebetskreis fort. Gestern schaute das Auge meines Geistes wieder hinaus über sein armes stilles Grab und die noch viel ärmere todte geistliche Welt."

Wenn Schwester Augustine auch den Angehörigen der andern kirchlichen Richtungen wohlwollend und freundlich entgegenkam, ja sogar mit einem alten Jesuiten, Pater Ammon, der längere Zeit in der Hospitalskapelle morgens Messe las, sich oft und

gern freundschaftlich unterhielt, bis derselbe ihr einst heftige und zudringliche Vorwürfe machte, daß im ganzen Hospital kein Herz-Jesu-Bild zu finden sei — so hielt sie sich doch instinktmäßig die „zornigen Heiligen“ vor jeder größeren Annäherung fern, nicht um deren religiöser Anschauungen willen, als vielmehr wegen deren Bestreben, jede andere geistige Richtung zu hemmen und zu vernichten.

In einem ihrer Briefe an Hilgers schreibt sie: „In meiner Umgebung ist nichts Besonderes seither vorgekommen. Da in der ganzen Stadt für heute kein Stellvertreter für Sie konnte gefunden werden, so mußte die Oberin des Hospitals sich nach Cöln wenden und zwar an Herrn Professor Schwann, welcher mit dem ersten Bahnzug hierhin kam, um die heilige Messe zu lesen.“ „Wahrscheinlich liegt aber“, fährt sie scherzend fort, „der Hauptgrund dieser seltsamen Einrichtung in dem unbeugsamen Charakter der dortigen Oberin, die lieber Alles aufbietet, als eine Gefälligkeit von Denen zu fordern, welche sie nicht mag.“

„Eine Neuigkeit“, schreibt sie 1859 an Frau Cornelius, „habe ich Dir indessen noch mitzutheilen: Hr. Pastor ** hat erklärt, er wolle unser Extra-Ordinarius nicht mehr sein, weil ich doch immer ferner und ferner von ihm wegrücke, statt näher zu treten; man hat in Cöln uns nun zum Ersatzmann Herrn Professor Reusch geschickt. — — — Wenn übrigens diese zornigen Heiligen wüßten, wie ich innerlich und möglichst auch äußerlich von ihnen mich abwende, sie hätten längst mich über die Grenze des Landes gejagt. Wenn ich also

einmal so still auf Seite geschafft sein sollte, so wundere Dich nicht."

Der Verkehr mit Hilgers war für Schwester Augustinens kirchliche und religiöse Richtung nicht bestimmend gewesen, da sie bereits, ehe sie ihn kannte, fest darin gegründet war und sich grade durch dieselbe zu ihm hingezogen gefühlt hatte; aber sie verdankte ihm größere Klarheit ihrer Anschauungen; durch ihn wie durch Perthes, in dessen Hause einzelne katholische Geistlichen aus- und eingingen, wurde sie in die kirchlichen Verhältnisse der Cölner Diöcese und in die Hoffnungen und Befürchtungen ihrer Freunde eingeweiht.

Die äußeren Ereignisse auf dem kirchlichen Gebiete ließen in jener Zeit den tiefer Blickenden keinen Zweifel mehr, wohin die in der Kirche herrschend werdende Partei allmählich steuern werde.

Im Jahre 1854 verkündigte der Papst die Lehre von der „unbefleckten Empfängniß Mariä", welche seit mehreren Jahrhunderten als die Ansicht einzelner Orden existirt hatte, als eine Wahrheit, die wesentlich zum katholischen Glauben gehöre und deren Annahme für alle Glieder der Kirche zu ihrer Seligkeit nothwendig sei.

Die Bischöfe hatten zum großen Theil schriftlich ihre Zustimmung zur Definirung dieses Dogma's gegeben, und nur verschwindend wenige hatten dem Papst die Berechtigung zu dieser Handlung abgesprochen; unter diesen letztern war der Cardinal und Fürstbischof Melchior von Diepenbrock, der ein sehr scharfes, auf ein von dem Domherrn Baltzer ver-

faßtes Gutachten sich stützendes Votum gegen die Dogmatisirung jener Lehre eingesandt hatte. Die (nicht um ihre Ansicht gefragten) altkatholischen Bischöfe Hollands hatten sich durch ihr bischöfliches Amt für verpflichtet gehalten, eine Denkschrift nach Rom zu senden, in der sie gegen das Dogma selbst als „eine durchaus neue Lehre" ihr Veto einlegten.

Die Theologen, soweit sie gegen die Lehre waren, verhielten sich schweigend und unthätig, während die Anhänger derselben, namentlich die Ordensgeistlichen, dafür sorgten, daß durch Gebete, Medaillen, Bruderschaften, Bilder, Errichtung von Mariensäulen u. s. w. diese Lehre schnell und wirksam in das Bewußtsein des Volkes überging. Der Papst hatte factisch durch die selbstständige Definirung eines Dogma's Unfehlbarkeit ausgeübt, und dieses Ereigniß ging ohne jede äußere Unruhe in der Kirche vorüber.

Die Bischöfe selbst verzichteten auf ihren Provinzialconcilien, welche seit 1852 wieder ins Leben getreten waren, immer mehr auf jegliche Selbständigkeit und stellten die Verbesserung und endgültige Bestätigung ihrer Beschlüsse, sowie die Entscheidung in zweifelhaften Angelegenheiten ausschließlich dem römischen Stuhl anheim, dessen Aussprüche sie als „irreformabel" bezeichneten.

Die Anzeichen wurden daher immer deutlicher, wie eifrig und wie einmüthig an der Zerstörung der letzten Ueberreste der altkirchlichen Verfassung gearbeitet wurde, nach welcher der Papst „der Erste unter seines Gleichen" gewesen, und die auf dem Glauben beruhte, daß die bischöfliche Gewalt nicht

vom Papste, sondern von Christus selbst ausgehe und vermittelst rechtmäßiger Wahl und Weihung übertragen werde.

Eine Eigenthümlichkeit der neueren kirchlichen Richtung war der Glaube an die Nothwendigkeit und göttliche Anordnung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Die eifrigen Katholiken hielten um so zäher an dieser Ansicht, die ihnen fast eine Art Glaubensartikel geworden war, fest, je geringer die Aussicht wurde, daß der Kirchenstaat dem Andringen des italienischen Heeres werde Stand halten können. Es machte daher in dem katholischen Deutschland ungeheueres Aufsehen, als Döllinger, während noch der Krieg in Italien die Existenz des Kirchenstaates in Frage stellte, im April 1861 im Odeon zu München zwei öffentliche Vorträge hielt über den herannahenden Verfall der weltlichen Herrschaft des Papstes, in welchem er ein nothwendiges Ereigniß sah, das der Kirche eher zum Nutzen wie zum Schaden gereichen werde. Während Döllinger in diesen Reden die weltliche Herrschaft des Papstes als eine vorübergehende historische Erscheinung darstellte, welche gleich den meisten irdischen Einrichtungen eine Zeit lang nothwendig und berechtigt gewesen, dann aber wie alles Irdische der Vergänglichkeit unterworfen sei, um anderen Gestaltungen Platz zu machen, betonte er in diesen Reden die Lehre von dem Primat des römischen Stuhles mit einer Bestimmtheit und Klarheit, wie sie nur aus der innersten Ueberzeugung von dessen göttlicher Einsetzung hervorgehen konnte. „Der Stuhl Petri", sagte er u. A., wird nicht untergehen, weil er keiner menschlichen Gewalt erreichbar ist, weil Niemand auf Erden

stark und mächtig genug ist, ihn zu Grunde zu richten. Wenn alle Gewalten von Europa sich verbinden würden, ihn zu unterdrücken, sie vermöchten es doch nicht. Alles, was irdische Macht vermag, ist nur, ihn zur Wanderung zu nöthigen, ihn auf längere oder kürzere Zeit von seinem Sitze Rom entfernt zu halten. Und endlich wird dieser Stuhl auch darum nicht untergehen, weil er schlechterdings unentbehrlich und unersetzlich ist, denn er bildet den zusammenhaltenden Schlußstein des ganzen Gebäudes der Kirche. On ne détruit ce qu'on remplace. Daß aber das Papstthum durch irgend etwas Anderes ersetzt worden könne, hat wohl im Ernste noch Niemand behauptet. — Es ist der Schlußstein, der das ganze Gebäude der Kirche zusammenhält, der die Kirche zu dem macht, was sie ist und sein soll: zur Weltkirche, zu der einzigen Genossenschaft, welche jemals mit der Erfüllung der ihr von Gott gegebenen Bestimmung, die ganze Menschheit zu umfassen und für jedes Volk Raum zu haben, Ernst gemacht hat. Würde dieser Alles haltende und tragende Schlußstein hinweggenommen, dann würde sofort auch Alles auseinanderfallen. — — Das Papstthum wird also fortbestehen, weil Gott es will, wie jeder Katholik glaubt, weil 200 Millionen Menschen in allen Theilen der Welt es wollen, wie jeder Kenner der Weltlage sagen muß."

Diese Reden riefen dennoch bei Vielen eine zornige Aufregung hervor, die um so größer war, weil Döllinger als eine Hauptstütze des kirchlichen Lebens in Deutschland und als die hervorragendste Autorität in der katholischen Gelehrtenwelt

anerkannt war. Walter in Bonn, welcher als Schwiegersohn des Windischmann'schen Hauses dessen Geist überkommen hatte und vertrat, suchte sofort eine Gegenerklärung der katholischen Docenten zu Stande zu bringen. Sein Vorhaben stieß zunächst auf Widerstand bei Professor Reusch, der sich weigerte, eine Erklärung gegen Reden zu unterschreiben, deren Wortlaut man noch nicht gelesen. Walter wollte indessen nicht länger warten, „weil sonst der Effekt verloren gehe", und so unterblieb das Ganze. „Die zornigen Heiligen sind nicht mit ihm (Döllinger) ausgesöhnt", schreibt Schwester Augustine; „allein ihnen fehlt der Muth, mit ihm im offenen Gefecht eine Lanze zu brechen."

Döllinger ließ beide Reden drucken und schrieb gleichsam als Vorrede zu denselben das Buch: „Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat". Auch hier schrieb er wieder in einer Weise über das Papstthum, daß auch die eifrigsten Katholiken sich hätten befriedigt fühlen können. „Wer erklärt: ich erkenne den Papst nicht an" — heißt es z. B. an einer Stelle —, „ich oder die Kirche, der ich angehöre, will für sich stehen, der Papst ist für uns ein Fremder, seine Kirche ist nicht die unsrige — der erklärt eben damit: wir sagen uns los von der allgemeinen Kirche, wir wollen kein Glied mehr an diesem Leibe sein." Schwester Augustine, welche das Buch aus München erhielt, begrüßte es mit Freuden und schrieb darüber an Frau Cornelius: „Jetzt aber sage ich euch Beiden meinen besten Dank für das langersehnte Buch Döllingers. Mit einem gewissen Heißhunger hat Professor Hilgers und

ich es durchgelesen und sind durch dessen Gesammtinhalt erquickt und guten Muthes. Daß Professor Döllinger in unsren bösen Tagen freimüthig Zeugniß für die Wahrheit abgelegt hat, das wird ihm Gott lohnen, gewiß reichlicher und besser als der römische Stuhl. Unsre zornigen Heiligen, Walther an der Spitze, möchten blutige Thränen weinen über den Verlust eines Mannes, der bisher ihr Stolz gewesen. Zu bessern sind nun einmal diese Zornigen nicht, weil nicht die gute Sache, sondern sie sich nur selbst Zweck sind, um welchen zu erreichen sie grade nicht sehr gewissenhaft in der Wahl der Mittel sind. Die Protestanten hingegen reiben sich vergnügt die Hände."

Im Sommer des folgenden Jahres, 1862, berief Pius IX., „der Papst der großen Initiativen", wie ihn sein Historiker Cecconi nennt, bei Gelegenheit der Heiligsprechung der japanesischen Martyrer die Bischöfe der gesammten Kirche nach Rom, von denen 265 diesem Rufe Folge leisteten. Der Papst versäumte damals nichts, um die Gefühle der Verehrung und Hingabe gegen den römischen Stuhl auf ihren Höhepunkt zu steigern. Die Ansprachen, welche er hielt und in denen nichts so betont wird wie die Einheit der Kirche mit Bezug auf die Unterordnung Aller unter Rom, die imposanten Feierlichkeiten jener Tage, deren Mittelpunkt er war, — dies Alles konnte den beabsichtigten Eindruck auf den Geist der Bischöfe nicht verfehlen. In der Adresse, welche dieselben vor ihrem Scheiden überreichten, spricht sich eine unbegrenzte Unterwürfigkeit und Verehrung aus: „Du bist uns der Lehrer der reinen Wahr-

heit, der Mittelpunkt der Einheit, das nie erlöschende Licht, das die göttliche Weisheit für die Nationen angezündet hat. Du bist der Fels, der Grundstein der Kirche, welche die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen. Wenn Du redest, dann hören wir die Stimme des h. Petrus; wenn Du eine Entscheidung triffst, dann gehorchen wir der Autorität Christi." Ferner erklärten diese Bischöfe einhellig, daß die weltliche Herrschaft des Papstes auf göttlicher Anordnung beruhe und für das Heil der Kirche unbedingt nothwendig sei.

Um den stets fortschreitenden Centralisations-Bestrebungen der römischen Partei einen Damm entgegenzusetzen, hielt Döllinger vor Allem die deutsche Wissenschaft für berufen und geeignet. Er entwarf daher den Plan zu einer Vereinigung aller katholischen Gelehrten Deutschlands, welche durch Hebung der Wissenschaft jenen Beruf sollten erfüllen helfen. Im Verein mit Abt Haneberg und Professor Alzog aus Freiburg erließ er 1863 die Aufforderung zu einer Gelehrtenversammlung in München, welche im Herbst desselben Jahres dort zusammentrat. Der nächste Zweck dieser Vereinigung sollte sein:

1) Anbahnung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Gelehrten;
2) Ausgleichung wissenschaftlicher Differenzen;
3) Besprechung kirchlicher Fragen;
4) Unterstützung wissenschaftlicher Unternehmungen;
5) Verbindung und Organisation katholischer gelehrter Zeitschriften.

Den deutschen Bischöfen wurde vorher der Plan zu dieser

Vereinigung zugesandt, und einzelne derselben sprachen sich in warmen Worten anerkennend darüber aus.

Am 28. September eröffnete Abt Haneberg die Versammlung mit einer Rückschau auf die vergangenen Jahre, welche ein wehmüthiges Bild von dem Geschicke der katholischen Theologie während der letzten Jahrzehnte darbot. „Was ist aus jenen Erwartungen geworden“, rief er aus, „was ist aus jenen Erwartungen geworden, welche das katholische Deutschland in jenen Tagen wie neu belebte, als Möhler unter uns wirkte, als Görres noch lehrte, als Montalembert über den Rhein kam und der deutschen Wissenschaft seine Huldigung brachte, als der jüngere Windischmann, fast noch ein Jüngling, schon den Ruf eines gereiften Gelehrten verdiente?“ — Es war wohl den Meisten der Versammelten tiefer Ernst um die Hebung und Förderung der Wissenschaft; allein über Bestimmung und Grenzen derselben waren die Ansichten so weit auseinandergehend, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um den innern Zwiespalt der Versammlung sichtbar an die Oberfläche treten zu lassen. Dieser Anstoß kam bereits in der ersten Sitzung, als Döllinger über die Geschichte und Bedeutung der Theologie sprach und auf deren große Aufgabe innerhalb der Kirche mit den Worten hinwies: „Die Theologie ist es, welche der rechten, gesunden öffentlichen Meinung in religiösen und kirchlichen Dingen Dasein und Kraft verleiht, der Meinung, vor der zuletzt Alle sich beugen, auch die Häupter der Kirche und die Träger der Gewalt. Aehnlich dem Prophetenthum in der hebräischen Zeit, das neben dem geordneten Priester-

thum stand, gibt es auch in der Kirche eine außerordentliche Gewalt neben den ordentlichen Gewalten, und dies ist die öffentliche Meinung. Durch sie übt die theologische Wissenschaft die ihr gebührende Macht, welcher in der Länge nichts widersteht."

Die hier ausgesprochene Ansicht war ähnlich derjenigen, welcher etwa zwanzig Jahre früher Joseph Görres *) so begeisterte Worte geliehen, als er darauf hinwies, wie es Zeiten in der Kirche gegeben habe und geben könne, in denen der Papst mit Recht seine Autorität, ein Concil mit Recht seine Kraft verliere, indem dem Papst ein Gegenpapst, dem Concil ein Gegenconcil können geschaffen werden, und daß in solchen Zeiten der Noth keine der äußeren Regierungs*formen*, weder Papst noch Concil, der Kirche helfen könnten, sondern allein die Rückkehr der einzelnen Menschenseele zu dem lebendigen Glauben an den Erlöser, und daß der Beruf zur Wiederherstellung der Kirchenordnung, wenn die rechtmäßige Obrigkeit sich desselben unwürdig gemacht, auf die unteren kirchlichen Stände übergehe.

Solche kommenden Zeiten der Noth mochte Döllinger im Geiste vorhersehen, als er jene bedeutsamen Worte sprach, welche gleich zu Anfang der Versammlung die Scheidung der Geister offenbar machten. Lebhaft wurde seine Rede angegriffen; namentlich waren es die Professoren des Mainzer Seminars, welche als eifrige Vertreter jener Richtung

*) „Staat und Kirche nach Ablauf der Cölner Irrung."

auftraten, die alles Heil der Kirche von Oben, d. h. von Rom erwartete. — Der durchaus kirchliche Sinn der Versammlung war indessen in der fast einstimmigen Annahme zweier Thesen unverkennbar, in welchen auf Anregung des Professors Michelis die Nothwendigkeit des Anschlusses der Wissenschaft an die Kirche und die Unterordnung jener unter die kirchliche Autorität ausgesprochen wurde, im Gegensatz zu der absoluten Freiheit der Wissenschaft, für welche sich nur die beiden Professoren Huber und Friedrich erklärten. Als Zeichen, daß die Versammlung fest auf kirchlichem Boden stehe und mit dem Oberhaupte der Kirche in lebendigem Zusammenhang bleiben wolle, wurde einstimmig eine Ergebenheitsadresse an den Papst beschlossen und deren Abfassung den Professoren Hergenröther, Reusch und Schulte übertragen. Als kurz vor dem Scheiden Heinrich aus Mainz von der katholischen Einheit redete, welche trotz der zu Tage getretenen Gegensätze Alle umschließe, da übte diese Idee der katholischen Einheit noch einmal ihre Zauberkraft aus, und die Meisten verließen München mit frohen Hoffnungen für die Zukunft. — „Professor Knoodt und Reinkens sind sehr vergnügt wieder hier angekommen", schrieb Schwester Augustine im Herbst 1863, „und geben sich der frohen Hoffnung hin, daß ein wesentlicher Umschwung im Reiche der katholischen Geister eingetreten sei, der das beste Resultat für die Zukunft verbürge. Professor Hilgers schüttelt wehmüthig und ungläubig den Kopf dazu, weil die Vergangenheit und Gegenwart gar so miserabel seien."

Es war Anfangs die Absicht gewesen, jährlich solche Ver-

sammlungen zu halten; als jedoch von Rom aus erklärt wurde, dieselben seien nur unter Aufsicht der Bischöfe zulässig, so wurde dieser Plan fallen gelassen.

Die römisch Gesinnten unter den deutschen Geistlichen und Gelehrten waren indessen unermüdlich thätig, ihre freier denkenden Amtsgenossen und deren Schriften sowohl in Rom, wie bei dem Volke zu verdächtigen und den Besitz des wahren Glaubens und der wahren kirchlichen Gesinnung ausschließlich für sich selbst in Anspruch zu nehmen.

Immer hoffnungsloser wurde die Aussicht für die Existenz der freieren Gesinnung in der Kirche, als 1864 der Syllabus erschien, eine Sammlung von 80 Sätzen, die der Papst als ketzerisch bezeichnete, und unter denen sich Grundsätze befanden, auf welche zum Theil das heutige Staatsleben gegründet ist.

Stillschweigend wurde der Syllabus hingenommen, indem die deutschen Bischöfe ihn vielfach in milderem Sinne auslegten, weil die Sätze in der Form, welche der Papst ihnen gegeben, in Deutschland unausführbar gewesen wären. Sechzehnmal habe sie sich darin verdammt gefunden, äußerte Schwester Augustine, nachdem sie den Syllabus gelesen.

Im Herbst 1865 versammelte sich abermals eine Anzahl katholischer Gelehrten, vorwiegend Theologen und Historiker, um gemeinsames Denken und Handeln der drohenden Gefahr gegenüber zu ermöglichen. „Döllinger kommt mit noch einigen Gelehrten am 22. September nach Bonn“, schreibt Schwester Augustine an Hilgers, „wo auch Dieringer sich einfinden wird. Professor ** hat mich noch nicht besucht,

gewiß zur Strafe, weil ich sein letztes Büchlein zu wenig gelobt habe."

In dieser Versammlung führte Döllinger, der als Gast im Hause des Professor Floß weilte, den Vorsitz. Von Denen, welche zwei Jahre vorher in München versammelt gewesen, fehlten Viele, zumal die Mainzer Professoren, welche in ihrer Zeitschrift „Katholik" den anderen Theologen immer schroffer und unduldsamer entgegentraten.

Als Mittelpunkt gemeinsamen Strebens wurde in Bonn das „Theologische Literaturblatt" gegründet, dessen Redaktion Professor Reusch übernahm und welches bald in den rheinischen Diöcesen und in dem weiteren katholischen Deutschland zu großem Ansehen gelangte und von den Gegnern als eine gefürchtete Macht gescheut wurde.

Um jene Zeit sah man in der cölnischen Diöcese mit gespannter Erwartung der Wahl eines neuen Erzbischofs entgegen, von dessen Persönlichkeit das Wohl und Wehe der kirchlichen Parteien in der nächsten Zukunft abhangen werde. Im September 1864 war der Kardinal von Geißel gestorben, und das Domcapitel konnte theils zu keiner entscheidenden Wahl kommen, theils vereinigten sich seine Wünsche auf Persönlichkeiten, bei denen an keine Bestätigung durch den Papst zu denken war.

„Sage Carl", schreibt Schwester Augustine an Frau Cornelius, „daß es in der erzbischöflichen Angelegenheit maustodtstille aussieht, in Wirklichkeit aber doch Alles unterminirt ist, und somit jeden Augenblick so ein Ding in die

Luft gesprengt werden kann, welches wie ein Erzbischof aussieht.“

In Ermanglung zuverlässiger Nachrichten über den Gang der Verhandlungen flogen die widersprechendsten Gerüchte hin und her und hielten die Gemüther der zunächst Betheiligten in Aufregung.

„Herr Langen sagte mir heute“, schreibt Schwester Augustine im Sommer 1865, „Herr Kaulen habe ihm mitgetheilt, daß Abt Haneberg dieser Tage hier in Bonn ankommen und in der ‚Ewigen Anbetung‘ absteigen und logiren würde. Dies habe jedenfalls einen speciellen Grund, worauf er hinsichtlich Cöln erfreuliche Hoffnungen gründe. Letzteres ist wohl nur ein Credo von Langen.“

Schwester Augustine selbst theilte diese freudigen Hoffnungen nicht, da sie den Charakter des Abtes keineswegs der schwierigen Stellung eines Cölner Erzbischofs gewachsen glaubte. „Frenken sagte mir auch“, schreibt sie an Hilgers, „daß es sehr wahrscheinlich sei, daß Haneberg gewählt würde. Also haben wir nur traurige Aussichten.“

Es kam indessen nicht zur Wahl, und daß dieselbe, falls es dazu gekommen wäre, keinen Erfolg gehabt haben würde, war im folgenden Jahr ersichtlich, als von der Berufung Hanebergs nach Eichstätt die Rede war und der Papst einem heimreisenden Benediktiner die Versicherung mitgab: „Dite a questo abbate che non lo farò mai vescovo.“

Fast zwei Jahre hatte die Ungewißheit über die Wiederbesetzung des erzbischöflichen Stuhles gedauert, als im Früh-

jahr 1866 zur Ueberraschung der Meisten und zum Schrecken Vieler der wegen seiner schroff römischen Richtung bekannte Bischof von Osnabrück, Melchers, der Erzdiöcese vorgesetzt wurde.

Die römische Partei fühlte sich siegreich, die entgegengesetzte hoffnungslos, während einige ebenso vorsichtige, wie elastische Geister der letzteren, Angesichts der gänzlichen Aussichtslosigkeit ihrer Bestrebungen, allmählich eine leise Schwenkung nach der anderen Seite hin machten und somit ihr theologisches Ansehen in den Augen des neuen Kirchenoberhauptes vorläufig retteten.

„Mit dem armen Professor Hilgers geht's aber eigentlich schlecht", schreibt Schwester Augustine nach München. „Seine Vorlesungen sind fast ganz unbesucht, weil der neue Erzbischof sich Professor ** zum Freunde erwählt hat. Wie man in Rom pfeift, so singt man's weiter, bis unser Herr Gott 'mal ein kräftiges ‚Halt' in die verkehrte Welt rufen wird. Haneberg müßte eigentlich sich geehrt fühlen, vom Papst als untauglich zu einem Bischofssitz erachtet zu werden: der auf dem cölnischen macht in der That demselben keine Ehre."

„Mit der Stimmung des armen Herrn Professors geht's gar nicht gut", schreibt sie in einem anderen Briefe, „da die Persönlichkeit des Herrn Erzbischofs oder vielmehr dessen Sorte von Katholicismus jedem Andersdenkenden angst und bange machen muß. Auf welcher Stufe man noch erst ankommen muß, bis der liebe Gott ein kräftiges Halt ruft, weiß ich wahrlich nicht, denn immer glaube ich, die zornigen Heiligen

hätten schon den Boden unter ihren Füßen verloren, so gründlich sind sie des reinen Christenthums bar und ledig."

Weit schlimmer wie das Auseinandergehen der Meinungen war, daß keine der beiden kirchlichen Parteien Glauben an die innere Wahrheit der anderen hatte und daß sich daher beide mit unverhohlenem Mißtrauen, ja mit Verachtung beobachteten. Eine wehmüthige Erscheinung war in jenen Jahren des verborgenen Kampfes der Nachfolger Arnoldi's auf dem bischöflichen Stuhle zu Trier, Bischof Peldram. Ein milder, gütiger Charakter, fast zu ideal für eine Wirklichkeit, wie sie ihm in Trier entgegentrat, war Peldram den dortigen Verhältnissen wenig gewachsen. Das norddeutsche Wesen des neuen Bischofs war der Geistlichkeit des Trierer Landes wenig sympathisch, und das Vertrauen, welches er dem unter Arnoldi bei Seite geschobenen Domprobste zuwandte, bildete sofort eine Schranke zwischen ihm und dem Clerus.

„Knoodt will diesen Herbst noch nach Trier", schreibt Schwester Augustine im Sommer 1865, „um dort 'mal mit dem neuen Bischof sich zu unterhalten, der dort schon von den Bürgern mit Mißtrauen angesehen wird, weil er aus dem protestantischen Land komme und nicht so katholisch aussehe wie sein Vorgänger."

Peldrams Leben in Trier umfaßte nur eine kurze, aber dornenvolle Zeit. Er war bereits leidend, als er hinkam, und seit seinem Amtsantritte macht sich eine fortschreitende Gedächtnißschwäche bemerkbar. Die Mühen und Anstrengungen des bischöflichen Amtes, sowie der stete Kampf mit widrigen

Verhältnissen untergruben seine Kräfte schneller, als man bei dem Eindruck hätte ahnen können, den die imponirende Erscheinung des Bischofs, welcher unwillkürlich an die stattlichen Gestalten der alten Kurfürsten erinnerte, auf Alle machte, die ihn nur flüchtig sahen. Kaum zwei Jahre waren vergangen, als er aus seiner unfriedlichen Umgebung in die Region des ewigen Friedens schied.

Schwester Augustine, welche ihn persönlich liebte und verehrte, schrieb 1867 mit einiger Bitterkeit von Luxemburg aus an Hilgers: „In Trier lag grade der arme Peldram im Todeskampfe, umgeben von Denjenigen, die denselben so frühe heraufbeschworen. Wie wenig man seinen Tod betrauerte, hat mich angeekelt. Und doch wußten die Armseligen keine gewichtigere Anklage gegen ihn, als daß er zu harmlos Jedem geglaubt und Jedem es zu Dank machen wollte.“

X.

Krankenpflege in Schleswig 1864.

Zu Anfang des Jahres 1864 brach der schleswig-holsteinsche Krieg aus. Fast gleichzeitig mit den Truppen zog, einem Aufrufe der Johanniter-Malteser folgend, eine Anzahl Barmherziger Schwestern und Brüder aus verschiedenen Orden nach dem Kriegsschauplatz, um dort die Pflege der Verwundeten zu übernehmen.

Schwester Augustine war eine der Ersten, die sich zu diesem Dienste meldeten; glücklich über die von Nancy erhaltene Erlaubniß, übergab sie die Sorge für das Bonner Hospital an Schwester Gertrud und eilte dann, von einer der Bonner Schwestern begleitet, am 11. Februar dem Norden zu.

Mit derselben Freudigkeit und erwartungsvollen Ungeduld, mit der ein rechtes Soldatenherz seinem ersten Feldzug entgegenschlägt, erfüllte Schwester Augustine die Aussicht auf den weiten Wirkungskreis, der ihrer thätigen Liebe und ihrem

Talente, in noch ungeordneten Verhältnissen mit Klarheit und Ordnung zu wirken und zu schaffen, dort geboten wurde. Dazu kam, daß sie zum ersten Mal nach vierundzwanzigjährigem Klosterleben in die weite Welt hinausfahren konnte, ohne eine Retraite als das Endziel ihrer Fahrt zu sehen. Wie ein frischer, belebender Hauch wirkte daher die bevorstehende Reise auf ihr ganzes Wesen, und sie sah dieselbe als eine Wohlthat an, für die sie Gott freudigen Herzens dankte. Diese Freudigkeit konnten selbst die ernsten Eindrücke, welche sie gleich bei der ersten Ankunft empfing, nicht niederdrücken. In Altona angelangt, schrieb sie an Hilgers: „Durch Schwester Gertrud werden Sie bereits die erste Nachricht erhalten und sich dadurch beruhigt haben, zumal ich hinzufügen kann, daß es mir persönlich sehr gut geht und ich, wie mir scheint, noch einen nicht geringen Vorrath von geistiger und körperlicher Kraft besitze. Jetzt zum Weiterbericht: Die fünf Berliner Schwestern haben wir vergeblich erwartet bis heute Morgen; somit werden wir in einer halben Stunde vom Bahnhof hier nach Kiel abfahren. Der Inspektor sagte mir soeben, daß der Zug erst heute Abend 7 Uhr abfährt, somit erst tief in der Nacht dort ankommen würde. Er erlaubt uns aber, mit einem Trupp Soldaten per Güterzug zu gehn; dies ziehen wir, meine Schwester Theodosia und ich, vor. Nicht genug rühmen kann ich die Güte und Großmuth aller Beamten, die mit wahrem Jubel jede Barmherzige Schwester begrüßen. Hier in Altona sind gestern noch zwei Transporte Verwundeter angekommen, die unsere jetzt angekommenen Prager

Schwestern übernehmen. Bis hier, Hamburg und Berlin, kommen die leicht Verwundeten, Kiel hingegen die tödtlich Verwundeten; mithin dort mehr Noth als helfende Hände. Genaue Nachrichten fehlten gestern sogar dem preußischen Gesandten (dessen Sohn dabei) über das letzte Treffen; er wußte nur, daß es furchtbar Blut gekostet. — Zu Ihrer Beruhigung noch die Angabe, daß von den Behörden aus höchst rücksichtsvoll, ja väterlich für alle Schwestern gesorgt wird, so daß fortwährend einige Majors oder Lieutenants im Lazareth auf- und abgehen, um uns Alles herbeischaffen zu lassen, was wir für die armen Soldaten oder uns nöthig haben."

Die Fortsetzung dieses Reiseberichtes schrieb sie an Frau Mendelssohn: „Wir fuhren also von Altona am Samstag Morgen ab und gelangten in der Nacht erst hier nach Kiel, weil der Bahnverkehr noch immer ganz ungeordnet ist. Glücklicherweise nahm ein großer, einarmiger Herr sich unser sehr treulich an, und fand ich in ihm schon in den ersten Stunden einen näheren Bekannten von Beseler's. Er heißt Bergfeldt (Kirchenvogt), und dieser führte uns in der Nacht dann noch hier ins Lazareth, wo wir auch noch gegenwärtig sind, wahrscheinlich auch bleiben werden. Wir sind zu vier Schwestern bei ungefähr sechzig Soldaten, theils Verwundeten, theils innerlich Erkrankten, die durch die entsetzlichen Anstrengungen ihre Gesundheit verloren. Wir haben natürlich nur auch Soldaten zu unsrer Hülfe, mit welchen wir aber doch gut ausreichen, zumal zwei Aerzte sich mit uns in die Pflege theilen. Sonst geht es uns gut, das heißt, wir sind

gesund und freuen uns, den Armen etwas sein zu können, die mit großem Danke uns lohnen."

Etwa zwei Tage später schreibt sie:

„Neu=Münster.

„Da wir doch eine kleine Zeit hier still liegen müssen, so benutze ich natürlich am besten die Zeit zum Schreiben. Wie wir in Kiel angekommen, das haben Sie hoffentlich durch Mendelssohn's gehört; deshalb nur schnell weiter berichtet. — Kaum hatte ich Zeit, in Kiel ein wenig das Räderwerk in Gang zu bringen, als mich in der letzten Nacht die Depesche aus dem Schlaf weckte. Nach Schleswig soll ich mit noch drei Schwestern aufbrechen, weil die Schwerverwundeten dort noch Hülfe bedürften, also zuerst dort absteigen und bleiben soll. Wie lange, weiß Gott! Ich glaube aber, ich werde noch einmal weitergeschoben werden bis nach Flensburg, von dort aus hoffentlich nicht weiter, weil keine Lazarethe mehr sein sollen, wir müßten denn, wie Major von Stockhausen will, noch in die offen aufgeschlagenen Feldlazarethe ziehen müssen, also in die Nähe des Feindes. Wie mir oft schon zu Muth gewesen bei dem Anblick so vieler Leidenden, das weiß Gott allein! mir will es immer noch nicht gelingen, den Bekümmerten mit trockenen Augen ihren Händedruck zu erwiedern. Demungeachtet möchte ich mit Niemand tauschen, oder könnte wünschen zu Hause geblieben zu sein. — Habe ich auch viel und Viele verlassen, die mir theuer sind, so wiegt doch das süße Bewußtsein, diesen Unglücklichen ihre Lage zu erleichtern, den Schmerz der Trennung auf, und zudem darf

ich ja auf Ihr Gebet rechnen. — Der französische Consul steht neben mir und plaudert mir immer dazwischen. Wann höre ich endlich 'mal was von Ihnen und Allen, die mir lieb sind? so geht's, wenn man auf flüchtigem Fuß ist. — Mit meiner Gesundheit geht's noch immer wunderbar gut und mit meinem Muth noch möglichst besser! Mithin sich ja keine unnöthigen Sorgen um mich gemacht, denn ich bin ja mehr zu beneiden als zu bedauern. Ho, da kommt der Zug. Adieu mit herzlichem Gruß."

In Schleswig erhielt Schwester Augustine vollauf zu thun. Sie fand die Verwundeten dort in ganz hülflosem Zustande; an Verbandzeug und überhaupt an Allem war der größte Mangel. Viele lagen noch so, wie sie auf dem Schlachtfelde einige Tage waren verbunden worden. Sie arbeitete mit dem dortigen Lazarethazte, Dr. Ritter, Tag und Nacht durch, um Hülfe zu schaffen. Dazu kam noch der Umstand, daß selbst solche Gegenstände, an denen kein Mangel war, in jenen ersten Tagen unzugänglich waren, weil es an helfenden Kräften fehlte.

So standen z. B. in einem Schuppen einige große Kisten, in denen nach Ausweis der Papiere Apfelsinen sein mußten, die ein sehr begehrter Artikel waren; aber Niemand konnte an diese Kisten gelangen, weil andere Sendungen über denselben aufgebaut lagen.

Am 24. Februar berichtet sie nach Bonn:

„Das Schlafpulver scheint meine arme Verwundeten gegenwärtig noch in Gefangenschaft zu halten, und somit wird

es mir möglich, bei der Nachtwache Ihnen rasch den mir so theuern Brief zu beantworten, der mir gestern ein Lebenszeichen von Ihnen und Ihrer Umgebung brachte. Sie sprechen es zwar nicht aus, daß es mit Ihrer Gesundheit ziemlich gut geht; allein ich darf dies doch hoffen und muß mit Zuversicht daran festhalten, damit meine freudige Thatkraft nicht erlahme. In dem Bewußtsein, so manchfaches Elend wenigstens lindern, wenn auch nicht verschwinden machen zu können, fühle ich mich in gehobener Stimmung und vermag so über manches Schwere meiner gegenwärtigen Stellung leicht hinwegzugehn. In den letzten Wochen habe ich Jahre durchlebt, gemäß der inneren und äußeren Erfahrungen, die ich in den so verschiedenen Kreisen gemacht habe. Eine, über die ich so oft mit Ihnen gesprochen, ist wiederholt in einer für mein Gemüthsleben vielleicht nicht wünschenswerthen Klarheit mir geworden. Sie werden Mühe haben, später mich wieder zu lehren, mich mit dem Unabänderlichen auszusöhnen. — Und doch ist es etwas Schönes um die Wahrheit, selbst wenn sie uns schmerzlich verwundet. Die Thatsachen aus meinem Schleswiger Lazareth hören Sie wohl durch die Briefe an Andere; gestern schrieb ich auch, nach Ihrem Wunsche, an Walter. Den Brief an Mendelsohn's tragen Sie wohl selbst hin und grüßen nochmals mündlich dort recht herzlich.

Wie es draußen im Lager aussieht, weiß ich hier, obschon in der Nähe, weniger als zu Hause. Vorgestern sind mehrere Herren, worunter auch Graf ** war, zu uns gekommen, theils um zu sehen, ob wir nicht über die Kräfte von

den Protestanten zu leiden hätten (welche Antwort ich ihm gab, können Sie sich denken), theils um nach den Düppeler Schanzen zu gehn, um in deren Nähe nöthigen Falls für die Einrichtung neuer Lazarethe zu sorgen, damit es nicht gehe wie hier, wo es allerdings eine Thatsache ist, daß die Verwundeten erst am dritten Tage ärztliche Hülfe und Verbände bekamen, weil man ein so rasches Zusammenstoßen der Truppen nicht erwartet hatte. In dem einen Lazareth hier liegen die armen Verwundeten noch heute auf einem Strohsack am Boden gebettet. Geht's an den Düppeler Schanzen blutig her, dann kann es leicht sein, daß ich noch einmal weiterziehen muß, sonst werde ich wohl hier bleiben, so lange Gott will! Rechts und links liegen zwei junge Leute aus Prag neben mir, deren Beine so schauderhaft zerschmettert sind, daß ich im Auftrage des Stabsarztes sie heute dazu bringen mußte, sich morgen amputiren zu lassen. Wie viele Opfer werden noch fallen müssen! Die Herren am grünen Tisch in Berlin oder wo sie überall sonst sitzen und Alles unterwühlen, sollten nur 'mal 8 Tage lang als Barmherzige Schwester durch die Lazarethe gehn und das Stöhnen ihrer armen Schlachtopfer hören, gewiß sie würden friedliebender werden."

Ende Februar wurde Schwester Augustine von Schleswig weg und nach Rendsburg berufen. Es war den Schwestern ihres Ordens, welche sich dorthin begeben hatten, nicht gelungen, eine feste Stellung einzunehmen, und sie waren daher nicht im Stande, die Hülfe leisten, um derentwillen sie gekommen waren. Von den Burschen der Lazarethärzte hatten

sie sich in einer Weise einschüchtern lassen, daß sie fast gänzlich von der Pflege ausgeschlossen blieben und sich auf die rauhesten Arbeiten beschränkt sahen, und bei deren Vorgesetzten fanden sie wenig Schutz, weil sie in Folge verschiedener Mißgriffe sich kein Vertrauen bei denselben erworben hatten. Andere Ordensschwestern aus Westfalen, welche ebenfalls in Rendsburg waren und denen ähnliche Schwierigkeiten dort entgegentraten, hatten sich durch ebenso energisches wie taktvolles Auftreten und durch praktische Umsicht selbst geholfen, wozu indessen die Oberin der Trierer Schwestern nicht fähig schien.

„Die Depesche hat Ihnen bereits gesagt", schreibt Schwester Augustine am 1. März noch von Schleswig aus an Hilgers, „daß ich morgen von hier nach Rendsburg in das dritte schwere Feldlazareth laut einer Aufforderung von Trier gehn soll und somit werde. Der Grund dieses Wechsels ist der Umstand, daß die dortige Oberin nicht zurechtkommt (wie ich glaube), weil sie eine zornige Heilige ist. Ob es mir gelingen wird, die verfahrene Karre wieder auf die rechte Bahn zu bringen, muß ich abwarten. In den letzten Tagen ist es mit unserem Krankenpersonal (in allen Lazarethen gleichfalls) ruhiger geworden, weil theils die gefährlich Verwundeten gestorben und die leichter Verwundeten in so weit hergestellt sind, daß sie in ferner liegende Lazarethe transportirt worden sind. Ob dieser zuletzt angegebene Grund auf noch einem tiefer liegenden Plan beruht, weiß ich nicht. Geht's bei Düppel blutig her, dann thut man ja sehr wohl, hier Platz zu machen zur Aufnahme neuer Verwundeten; geht's unblutig her, dann darf

ich ja hoffen, bald wieder bei Denen zu sein, die meinem Herzen am nächsten sind. Herr Clason hat uns vorgestern Abend hier aufgesucht und ist gestern Morgen nach den Düppeler Schanzen zu gereist. Er sprach sich dahin aus, als sei dort ein furchtbares Blutbad zu fürchten, obgleich hier heut sich Alle in entgegengesetzter Weise dahin aussprechen, da ja England ins Mittel getreten sei. Daß Rudolph Perthes noch erhalten ist, freut mich unendlich. Gott schütze ihn auch fernerhin. Grüßen Sie mir die Familie Perthes nur recht herzlich; sowie auch Beseler's, deren Haus hier in meiner Nähe am Wasser liegt. Wie freue ich mich auf so manche mündliche Mittheilung! Nun noch zur Beruhigung, daß ich ganz wohl bin, auch noch guten Muth habe, in so weit dies möglich ist bei dem Anblicke so vielen, vielen Jammers."

In Rendsburg fand Schwester Augustine die Verhältnisse so, wie sie dieselben sich gedacht hatte. Gleich bei ihrem ersten Erscheinen gelang es ihr, dieselben zu ordnen und die geschehenen Mißgriffe vergessen zu machen. Von allen Seiten wurde ihr Vertrauen entgegengebracht, so daß sie an Hilgers schrieb, sie wünsche nicht, daß „die Aerzte und die dortige Beamtenwelt noch liebenswürdiger werde". „Unser Wirkungskreis", fährt sie fort, „entspricht ganz meinem heißesten Wunsche; mithin können Sie denken, wie glücklich wir fünf Schwestern uns fühlen. Leider drängt die Zeit, also schnell noch die Bitte: einliegenden Bericht die treuen Freunde (außer dem taktlosen **) schnell lesen zu lassen, auch meinen Bruder, der aber ihn gleich Ihnen wieder zurückstellen muß.

Bitte, versehen Sie ihn alsdann mit Couvert unter der Adresse: Angélique Eschweiler, Oberin im St.-Hedwigs-Krankenhause, Berlin. Jetzt wird schwerlich mehr viel geschrieben werden — beunruhigen Sie sich aber ja nicht, ich bin ganz gesund und immer die Nämliche."

Am 13. März schreibt sie: „Da es, wenn es bei Düppel losbricht, bei uns hier noch mehr im Sturm gehn wird, als gegenwärtig, so benutze ich das Frühstündchen, nicht blos wie gewöhnlich auf dem Gedankenwege, sondern auch in sichtbarer Weise zu meinen Lieben in der Heimath mich zu wenden, und beginne zuerst wohl mit der Frage, die in letzter Zeit so oft mein Herz stellt: Warum blieb bis heute mein Brief an Sie unbeantwortet? Ist der Grund Ihr Unwohlsein oder gar Krankheit, dann bitte ich die Marie gar inständig, mir gleich Nachricht darüber zu ertheilen. Ungewißheit in meiner Lage hier ist erlahmendes Element für mich. Dazu kommt ja ohnehin noch die von Velten erhaltene Nachricht über den Gesundheitszustand der armen Schwester Gertrud, wo die Sorge um sie und um das Hospital mich gewiß schon nach Hause getrieben hätte, wüßte ich nicht, daß ich mit diesem Schritte vielem Guten einen tödtlichen Stoß versetzte. Dies klingt freilich so wichtigthuend, daß ich es nur Ihnen gezwungen ausspreche. Zudem haben sich dieser Tage die General- und die Oberstabs-Aerzte so besorgt über das blutige Resultat der bevorstehenden Stürmung bei Düppel ausgesprochen, und daß wir Schwestern hier am allerwenigsten daran denken dürften, die armen kranken Soldaten im Stiche zu lassen. Seit 5 bis

6 Tagen heißt es immer von oben herunter: ‚Im dritten schweren Feldlazareth soll so viel Platz als möglich gemacht werden!‘ Unsere Aerzte hatten demnach schon nach Spandau und nach den Düppeler Schanzen so Viele als nur thunlich entlassen, und doch waren noch jeden Tag von Düppel her wieder Transporte Neuerkrankter und leichter Verwundeter hier angekommen, so daß wir kaum Zeit hatten, die Betten zu ordnen. Auf diese Weise sind noch immer 200 Betten besetzt und nur die jetzt neu eingerichteten Stuben noch unbesetzt. Auch kamen gestern Abend wieder zwei Wagen voll verwundeter und somit gefangener Dänen bei uns an. Diese Unglücklichen verdienen doch das allergrößte Mitleiden! Erst ihr so trauriger, körperlicher Zustand, dann eine lange Gefangenschaft! Unsere armen Schlucker, die kaum hergestellt nach Düppel zurück müssen, haben auch vielfach das Herz recht schwer, weil sie schon aus Erfahrung wissen, daß sie der Noth und dem Tod entgegengehn. Damit sie in den ersten Tagen wenigstens noch Mundvorrath haben, schieben wir ihnen ein Weißbrod und Käse in ihren Ränzel, geben ihnen auch noch einen Nothpfennig mit auf den Weg. Mit gutem, reinem Anzug sind sie versehn. Auf diese Weise suchen wir ihnen den düstern Blick in die Zukunft in etwas zu nehmen. Gestern stand Hausgang und unser Zimmer gedrückt voll Abreisender nach Düppel. Ich war allein hier und theilte eine ganze Stunde lang immer aus, als auf einmal die Officen-Schwestern kamen, die Gesichter durchmusterten und mir sagten: ‚Die sind Alle aus den anderen Lazarethen in der

Stadt'; ich frug nach, und da hieß es: ‚Ja, da sind keine Schwestern und da bekommen wir somit auch Nichts.' Die Meisten hatten dabei die hellen Thränen in den Augen stehn, und somit bereute ich den Irrthum durchaus nicht. Meine Mitschwestern hier sind ganz nach meinem Wunsche, und ihre ganze Art und Weise des Umgangs scheint günstig auf die armen Pfleglinge zu wirken, weshalb wohl auch die Herren Aerzte sehr für sie eingenommen sind. — Es würde mir schwer, Ihnen zu beschreiben, wie wohlwollend auch hier die Einwohner der Stadt für die fremden Soldaten sind, die, wie sie sagen, nur gekommen sind, um sie vom Joche der Dänen zu befreien. Weiter nördlich, in Kolding, Friedericia und Grafenstein, soll es aber gar nicht so sein, dort ist schon feindlicher Boden, und die Einwohner wollen den Soldaten Nichts herausgeben, so daß großer Mangel an Lebensmitteln und Stroh schon fühlbar geworden sein soll."

„Ich habe es wiederholt als sehr markirte Thatsache hier in Schleswig-Holstein gefunden", schreibt ungefähr um dieselbe Zeit Schwester Augustine an Frau Mendelssohn, „daß der Einwohner des Landes die österreichischen Truppen mit größter Begeisterung empfängt und pflegt, dagegen unsere preußischen Soldaten mit viel mehr Theilnahmlosigkeit behandelt, weil sie der Politik Preußens mißtrauen. Besonders die Damenwelt ist, wie gewöhnlich, sehr leidenschaftlich. Uns Schwestern gegenüber scheinen sie allen confessionellen Unterschied zu vergessen; denn sie sind uns ungewöhnlich freundlich.

Die evangelischen Pfarrer mit Familie sind unsere speziellen Freunde und Wohlthäter, behaupten sogar, grade sie gehörten ganz zu den Schwestern."

Am Osterfeste, 27. März, schreibt sie an Hilgers:

„Auch eine andere Osterfreude, als die eines jeden guten Christen möchte ich heute haben, und somit wende ich meine Schritte natürlich am liebsten zu Ihnen, um mir dieselbe zu verschaffen. Heute, wo zum ersten Male ein sächsischer Geistlicher in einer schönen protestantischen Kirche die h. Messe gelesen, und der wir beigewohnt, habe ich meiner Lieben alle vor Gott gedacht, freilich doch nicht mit so fröhlichem Herzen, wie ich es wohl in der Hospitalkapelle gethan haben würde. Ob der Druck unserer kriegerischen Zeit oder die Trennung von der Heimath die Stimmung niederhält, weiß ich nicht."

„Oster-Montag. Ein soeben von Fridericia angekommener Verwundeter berichtet uns: ‚Wir haben erst zwei Schanzen erobert, und es sind somit deren noch sieben übrig zu erobern. Das schwerste Geschütz ist vorgestern dort angekommen und hat während 48 Stunden lang die Schanze I von Düppel beschossen, und war sie noch so unverletzt, als ob nur eine Flintenkugel ihr Feuer darauf abgesendet hätte. Wann wir einmal wirklich dort stürmen können, weiß Gott!' Demungeachtet heißt es hier im Lazareth täglich von oben herunter: ‚Möglichst Platz gemacht für die bevorstehenden Transporte der Verwundeten.' In Jütland und bei Düppel sollen die Soldaten selbst für Geld fast nichts bekommen können an Lebensmitteln. Dadurch haben wir hier unsere liebe Noth, den

Soldaten die Tasche und die Flasche erst gut zu füllen, ehe sie zur Armee zurückgehn. Nach Berlin habe ich seither nicht mehr geschrieben, weil die Gräfin Stilfried meinen damaligen kleinen Bericht gleich in der Berliner Zeitung abdrucken ließ. Nach Trier schreibe ich auch möglichst selten — — —. Vor einigen Tagen stellte sich mir der Generalfeldprobst mit den Worten vor: ‚Unsere verehrte Königin hat mir bei der Abreise in Berlin befohlen, überall die katholischen Schwestern aufzusuchen und denselben in ihrem Namen zu danken für die Pflege, die sie den armen Soldaten widmen.‘ Die Behörden hier in Rendsburg sind fortwährend sehr liebenswürdig gegen uns, was uns natürlich die Stellung sehr erleichtert."

„Schnell heute das Viertelstündchen benutzt", schreibt sie in einem folgenden Briefe an Hilgers, „zu einer Mittheilung, für die mir wahrscheinlich morgen die Zeit sehr fehlen wird. Vor Allem aber noch meinen allerherzlichsten Dank für den letzten Brief, der mir Balsam ins Gemüth geträufelt hat, wofür ich Gott und Ihnen nie genügend danken kann. Unser Stabsarzt und Assistenzarzt sind vor einigen Tagen nach Rinkenis abgereist, in ein neu errichtetes preußisches Lazareth. Gestern Abend erhielt unser Ober-Stabsarzt von Ersterem einen Brief mit der Bitte, mich zu bewegen, wenigstens mit noch einer Schwester doch gleich zu ihm zu kommen, weil den dort schwer Verwundeten es so sehr an Pflege fehle. Obgleich es keineswegs ein Kunststück ist, mich zu rühren, so habe ich heute nach Rinkenis doch vorab telegraphiren lassen, ob wirklich keine andere Hülfe dort zu haben ist —

und ob ich dort eine Wohnung finden würde im Lager selbst? Da so furchtbar viel Truppen dort liegen, ist letzteres fraglich. Nachdem die Antwort morgen ankommen wird, gehe ich also getrost nach Rinkenis, welches ein 3/4 Stunde langes Dorf sein soll, und zwar kaum eine Stunde von den Düppeler Schanzen entfernt. Ich werde mithin dort in der nächsten Nähe des Kriegsschauplatzes sein und stets ein schauerliches Bild vor Augen haben. Gott hat aber bisher so treulich geholfen, daß es mir doppelt unmöglich ist, jetzt vor dieser Aufgabe zurückzubeben. Gehe ich fort, dann lasse ich in jedem Falle noch einige meiner Schwestern von hier gleich mir nachkommen und hier die Lücke durch Schwestern aus Kiel ersetzen, wo wenig Arbeit mehr ist. Mir selbst ist es eigenthümlich zu Muth, wenn ich in die Zukunft blicke, die so ungewiß als je vor mir liegt, da grade der Verlauf des Krieges den Maßstab dazu bieten wird. Allein sie liegt in Gottes Hand, und somit sei ruhig und dankbar mein Herz. Rinkenis soll nur 10 Minuten vom Meer abliegen, so daß wir unsere Kranken dort auf ihren Matratzen bis zum Wasser tragen und dort per Schiff nach Flensburg transportiren werden lassen. Nun, Gott behüte Sie und Alle, die mir lieb sind und die ich von ganzer Seele grüße, ganz besonders aber Sie, mein treuer, vortrefflicher Freund."

Wo die Verhältnisse am schwierigsten und die Arbeit am größten war, da schaute man nach Schwester Augustine um Hülfe aus, und die Erwartungen, welche in sie gesetzt wurden, befriedigte sie stets in großartiger Weise. Es war für die

Aerzte eine Freude, mit und neben ihr zu arbeiten, und die Verwundeten, welche ihrer Pflege anvertraut waren, fühlten sich geborgen in der Liebe und Thatkraft, mit der sie sich jedem Einzelnen hingab und auf dessen spezielle Bedürfnisse und Gefühle Rücksicht nahm. So machte es ihr z. B. einmal viel Nachdenken und Sorge, um die passende Art und Weise zu finden, mit der sie einem verwundeten Dänen, dem Grafen R., der sich gänzlich mittellos im Lazareth befand, eine reichliche Unterstützung könne zukommen lassen, ohne dessen übergroßes Ehrgefühl zu verletzen. Durch die Freigebigkeit ihrer Bonner Freunde war sie in den Stand gesetzt, bei einzelnen Gelegenheiten über das gewöhnliche Maß hinaus für die ihr Anvertrauten zu sorgen. Sehr freudig dankte sie für jede Sendung, die ihr aus der Heimath zu Theil wurde.

„Fast täglich zogen", schreibt sie an Professor Perthes, „ganze Transporte leerer Magen und leerer Hände bei uns ein, aber nicht aus, die grade uns Barmherzigen Schwestern oft ganz unbarmherzig den Beutel leer gemacht haben. Durch diese Art unserer Thätigkeit hatte das Kriegsleben noch oft eine heitere Seite."

An heiteren Seiten, für die ihre humoristische Auffassungsweise sehr empfänglich war, fehlte es überhaupt nicht. Bisweilen grenzte grade der tiefste Ernst an solche kleine Erlebnisse, die ihr später noch in der Erinnerung ein fröhliches Lachen abnöthigten. Einst wurde einem sterbenden dänischen Soldaten von dem lutherischen Pfarrer das Abendmahl gebracht. Schwester Augustine leistete dabei die Dienste des

Küsters; während sie andächtig und emsig dem Geistlichen ministrirte, trat zufällig der katholische Feldgeistliche ins Zimmer und blieb in stummer Verwunderung regungslos neben der Thüre stehn, und zwar mit einem solchen Ausdrucke von Verblüfftheit, daß Schwester Augustine trotz des Ernstes der Handlung sich eines Lächeln nicht erwehren konnte.

In den ersten Wochen des April siedelte sie, dem Wunsche der Aerzte folgend, nach Rinkenis über, wo sie zunächst nur eine einzige Mitschwester bei sich hatte.

„Heute Morgen sind wir Beide nach Flensburg per Eisenbahn, dann mit einem Feldwagen von der Commandantur in Begleitung einiger Soldaten weiter hin nach Rinkenis gefahren und schon vor der Dämmerung hier wohlbehalten angekommen. Die Herren Aerzte haben uns mit nicht geringer Freude hier in Mitte so schwer Verwundeter begrüßt. Aber unsere Freude ist noch unendlich viel größer durch das Bewußtsein, so unglücklichen Menschen Trost und Linderung spenden zu können. Beunruhigen Sie sich ja nicht um mich; die Nähe des Kanonendonners macht unser Fenster zwar erzittern, allein unsere Verwundeten und uns erreichen sie doch nicht.“

Ihre Lage in Rinkenis schildert sie in einem Briefe an Professor Perthes mit folgenden Worten: „Wir zwei Schwestern bewegen uns hier in sehr eigenthümlicher Umgebung und ganz seltsamen Verhältnissen. Schwester Berthilde ist in dem eine halbe Stunde von hier gelegenen Schulhause, wo zwei Säle mit Verwundeten liegen, ganz allein unter

Doktoren, Wärtern und allen möglichen Angestellten. Ich desgleichen hier oben in dem an der Landstraße von Düppel gelegenen Gasthofe. Der untere Theil ist furchtbar lebendige Wirthschaft, bis tief in die Nacht besucht. Der obere Stock, großer Tanzsaal mit Musiktribüne, erhöht und geschmückt, die Nebenstube desgleichen, in diesen liegen unsere Verwundeten. In dem anstoßenden Zimmer wohnen Aerzte, Angestellte, und ich allein unter all den Rothkragen."

Am 18. April wurden die Düppeler Schanzen im Sturm eingenommen. Es war ein blutiger Sieg gewesen; dem Tode war eine reiche Ernte geworden, und die christliche Barmherzigkeit hielt die Nachlese auf dem Schlachtfelde.

Massenweise wurden die Verwundeten nach Rinkenis gebracht. Schwester Augustine mußte alle ihre körperlichen und geistigen Kräfte aufbieten, um solchem Elend gegenüber nicht zu erliegen. Wenn die Wagen ankamen, so stieg sie selbst hinauf und half die noch Lebenden unter den Leichen Derer hervorsuchen, die während des Transportes gestorben waren. Herzzerreißend war ihr der Jammer der Verwundeten, die in das überfüllte Lazareth nicht mehr konnten aufgenommen werden, und die sie ohne Hülfe mußte weiterziehen sehen in die Kälte und Dunkelheit der Nacht hinein. Mit ihrer Mitschwester arbeitete sie damals rastlos, um den Aerzten im Verbinden zu helfen, und kaum gönnte sie sich selbst eine Stunde der Ruhe. Sie fand in jenen Tagen keine Zeit mehr, in die Heimath zu schreiben, da jeder Augenblick und jeder Gedanke ihren Verwundeten gehörte.

Erst einige Wochen später sandte sie ein paar Worte an Hilgers mit der Bitte, den um sie besorgten Schwestern des Bonner Hospitals und ihrem Bruder Hermann Nachricht von ihr zu geben.

„Mein lieber, treuer Freund!“ schreibt sie. „Leider muß ich nur mit wenig Worten sagen, wie viele Freude mir Ihre lieben Zeilen hier in Rinkenis gebracht haben, und zwar grade in Stunden, wo so tausendfaches Elend und unaussprechlicher Jammer mich umgibt. Ach, ich kann Ihnen nicht sagen, wie die Erlebnisse der letzten 14 Tage jeden freudigen Aufblick mir unmöglich machen. Man hat wirklich in Friedenszeiten keine Ahnung, welches unbeschreibliche Elend der Krieg nach allen Richtungen hin verbreitet. Gott gebe doch ein baldiges Ende dieser traurigen Zeit, allein eine günstige Aussicht ist nicht dazu da; gestern und heute hören wir die Kanonendonner auf der Insel Alsen in einem fort. In dieser kurzen Zeit seit der Stürmung ist schon mehr als der dritte Theil unserer Verwundeten unter den gräßlichsten Qualen gestorben.“

Ausführlicher schreibt sie am 12. Mai an Perthes:

„Mit ganzem Herzen danke ich Ihnen für Ihren Brief, welcher demselben so wohlgethan und es aufblicken ließ zu der Höhe, von welcher herab all der große Jammer, der mich umgibt, doch noch eine tröstliche Seite hat. Ja freilich hat der laute Jubel über die erstürmten Schanzen ein seltsames Echo am Schmerzenslager unserer armen Verstümmelten gefunden, die ja mit ihrem Herzensblute denselben doch theuer

bezahlt haben. Wie so Viele sind seither nicht schon aus dem Kreise unserer Verwundeten gestorben mit schwerem Herzen, fern von der Heimath, den Eltern und oft noch von Frau und Kindern! Und unsere armen Dänen, deren hartes Geschick mir immer noch am tiefsten ins Herz schneidet, wie leiden sie, so oft die Siegesfreude der Andern laut wird. Als die 92 eroberten Kanonen hier am Fenster vorüberzogen, sahen sie ihnen noch lange mit nassen Augen nach. Nicht 'mal die Hoffnung und die Freude über baldige Genesung können sie theilen, weil sie ja dann in die Fremde hinaus müssen, vielleicht auf sehr lange Zeit.

Gestern besuchte ich eine gewisse Gräfin Gröben, deren Mann Oberst bei den Husaren ist und sehr gefährlich hier in Rinkenis krank liegt; ihre kleinen Kinder hat sie natürlich zu Hause lassen müssen, und ich fürchte sehr, daß ihr Mann hier sterben wird. Unter unsern Pfleglingen haben wir schon mehrere Nervenfieber-Kranke, wodurch eine meiner Schwestern hier angesteckt wurde, die ich aber gleich nach Rendsburg schaffte, wo sie besser und leichter zu verpflegen ist, als hier, indem wir dort jetzt zwei Lazarethe und zehn Schwestern haben. Unser Arzt hier scheint nun etwas ängstlich besorgt für uns zu sein und bestand darauf, daß wir 'mal gründlich an die Luft müßten, und so haben wir gestern einen weiten Spaziergang gemacht und zwar an die Düppeler Schanzen, von denen jetzt nur mehr eine übrig ist. Dreizehn Jahre lang haben die Dänen daran gebaut — und in drei Wochen hat man sie bereits dem Boden gleich gemacht. An den

Gräbern der dort Gefallenen, die 20 — 30 — 40 zusammen in einer Gruft liegen, haben wir lange mit schwerem Herzen gestanden. Große, einfach hölzerne Kreuze mit grünen Kränzen und der Angabe, wie Viele dort ruhen, ist der einzige sichtbare Schmuck der so einsamen Gräber geworden. Von der Höhe herab sieht man unten am jenseitigen Ufer das unglückliche Städtchen Sonderburg liegen, dessen hell schimmernde rothe Ziegeldächer jetzt in traurigem Contraste mit den schwarz verbrannten Häusern stehn. Das arme Dorf Düppel besitzt kein bewohnbares Haus mehr, und die unglücklichen Bewohner irren jetzt mittel- und obdachlos umher. Wie habe ich nicht schon unzähligemal alle Diejenigen an meine Seite gewünscht, deren Losungswort immer ‚Krieg!‘ ist. Ueber unsere Heimkehr weiß ich eigentlich nichts Gewisses zu sagen. Einerseits soll ich nach Nancy in die Retraite, andererseits will man hier noch gar nichts von dem Nachhausegehen der Schwestern hören, indem man sehr fürchtet, daß nach diesem vierwöchentlichen Waffenstillstande der Kampf heißer entbrennen würde denn je vorher. In Gottes Hand liegt die Zukunft und somit alle Hoffnungen und Wünsche.“

Im Laufe des Sommers kehrten die siegreichen Truppen nach Deutschland zurück, und auch die Mitglieder der krankenpflegenden Orden, welche, wie es in dem Berichte der Johanniter-Malteser heißt, „ihre schwere, oft entsetzliche Aufgabe in einer Art und Weise erfüllt hatten, die über jedes Lob erhaben ist“, rüsteten sich zur Heimkehr.

Wie Schwester Augustinens Gegenwart für Unzählige eine

Wohlthat gewesen war, so gereichten ihr selbst die Zeit und die Erlebnisse in Schleswig zum größten Segen. Auf die Entwickelung ihres Charakters war jene Zeit von wesentlichem Einflusse; ihr ganzes Wesen hatte in der frischen, nordischen Luft an innerer Festigkeit, Unabhängigkeit und Klarheit Bedeutendes gewonnen. Seit 1864 schrieb sie weder Tagebücher mehr, noch war ihr der Anhalt an befreundete Menschen ein nothwendiges Bedürfniß. Ihr Blick in das menschliche Dasein mit allen seinen Leiden und Freuden, in die wunderbare Verkettung aller irdischen Ereignisse war erweitert und verschärft worden, und sie hatte, wie sie später erzählte, wichtige Erfahrungen gemacht. Als sie aus der Heimath wegreiste, hatte sie mit Sorge und Betrübniß daran gedacht, daß sie und ihre Schwestern nun monatelang des Gottesdienstes und des gewohnten oftmaligen Empfanges der Sakramente entbehren würden, und sie hatte von diesem Mangel gefürchtet, er werde sie innerlich matt und elend machen. Zurückgekehrt, erzählte sie, daß sie nun wisse, daß Gott nicht genöthigt sei, immer und überall seine Gnade an äußere Zeichen zu binden, und daß die Theilnahme an den Sakramenten nicht für Jeden und nicht in jeder Lebenslage eine absolute Nothwendigkeit sei, sondern daß Gott in außergewöhnlichen Verhältnissen reichlichen Ersatz für alle solche Entbehrungen verleihen könne und werde. Kein einziges Mal, sagte sie, habe sie das heilige Abendmahl entbehrt und nie habe sie sich Gott näher gefühlt, wie während jener Zeit. Wahrhaft erquickend waren ihr dort die einsamen Stunden der Nacht gewesen, wo sie von der Arbeit ausruhend

am offenen Fenster saß und lange auf das Meer hinausschaute, dessen Unermeßlichkeit ihr in der Seele wohlthat, oder ihren Blick zu den Gestirnen des Himmels erhob und ihre Gedanken loslöste von der Unruhe und Arbeit des Tages.

Es war ein seltsames Verhängniß, daß sie fast unmittelbar aus der Freiheit ihres Schleswiger Aufenthaltes in die beengende Atmosphäre des Nancyer Mutterhauses versetzt werden sollte. „Gott weiß, wie ich mich freue", schreibt sie kurz vor der Abreise von Rinkenis an Hilgers, „nun bald wieder in Bonn zu sein. Er weiß aber auch, wie schwer es mir werden wird, alsdann so bald wieder neuerdings nach Nancy gehn zu müssen. Sie kennen alle die Reflexionen, die sich daran knüpfen! Gewiß mehr als jemals werden bekannte Elemente Stürme in mir aufrufen, jetzt nachdem ich hier in Schleswig-Holstein nicht nur Besseres habe kennen gelernt, sondern es so vielfach verwirklicht gefunden, in einer Weise, wie wir uns es niemals möglich gedacht."

Mit Jubel wurde sie im Bonner Hospital empfangen, als sie am 21. Juni unbemerkt im Kreise der Schwestern erschien, denen sie die Zeit ihrer Ankunft nicht genau angegeben hatte, und manche stürmische Begrüßung mußte sie von Alt und Jung über sich ergehn lassen. Ihr selbst aber erging es fast wie manchem tapfern Offizier, dem nach vollendetem Feldzug das einförmige Garnisonsleben nicht mehr genügt und der mit heimlicher Sehnsucht nach neuen Kriegen ausschaut. „Bald, bald bin ich nun wieder in dem alten, äußerlichen Gleise", schreibt sie an Frau

Cornelius, „in dem früheren innerlichen aber noch lange nicht. Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich noch täglich zurückschaue nach meinen Kriegslazarethen und nach meinem mir lieb gewordenen Schleswig=Holstein. Es sind gar so herrliche, reelle und edle Menschen dort zu finden, die das höhere ‚rein Menschliche' noch sich so gut zu erhalten gewußt. Auch die unglücklichen Dänen dort sind lange nicht so schwarz als unsere zornigen Heiligen bei unserem Herrgott angeschrieben, dessen bin ich gewiß! Und welche Stelle in meinem Herzen erst die armen zerschossenen Soldaten einnehmen, welchem Himmelsstrich sie auch angehört haben mochten, darf ich Dir gar nicht sagen, denn sonst würdest Du nicht wenig lachen! nun ich denke, der liebe Gott weiß es ja und wird mich gelegentlich aus dem fein eingerichteten Hospital wieder in ein Kriegslazareth einmal einführen."

XI.

Krankenpflege in Böhmen 1866.

Schwester Augustinens Sehnsucht nach einem ähnlichen Wirkungskreise wie in Schleswig wurde nur zu bald erfüllt, da im Juni 1866 der Krieg gegen Oesterreich ausbrach. Als sie mit ihren Schwestern unter der Begleitung des Freiherrn von Geyer an der böhmischen Grenze eintraf, waren die Gefechte bei Nachod und Skalitz, sowie die Erstürmung Trautenau's, bereits vorüber, und sie fand überreiche Gelegenheit, Hülfe zu leisten.

Ganz überwältigt von dem Anblick der Schlachtfelder, über die sie gefahren, schreibt sie aus Gitschin in fast unleserlichen Zügen an Hilgers: „Leider nur einige sehr flüchtige Zeilen, allein meine gräßliche Umgebung entschuldigt Alles. Von Dresden ging's gleich am folgenden Morgen weiter nach Turnau. Da, im Begriffe Lazarethe zu übernehmen, traf eine Depesche ein, daß hier in Gitschin ein furchtbarer Kampf gewesen. Geyer wollte gleich mit uns aufbrechen zur Armee. So fuhren wir

auf Holzkarren also gleich ab. In Niporen (oder Libau), eine Stunde von hier, arretirte man uns den Wagen, weil ohne hinreichende Hülfe 50—60 Offiziere und sehr viele Soldaten in Schoppen in der Dorfkirche auf Stroh am Boden lagen. Es blieben dann noch die Hälfte dort, und wir fuhren über das blutgedüngte Schlachtfeld weiter und kamen spät in der Nacht hier an. Wie lange wir hier bleiben, ist schwer zu bestimmen; da die Armee vor Josephstadt schon angekommen, werden wir bald wieder der Armee nachzuziehen haben, indem auf den umliegenden Dörfern völlig alle Hülfe fehlt und doch die unglücklichst Zerschossenen nicht transportirt werden können und bleiben müssen. Allen Meinen Alles gleich mittheilen und grüßen. Gott sei Dank, ich bin ganz gesund, nur geschwollene Füße, die heut schon besser sind. Vergnügt bin ich, wie noch nie im Leben."

Der entsetzliche Anblick des Schlachtfeldes an den Tagen nach der Schlacht und das Leiden der Verwundeten in dem Lazarethe, das Alles konnte sie bisweilen mit Schmerz und Entsetzen erfüllen; aber die tief-innerste Stimmung ihrer Seele blieb die Fröhlichkeit, die ihr alle Mühe und Arbeit leicht machte und die ihr über jene Eindrücke hinweghalf. — Von Gitschin wurde sie am 6. Juli nach dem in der Nähe des Städtchen Nechanitz gelegenen Schloß Hradeck berufen, wo ein großes Lazareth eingerichtet war.

Am 3. Juli hatte in jener Gegend die Entscheidungsschlacht stattgefunden, welche auf Befehl des Königs die Schlacht von Königgrätz genannt wurde.

Während der ersten Tage herrschte ein entsetzliches Elend, da keine menschliche Veranstaltung im Stande ist, den ersten Bedürfnissen nach einer großen Schlacht abzuhelfen. Ueberhaupt war es bei der überraschend schnellen Entwickelung des Krieges nicht möglich gewesen, für so unerwartet viele Verwundete gleich die nothwendigen Hülfsmittel herbeizuschaffen. Dazu kam noch, daß Oesterreich, welches den Beitritt zur Genfer Convention verweigert hatte, mit unbegreiflicher Sorglosigkeit die Pflege seiner Verwundeten fast gänzlich dem Feinde überließ, daher denn die Kräfte bei weitem nicht ausreichten. Innerhalb der kurzen Zeit seit der Schlacht bei Nachod am 27. Juni und der Schlacht bei Königgrätz am 3. Juli waren nicht weniger wie 16,000 Offiziere und Soldaten verwundet worden, wozu in den nächsten Wochen noch über 6000 Erkrankungen kamen. Alle Kirchen und größeren Gebäude der Umgegend füllten sich mit Verwundeten und Sterbenden. Die Einwohner der Dörfer waren mit Hab und Gut in die Wälder geflohen, und nur wenige muthige Männer hatten den Schrecken jener Tage Stand gehalten. Vor Allen war es ein muthiger katholischer Priester, der unermüdlich in jenen Tagen war, Allen, ohne Unterschied, ob Freund oder Feind, geistige und leibliche Erquickung zu reichen. Die preußischen Krankenträger hatten ihn am Abend nach der Schlacht auf dem Schlachtfelde gefunden. Es dunkelte bereits, als sie eine hohe, schwarze Gestalt hin- und hergehen sahen, welche zuweilen, wie in den Erdboden gesunken, verschwand, nach einiger Zeit wieder auftauchte, um bald wieder zu verschwin-

den. Der erste Gedanke war, es sei ein Leichenräuber, der die Gefallenen ausplündere; näher getreten, erkannte man einen Geistlichen, der den Sterbenden die Sakramente spendete und der, um es ihnen zu erleichtern, sich neben die Soldaten auf den Boden legte. Es war der Pfarrer von Problus. Sein Pfarrdorf war furchtbar verwüstet, die Einwohner bis auf Wenige entflohen, die Kirche voller Verwundeten, das Pfarrhaus halb abgebrannt und ebenfalls angefüllt mit Verwundeten und Armen des Ortes. Für ihn selbst war kein Platz mehr in seinem Hause, und so hatte er sein Nachtlager in einer Scheune aufgeschlagen. Schwester Augustine pflegte in seiner Kirche die ersten Verwundeten und schloß bald warme Freundschaft mit diesem vortrefflichen Manne; sie erzählte von ihm, „er sei einer von Denen, deren Reich nicht von dieser Welt sei". Er war so unermüdlich im Geben, daß sie und ihre Schwestern ihre eigenen kleinen Habseligkeiten vor ihm schützen mußten, sonst würde er auch diese verschenkt haben. „Wo's aufs Verschenken ankam", erzählte sie, „da hatte er gar keinen Begriff mehr fürs Mein und Dein."

„Gott weiß, wie wohlthuend es meinem Herzen gewesen", schrieb sie über ihn an die Mutter eines bei Königgrätz gefallenen Offiziers, „einen Priester zu finden, der den Kern des Evangeliums, die echte, christliche Liebe, nicht in das leere Außenthum und kalte Selbstgenügsamkeit vergraben hatte."

Nicht minder warm war die Bewunderung, mit der Pfarrer Nowak ihr Wirken erfüllte; als sie ihm bei dem Abschiede aus seiner Gegend das Kreuz ihres Rosenkranzes zur

Erinnerung an die gemeinsamen Erlebnisse schenkte, erfreute ihn diese Gabe so lebhaft, daß er sofort die Bestimmung traf, man möge nach seinem Tode ihm dieses Kreuz mit ins Grab geben.

In Hradeck fand Schwester Augustine eine enorme Arbeitslast, welche sie im Anfange allein zu tragen hatte. In der großen Reitbahn des Schlosses lagen 80 Schwerverwundete Schulter an Schulter auf spärlichem Stroh, welches aus den von der sächsischen und österreichischen Armee verlassenen Bivouaks herbeigeholt wurde. Diese Abtheilung, als die schwierigste des ganzen Lazareths, suchte Schwester Augustine bei ihrer Ankunft als ihren Wirkungskreis aus und sie hat wochenlang mit ein paar militärischen Krankenwärtern den Wartedienst allein geübt. „Man muß es aus Erfahrung wissen", schreibt einer der Aerzte, welcher während jener Zeit mit ihr zusammen war, Geheimrath Dr. Busch, „welche große körperliche Anstrengung es ist, vom Morgen bis zum späten Abend knieend im Stroh neben den Verwundeten zu handtieren, um diese Leistung würdigen zu können. Von Gemüthsbewegungen, welche die fein empfindende Seele durchmachte bei dem Anblicke des vielen Elends, welches in dem goldenen Rahmen des prachtvollen Schlosses um so grausiger wirkte, will ich gar nicht sprechen."

Während Schwester Augustine am Tage in der Pflege thätig war, benutzte sie die Stunden der Nacht, um die Kleidungsstücke der Soldaten und das Verbandzeug zu waschen und wieder in Stand zu setzen. Sie selbst schien damals

gar keiner Ruhe zu bedürfen, und doch war es nur ihre seltene Willenskraft, die sie aufrecht hielt, während die übergroßen Anstrengungen den Grund zu ihrem Leiden legten, welches seitdem ihre Gesundheit unaufhaltsam zerstörte.

Von Schloß Hradeck aus sind die folgenden Briefe, in denen sie ihre Erlebnisse schildert, geschrieben.

„Hoffentlich sind meine Zeilen aus Gitschin bereits in Ihre Hände gekommen; ob diese auch ein gleiches Glück haben werden, weiß ich nun freilich nicht, denn ich sitze hier auf einem vollständig vereinsamten Jagdschlosse des Grafen Harrach, 6 Stunden weit entfernt von Horzitz, wo heute vor 8 Tagen der gräßliche Zusammenstoß der Truppen stattgefunden hat und die mehr als tausend armen Verstümmelten in dem Umkreis von 2 Stunden und ums Schloß hier, theils in Scheunen, Kirchen, und hier bei uns mehr als 400 liegen, die nicht transportirt werden können. In Gitschin erhielt ich am Mittwoch eine Depesche mit den Worten: Fr. Lasaulx sofort zum Generalarzt Busch auf Schloß Hradeck. Unser Ober-Stabsarzt packte mich also ohne Weiteres mit Schwester Leopoldine in einen Wagen, und so fuhren wir gleich nach Tisch ab und kamen gegen 9 Uhr hier an, wo zu meinem nicht geringen Erstaunen Herr Professor Busch uns aus dem Wagen half. Welch prachtvolles Schloß und welch unbeschreiblicher Luxus uns aufgenommen und umgibt, so bildet dies doch nur noch einen gräßlichen Contrast zu dem Jammer und Elende der armen Verwundeten, die noch bis heute von der Reitbahn bis zum Speicher alle Räume des Schlosses füllen, meistens

in offenem Stroh liegend, deren Wunden durch Mangel an Pflege in Fäulniß übergegangen sind. Daß die Armen nach der Schlacht noch 4 bis 6 Tage auf dem Felde ohne Speise und Trank liegen bleiben, ist nichts Neues, ja vorgestern kam noch ein neuer Transport hier an, die nach 8 Tagen erst im Walde entdeckt wurden; in welchem Zustande, erlassen Sie mir zu schildern. In drei bis vier Wochen wird wohl der Tod die Meisten von ihren Qualen erlöst haben, — die Uebrigen vielleicht so weit sein, daß wir mit ihnen weiterziehen können, ob nach Prag oder Wien, weiß Gott. Es wird mir recht schwer, grade in dieser schauderhaften Zeit kein Wort aus Freundesmund hören zu können; allein es gehört zu den Opfern, mit welchen ich mir das Glück erkaufe, so Vielen, Vielen Trost und Linderung bringen zu dürfen, für welches Glück ich nie genug dem lieben Gott danken kann. Bitte, theilen Sie das Wissenswerthe Mendelsohn's, Perthes und den übrigen Bekannten mit, und sagen Sie ihnen die allerherzlichsten Grüße; ihnen selbst schreiben kann ich unmöglich. Die arme Schwester von Perthes hat leider ihren Sohn heute Morgen hier aus dem Schloß auch hinaus auf den Friedhof begleitet und ich hatte ihn nicht gesehn, weil ich gleich in der Reitbahn meine Station erhielt, wo allein mehr denn 80 liegen und somit die Offiziere einigen vorgestern angekommenen Franziskanerinnen von Nonnenwerth in Pflege gegeben wurden. Nun rasch Adieu! Meinen armen Füßen verdanke ich die Möglichkeit, so lange am Schreiben sitzen zu dürfen."

Einige Tage später schreibt sie:

„Da draußen gestalten sich also die Aussichten am politischen Himmel in der That freundlich, ja sogar friedlich — Gott gebe es! es hat wahrlich nicht wenig Menschenleben und Familienglück gekostet, von welcher Wahrheit wir Lazarethbewohner uns gründlich in jeder Minute überzeugen. Der Tod hat seither in der Armee gewaltig aufgeräumt, nicht allein durch Blei und Eisen, sondern auch durch die Cholera, welche bis zur Stunde in der ganzen, weiten Umgegend unzählige Opfer fordert. Alle unsere Schwestern aus Prag wurden nach Brünn berufen zur Pflege der Cholera-Kranken bei unserer Armee. Zwei Mal wurde sie uns schon hier ins Schloß eingebracht, allein die Kranken wurden wiederhergestellt, und hat sie, Gott Lob! gar nicht weiter um sich gegriffen. Sie können sich aber auch gar nicht vorstellen, welche herrliche Waldluft hier ist, in welcher ich vollständig alle Athemsnoth verloren habe und mich gesunder fühle als seit vielen, vielen Jahren, so daß Sie Freude an meinem guten Aussehen hätten. Nur bei unseren armen Verwundeten verliert die gute Luft etwas an ihrer Kraft, wahrscheinlich weil dieselben, ehe sie zu uns kamen, zu schauderhaft gelitten hatten. Der großmüthige Beutel der guten, lieben Freunde ** hat zwar Vielen, Vielen wieder auf die Beine geholfen, vermittelst Zusatz zu der an sich dünnen Lazarethkost, bei der die Armen doch schlecht fahren würden. Vorgestern war ich zu Fuß nach dem nächsten Städtchen Nechanitz, um einen ziemlich schwer verwundeten Herrn Major von Himmen aus Cöln aufzusuchen, dessen Frau angekommen

und sehr trostlos ist. Er und sie weinten vor Freude, als ich ihnen anbot, wir zwei Schwestern wollten sie unter unseren Schutz auf der Heimkehr nehmen und den Kranken unterwegs besorgen; — ich fürchte aber, daß er länger bleiben muß als wir. Die Herren hier hoffen, daß in 2—3 Wochen die preußischen Verwundeten könnten transportirt, und die österreichischen und sächsischen Verwundeten würden alsdann den österreichischen Aerzten übergeben werden. Gott gebe es! fest glaube ich es nicht, da rund herum es noch so traurig aussieht — in Nechanitz liegt die große Kirche noch ganz voll Verwundeter. Desgleichen in Milovitsch und Horzitz."

„Einen Besuch", schrieb Schwester Augustine der Frau Cornelius, „darf ich Dich nicht einladen mir hier zu machen auf dem Sammelplatz alles Elendes und vielseitiger Noth und Qual. Die Schilderung, die Du von unserem Lazareth hier auf dem Schlosse gelesen hast, mag getreu meine trübe Umgebung gezeichnet haben; allein in all den Jammer auf geistigem Gebiet hier unter den Unglücklichen hat sie nicht geschaut. Tröste Gott die zahllosen Eltern, deren Angehörige oder Söhne hier begraben liegen, nachdem sie in unsäglichen Qualen die letzten Tage verbracht."

Am 26. Juli schrieb sie an Hilgers: „Gott möge Ihrem inneren Menschen den Trost und die Freude lohnen, welchen Ihr lieber Brief meinem Herzen gebracht. Es war der erste sichtbare Gruß aus dem kleinen Kreise, der mir so theuer ist und auf welchen ich gar nicht zu hoffen wagte, weil wir hier auf diesem Waldschlosse gar so abgeschnitten von der ganzen

übrigen Welt leben, was mir persönlich sehr lieb ist, indem mir dadurch mancher an sich unangenehme Verkehr mit zornigen Heiligen erspart bleibt. Selbst Trier und Nancy findet nicht leicht den Weg zu uns. — Die dichtbelaubten, hochstämmigen Nachbarn, die in eng geschlossenen Reihen dies Schloß umgeben und in welchen unzählige Hirsche wohnen, die ganz vertraulich dem Vorübergehenden in den Weg treten, würden Ihnen sehr gefallen, desto weniger freilich das namenlose Elend, geistige und körperliche, welches alles hier unter unserem Dache wohnt. Der Tod hat leider schon während diesen wenigen Wochen eine bedeutende Ernte gehalten, und Viele wird er noch dorthin führen, wo jedes Leid verstummt. Eigenthümlich, noch haben wir Schwestern aus dem Munde dieser Unglücklichen das erste Wort der Erbitterung oder unchristlichen Klage zu hören. Bei den verschiedenen nichtdeutschen Stämmen der Oesterreicher mag es auf Stumpfheit beruhen; allein bei den Preußen, Sachsen und Oesterreichern und namentlich bei den so vielen Offizieren beruht es doch wahrscheinlich auf sittlicher Größe. Auch viele bekannte Namen befinden sich unter Letzteren: Graf Hompesch, dessen Großmutter in Bonn wohnt, ist vor einer Woche hier bei uns gestorben. Fürst Hohenlohe, der Vetter des Cardinals, liegt lebensgefährlich an einer Brustwunde; gestern kam seine Frau und Tante an, deren Schmerz mir ins Herz schnitt. Graf Erbach und der junge Bismarck (Neffe des Ministers) sind auch gefährlich verwundet hier. Ich betheilige mich möglichst wenig an deren Pflege, weil diese ihnen ohnehin doch

reichlicher wird als meiner armen Mannschaft in der Reitbahn und in den Durchgängen des Hauses, die so verlassen in ihren Qualen liegen."

Die Begeisterung, mit welcher diese ihre arme Mannschaft ihre unermüdliche Liebe vergalt, drückte sich in manchem rührenden kleinen Zuge aus. Ein verwundeter Italiener, den sie lange gepflegt hatte und der dennoch seinen Wunden erliegen mußte, wünschte eines Tages mit lebhafter Ungeduld, Schwester Augustine zu sehen, da er die Nähe des Todes fühle, und er habe ihr, bevor er sterbe, etwas mitzutheilen. Als sie kam, blickte er sie bedeutungsvoll an und sagte mit Aufbietung seiner letzten Kräfte: „Wenn Sorella krepirt, gleich bei Jesus!" Da sie ihn bedeutete, sie habe ihn verstanden, klatschte er in die Hände, während eine helle Freude über sein Gesicht flog; gleich darauf starb der Soldat. Schwester Augustine fühlte sich durch diese letzten Worte des Sterbenden tief ergriffen.

Während der letzten Tage des Juli brach an verschiedenen Orten der Umgegend die Cholera aus. Schwester Augustine berichtete darüber, indem sie schreibt: „Dieser Brief wird so anständig und ausführlich, daß ich doch nicht umhin kann, eine kleine Beichte in Betreff dieses Luxus-Artikels abzulegen. In Benatek, wo die vielen Leichen nur einen Fuß Erde über sich hatten, verbreitete sich so rasch ein sehr schlimmer Fäulnißgeruch, daß die Franziskaner-Schwestern von Nonnenwerth mit allem Personal dort weg mußten. Leider aber haben zwei der Schwestern gleich nach einigen Tagen schon die Cho-

lera bekommen und sind gleich gestorben. In Neu-Bidschow, zwei Stunden von uns, ist diese Krankheit auch, hier, Gott Lob! noch nicht, allein etwas Cholerine. Dieser schlimme Gast hat mich nun auch in letzter Nacht heimgesucht, ich halte es deshalb für meine Pflicht, mich heute ruhig auf der Stube zu halten und mich durch Schwester Leopoldine vertreten zu lassen, damit ich morgen wieder frisch bin. Nun beunruhigen Sie sich aber gar nicht, denn ich bin wirklich bisher so kräftig und gesund hier in dem Walde gewesen, wie sehr selten in Bonn. Nun behüte Sie und Alle, die mir lieb sind, der liebe Gott! Wenn die Regenten bald Frieden machen, so kommen wir auch bald nach Hause."

Obschon bereits am 26. Juli der Waffenstillstand von Nikolsburg geschlossen wurde, dem am 23. August der Friede von Prag folgte, so zog sich die Thätigkeit der preußischen Lazarethverwaltung in Böhmen noch einige Wochen weiter hinaus. „Meine Rückkehr", schreibt Schwester Augustine am 22. August, „hat sich wieder ins Unbestimmte gezogen. Einerseits wissen unsere Lazarethbehörden noch nicht sicher, ob und wann die österreichischen Aerzte unser Lazareth übernehmen, und folglich uns Allen den Abschied geben. Andererseits fürchten sie uns Schwestern jetzt schon abreisen zu lassen aus Angst, sie müßten noch längere Zeit hier bleiben und die Sorge für die Verwundeten allein trägen. Es steht mithin mit jedem Tage noch zu hoffen, daß plötzlich eine Entscheidung kommt und wir dann gleich hier aufbrechen. Sie hätten die Aufregung unter unseren verwundeten Oesterreichern, allen ohne

Ausnahme, sehen und hören sollen, als sie vernahmen, daß die österreichischen Aerzte kommen und sie behandeln sollten. Jeder unter ihnen wußte einen andern Grund seiner Abneigung anzugeben, die im großen Ganzen die österreichischen Behörden sehr der Rohheit und Mangel aller religiösen Bildung bezüchtigten. Daß unsere Zornigen sich ihres Aergers und ihres Kummers um das verlorene, in seinem tief inneren Kern so faule Kaiserreich nicht schämen, ist eigentlich gut, indem sie sich dadurch bei dem wirklich gebildeten Publikum sichtbar entlarven. Wenn ich auch noch nicht weiß, ob es jetzt wirklich besser mit uns wird, so tröste ich mich doch mit der festen Ueberzeugung, daß mit dem Siege auf österreichischer Seite wir mit raschen Schritten dem Untergang alles Höhern und Bessern zugeeilt sein würden."

In Schwester Augustinens Herzen hatten die Worte des Königs: „Der Tag von Königgrätz hat schwere Opfer gefordert, aber er ist ein Ehrentag für die ganze Armee, auf welche das Vaterland mit Stolz und Bewunderung blickt", ein lautes Echo gefunden. Wenn auch ihre Theilnahme und Sorge allen ihr anvertrauten Verwundeten gleichmäßig gehörte, so jubelte sie doch innerlich über jeden Sieg, den die preußischen Waffen erfochten, und sie war stolz auf ihr preußisches Vaterland und ihren König. Mit Unwillen vernahm sie, wie entgegengesetzt damals die Stimmung in ihrer rheinischen Heimath im großen Ganzen war, wie Viele sehnlichst wünschten, Preußen besiegt zu sehen, und wie selbst die Wohlthätigkeit einzelner Kreise ausschließlich den österreichischen Verwundeten zugewandt wurde.

Während der letzten Tage ihres Aufenthaltes auf Hradeck machte es ihr die verringerte Arbeit möglich, die nächste Umgebung zu besuchen.

„Gestern war ich", schreibt sie, „an der Bauernhütte spaziert, worin der unglückliche Held Benedek die Nacht vor der Schlacht zugebracht hat. Die Hochebene von Chlum, auf welcher die österreichische Armee sich so vortrefflich und günstig verschanzt hatte, bestieg ich mit raschen Schritten, ohne auch im geringsten athemlos zu werden, so gesund und vergnügt fühle ich mich. Sie werden Ihre liebe Noth mit dem Füllen bekommen."

Als sie einst nach einem benachbarten Lazareth wanderte, fühlte sie sich so wohl und fröhlich in der Waldeinsamkeit, die sie rings umgab, daß sie in tiefer Selbstvergessenheit, ohne an ihren Stand und Alter und das dazu gehörige Dekorum zu denken, immerfort längs des Weges über die dort aufgeschütteten Steinhaufen lief und sprang, bis lautes Lachen hinter ihr sie umschauen machte. Mit Schrecken sah sie, daß ein Trupp Soldaten hinter ihr auf der Chaussee marschirte und sich sehr an der fröhlichen Barmherzigen Schwester zu freuen schien.

Im September kehrte sie über Prag und Dresden aus Böhmen zurück, geistig erfrischt und gestärkt.

„Die Eindrücke, die mir hier geworden während den zwei Monaten", schreibt sie über die Zeit in Hradeck, „werden nicht nur ihren Schmerz für mich gehabt haben, sondern auch ihren Segen für mein noch übriges Leben."

Einen schmerzlichen Nachklang an jene Zeit bildet ein Brief, den sie bald nach ihrer Heimkehr an eine Bekannte schrieb, welche sich im Auftrage der Mutter eines gefallenen österreichischen Offiziers, des Prinzen Salm, an Schwester Augustine um Auskunft gewandt hatte:

„Von Jemand, den ich hochschätze, einen Gruß zu erhalten, macht mir immer Freude, und würden diesen Zweck auch jetzt Ihre Zeilen erreicht haben in unbedingter Weise, hätten dieselben nicht einen so höchst traurigen Inhalt gehabt, der mich in die schrecklichste Zeit meines ganzen Lebens zurückführt. Stände es doch nur in meiner Macht, der so tief betrübten Mutter eine sichere frohe Kunde von ihrem armen, unglücklichen Sohne zu bringen, dessen spurloses Verschwinden ja ein Mutterherz auch auf das schmerzlichste verwunden muß. Weder ich noch irgend Jemand meiner Bekannten war in einem Lazareth bei Nachod thätig, und mehrere Aerzte und Offiziere, die ich hier dieser Tage in dieser Angelegenheit frug, wußten mir Nichts zu sagen, sondern riethen nur, die arme Mutter des unglücklichen Prinzen möchte doch an General von Steinmetz in Breslau schreiben oder an dessen Generalstabschef Oberst von Sperling. Dieser sowie Steinmetz hätten die dortige preußische Armee geleitet. Einem amtlichen Berichte zufolge ist die Schlacht bei Nachod eine so schauderhaft blutige gewesen, wie diejenige von Königgrätz, nur waren an letzter Stelle bedeutend mehr Armeekorps im Feuer. Das Schlachtfeld kam bekanntlich so rasch in preußische Hände, daß die Oesterreicher nur einen höchst geringen Theil

ihrer Verwundeten und Todten mitnehmen konnten. Wäre der Arme als Gefangener oder Verwundeter in preußische Hände gekommen, so hätte er unmöglich spurlos verschwinden können, gemäß der möglichst genau geführten Listen in den Lazarethen.

„Man muß auf dem Schlachtfelde von Königgrätz gewesen sein, um es begreifen zu können, daß man seine eigenen Angehörigen unter den Todten nicht mehr wiederzuerkennen vermag durch die gräßliche Entstellung, die ein Schuß in die Brust oder in den Kopf hervorbringt; ein darauf folgender Blutstrom und die durch die Kugeln aufgeschleuderte Erde machte die Uniformen so unkenntlich, daß man erst hätte hin und her vergleichen müssen, um Offiziere von den Gemeinen zu unterscheiden. Dazu kam noch die gräßliche Thatsache, daß von herumziehendem Gesindel (und auch sogar Soldaten beider Nationen) die Todten geplündert wurden, so daß die Leichen alles nur irgend Werthvollen entkleidet liegen blieben. Wiederholt erschienen in den ersten Wochen nach der Schlacht Viele aus Oesterreich und Sachsen bei uns in Chlum und Problus, um wenigstens die Leichen ihrer Angehörigen mit in die Heimath zu nehmen; allein sehr Wenige hatten das Glück, sie in den großen Gräbern, die doch nur meistens 2 Fuß Erde über sich hatten, herauszufinden, so schauderhaft unkenntlich waren sie gewesen. Ich wiederhole es nochmals, man muß persönlich an Ort und Stelle jene sturmvolle, blutgetränkte Zeit mitdurchlebt haben, um es leicht zu begreifen, wie der unglückliche Prinz ungekannt und ungenannt begraben

werden konnte, ohne daß auch nur ein Lebender eine sichere Kunde darüber zu bringen vermochte. Unendlicher Jammer und namenloses Leiden, das ich in jener Zeit im Kreise unzähliger Verwundeter gehört und gesehen habe, ließ mich mit einer gewissen Beruhigung und Trost Diejenigen zu Grabe tragen sehen, die durch einen raschen Tod einem qualvollen Dasein entgangen waren. Gewiß blickt der gute Prinz bereits als Sieger von seiner seligen Höhe herab auf die noch so schmerzlich ringende und kämpfende, treue Mutter, die Gott nur allein über ihren Verlust zu trösten vermag. Mit meinem schwachen Gebete will ich ihr oft nahe sein, so wie ich oft in dem ganzen Kreise der Unglücklichen bin, denen ich auf meinem Lebenswege eine helfende, theilnehmende Hand reichen durfte.“ —

Körperlich war Schwester Augustine in so leidendem Zustande aus Böhmen zurückgekehrt, daß sie selbst jede Hoffnung auf Wiederherstellung aufgab. Der ernste Gedanke an den herannahenden Tod fing damals an, sie vielfach innerlich zu beschäftigen, und zwar um so mehr, als während der beiden nächsten Jahre in dem kleinen Kreise Derer, „die ihr lieb waren“, schmerzlich fühlbare Lücken entstanden.

Ihr Freund Perthes war schon seit längerer Zeit sehr krank, und mit Betrübniß sah sie, wie sein Leben rasch dem Ende entgegenging. Es mußte auf sie, wie auf Alle, die ihm nahestanden, einen tiefen Eindruck machen, mit welcher Ruhe und Zuversicht er, der fast sein ganzes Leben hindurch von einem furchtbaren Grauen vor dem Tode erfüllt war, nun, da derselbe für ihn herannahte, dieser Stunde entgegen=

ging. Die Kraft des christlichen Glaubens, welche selbst dem Tode seine Bitterkeit raubt, trat in seinem ganzen Wesen während jener letzten Zeit hervor. „Ach möchte Gott uns", schrieb Schwester Augustine am 14. November an Professor Mendelssohn, „unsern vortrefflichen Perthes noch lange lassen; Er weiß ja auch, welch' segensreiche Gabe dies für uns Alle wäre, — aber freilich unsre Wege und Gedanken sind nicht immer die Seinigen."

Am folgenden Tage gegen Abend besuchte Schwester Augustine ihren Freund zum letzten Mal. Er konnte nicht mehr zum Gruße ihr entgegengehn; wehmüthig wies er auf seine geschwollenen Füße und sagte: „Das ist jetzt meine einzige Arbeit", die Geduld im Leiden meinend.

„Perthes traf ich sehr leidend in seinem Sessel sitzend an", schrieb sie an Frau Cornelius, „der Arme ist infolge eines Herzleidens jetzt wassersüchtig geworden. Er selbst ist gefaßt auf seinen herannahenden Tod, allein seine Freunde, darunter auch ich gehöre, noch gar nicht. Ich kann Dir nicht sagen, wie schwer es mir wird, ihn scheiden sehen zu müssen; wie wenig Menschen gibt's von solchem inneren Werthe." Am 25. November 1867 starb Perthes; Schwester Augustine fühlte nur zu gut, daß die Lücke, welche durch seinen Tod in ihrem Freundeskreise entstand, durch Niemand werde ersetzt werden können.

Auch in ihrem nächsten Familienkreise, an welchem ihr Herz mit warmer Liebe hing, hatte sie um diese Zeit schmerzliche Verluste erlitten. Innerhalb weniger Jahre starben die

drei Schwestern ihres Vaters, von denen sie namentlich ihrer Pathin schmerzlich nachtrauerte, da sie dieselbe, wie es in einem ihrer Briefe heißt, „um ihres liebereichen, vortrefflichen Gemüthes willen von frühester Jugend an unaussprechlich lieb hatte und in welcher der Tod ihr eine zweite Mutter geraubt habe“.

Im Januar 1866 starb ihre eigene Schwester, Hildegard, und im August 1868 verlor sie ihren Bruder Hermann, der seit 1855 in Bonn gelebt hatte. Derselbe war seit lange schwindsüchtig, hielt sich aber mit seltener Willenskraft aufrecht. Seiner Schwester verursachte er durch die fast stolze Art, mit der er ihre Sorge und Pflege abwies, so lange es nur eben noch ging, manche traurige Stunde. Bisweilen ließ er sich monatelang nicht im Hospital blicken, obwohl er mit großer Liebe an seiner Schwester hing. Im Sommer 1868 fesselte seine Krankheit ihn ans Bett und nun gelang es Schwester Augustine, ihn zu bewegen, einige Wochen zu ihr ins Hospital zu ziehen. Vorübergehend erholte er sich, so daß er in seine Wohnung zurückkehren konnte, wo aber bald seine Leiden wieder heftiger wurden. Alle Tage wanderte Schwester Augustine zu ihm, um seine Pflege zu überwachen, und so war sie bei ihm, als er verschied. Es war am 2. August, während das Jubiläum der Universität gefeiert wurde und der Festzug mit Musik durch die Straßen der Stadt zog. Aufmerksam suchte er den Klängen des Spiels, die aus der Ferne herüberflogen, zu folgen; seine Schwester bat, er möge sich nicht davon beunruhigen lassen, sondern versuchen

zu schlafen; da erwiderte er: „Ach ja, ich bin doch ein rechter Narr, daß ich noch so auf die Musik horche.“ Mit unbeschreiblicher Freundlichkeit blickte er sie hierauf noch einmal an und schloß die Augen, um sie auf Erden nicht mehr zu öffnen.

Der Verlust ihres Bruders betrübte sie aufs tiefste. „Jetzt bin ich ganz allein!“ sagte sie einer Verwandten, die am folgenden Tage zu ihr kam, um sie zu trösten. — „Guter, treuer Freund!“ schrieb sie an Professor Mendelssohn. „Als Solcher haben Sie sich mir allzeit erwiesen und namentlich in den Zeiten, wo traurige Geschicke unsre Familie trafen. Gott lohne Ihnen diese Theilnahme, die meinem Herzen stets so wohl that! Haben die speciellen Verhältnisse meines Bruders mir seinen Heimgang auch erleichtert, so blieb mir doch immerhin der Verlust eines Bruders zu beweinen, und des Einzigen, der mir noch erreichbar geblieben. Ich betrachtete ihn stets wie ein Vermächtniß meiner seligen Eltern, für welches ich Sorge zu tragen hatte.“

„Das wußte ich wohl“, schrieb sie am 18. August an ihre Freundin B. Th., daß Sie mit treuer Theilnahme mir in die schmerzlichsten, traurigsten Stunden meines Lebens folgen würden, und dies geistige Zusammenstehn nimmt doch dem momentanen Fernsein den verwundbarsten Stachel. Ja, mein liebes Kind, mit welchen Gefühlen ich die immer kälter werdenden Hände meines Bruders in den meinigen hielt und ihm in sein brechendes Auge schaute, weiß Gott allein. Wie schwer und wie leicht ist doch das Sterben, und wie wenig verstehn

wir das Leben und erschweren wir uns den frohen, freudigen Blick nach oben. Vor mehreren Wochen hatte mein armer Bruder große Kämpfe hinsichtlich seines Nichtanschlusses an die Kirche, dann hat er gewünscht, die heil. Sakramente zu empfangen, und wurde von dieser Zeit ab sehr ruhig und freundlich, ohne mir aber einen Blick in seine innere Welt zu gestatten; aber es ist ihm jetzt wohl, das hoffe ich zu Gott und fühle mich vielfach getröstet. Zudem hatte ich auch den Trost, daß ich vielfach dem Armen grade im letzten Jahre, wo er leidend gewesen, helfend und tröstend zur Seite stehn konnte, eine Gunst, welche uns Klosterschwestern sonst nicht wird."

„Jetzt haben wir Beide, liebe Julie", heißt es in einem Briefe an ihre Cousine in Wien, „Eltern und Geschwister zu Grabe schon tragen müssen und das drückende Gefühl der inneren Vereinsamung mit zurück ins Leben genommen. Nur wer es selbst im eigenen Herzen erfahren hat, weiß, wie lange und heiß wir mit uns ringen müssen, wenn der Tod in unseren engen Kreis neue Lücken bricht und ihn somit noch immer enger zusammenzieht. Nur mit höherer religiöser Kraft ausgerüstet, vermögen wir über das Grab hinweg zu unseren geliebten Angehörigen zur Höhe aufzublicken, wo sie das dauernde Glück und die Ruhe gefunden, die sie und wir Alle ja vergeblich im Leben gesucht haben."

XII.

Kirchliche Ereignisse 1868 bis Sommer 1870.

Die geistige Macht des römischen Stuhles war allmählich auf einer Höhe angelangt, welche sie selbst während der glänzendsten Zeiten des Mittelalters kaum erreicht hatte. Die Ehrfurcht vor der Person des Papstes war allgemein und tief in den Herzen der Katholiken gegründet; sie hatte dessen Aussprüchen und Handlungen ein Ansehen verliehen, welches jede Prüfung und Beurtheilung ausschloß. Die alte Tradition der Curie: daß der Papst Inhaber der höchsten, unumschränkten Gerichtsbarkeit über die ganze Christenheit und alleiniger Träger jener Unfehlbarkeit sei, welche Christus seiner Kirche verliehen, war in unzähligen praktischen Fällen während der letzten Jahrzehnte in die Wirklichkeit hervorgetreten, ohne erheblichen Widerstand zu finden. Das kirchliche Gefühl der größeren Mehrzahl der Katholiken fand diese Zustände nicht unberechtigt und drückend, ja es fand sie ganz in der Ordnung und der Verwirrung und Autoritätslosigkeit der pro=

testantischen Welt gegenüber wahrhaft bewunderungswürdig. Wenn also je, so schien jetzt endlich für Rom der Zeitpunkt gekommen, in dem es die alte Streitfrage wegen der von Christus gewollten und darum allein berechtigten Regierungsform der Kirche, über welche die Ansichten fast ein Jahrtausend hindurch mit wechselndem Glück bald offen, bald im Verborgenen gekämpft hatten, zu seinen Gunsten zur Entscheidung bringen konnte.

Die Absicht, ein allgemeines Concil zu berufen, hatte der Papst zuerst gegen Ende des Jahres 1864 ausgesprochen, und dieselbe hatte bei der weitaus größeren Anzahl der Cardinäle und Bischöfe Zustimmung, wenn auch nicht unbedingte, gefunden. Drei Jahre später erging bei Gelegenheit des 18. Centenariums Petri, als gegen 500 Bischöfe in Rom versammelt waren, die feierliche Einladung zu demselben. Jene Versammlung im Sommer 1867 bildete den letzten Akt, durch welchen die Bischöfe auf die Zeit der Entscheidung sollten vorbereitet werden. Einer derselben, Erzbischof Manning von Westminster, berichtet, daß in der That durch die Ereignisse der Jahre 1854 und 1862, weit mehr aber noch durch jene Feier des Centenariums Petri, die Frage der Unfehlbarkeit des Papstes gleichsam greifbar in den Vordergrund gestellt und in dem Geiste der Bischöfe wachgerufen worden sei, sowie daß der Eindruck jener Feier Viele bestimmt habe, auf die endgültige Entscheidung hinzuwirken.

Aus der Sprache, welche die bei jener Gelegenheit in Rom erlassenen Schriftstücke führen, geht ganz unleugbar her-

vor, daß der Zweck des Concils kein anderer sein sollte, als der: die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes als eine der Grundwahrheiten der göttlichen Offenbarung erklären und für alle Zeiten bestätigen zu lassen.

In Deutschland waren die Gefühle über das bevorstehende Concil sehr getheilt. Das katholische Volk im Allgemeinen sah demselben ruhig, fast gleichmüthig entgegen, weil es, ohne grade von der Nothwendigkeit oder dem praktischen Zwecke dieser Versammlung durchdrungen zu sein, doch das feste Vertrauen hatte, daß der Papst und die Bischöfe am besten wissen müßten, was der Kirche noththue. Es waren verhältnißmäßig nur Wenige, welche während der letzten Jahrzehnte der kirchlichen Entwickelung eine kritische Aufmerksamkeit gewidmet hatten und daher mit immer wachsender Sorge und mit trüben Befürchtungen in die nächste Zukunft blickten, und diese Wenigen waren auf das eigentliche Volk fast ohne allen Einfluß, weil sie dem praktischen Leben zu fern standen. Die zahlreiche römische Partei hingegen begrüßte das Concil mit Jubel, weil sie von ihm die Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen erwartete. Auf der Generalversammlung der katholischen Vereine, welche 1868 in Bamberg zusammentrat, wurden diese Hoffnungen mit den Worten ausgesprochen: „Entweder kommt das Heil der Welt vom Concil, oder die Welt ist nicht zu retten.“ Einzelne protestantische Gelehrte theilten jene sanguinischen Erwartungen in so fern, als sie glaubten, es werde Wesentliches zur Wiedervereinigung der Confessionen geleistet werden, während die Protestanten im Allgemeinen,

sowie ein großer Theil indifferenter Katholiken, die dem kirchlichen Leben längst entfremdet waren, dem Concil mit gänzlicher Gleichgültigkeit entgegensahen, oder doch nur mit so viel Interesse, wie man einem fernliegenden historischen Vorgange widmet.

Obgleich die Dogmatisirung der päpstlichen Unfehlbarkeit von Rom selbst nicht ausdrücklich als eine der dem Concil vorzulegenden Fragen bezeichnet worden war, so ließen sich doch schon früh einzelne Stimmen vernehmen, welche aussprachen: jene Lehre werde nicht nur unter den Vorlagen sein, sondern sie sei gradezu die einzige Ursache, weshalb man die Bischöfe zusammenberufe. Diese Vermuthung steigerte sich bis zur Gewißheit, als im Winter 1868—1869 die Vorbereitungscommissionen zusammentraten und als durch die in Rom weilenden deutschen Theologen aufs bestimmteste nach Deutschland berichtet wurde, unter den Vorlagen befinde sich wirklich die Frage der Unfehlbarkeit. Der ganze Plan des Concils wurde im März 1869 in der Augsb. Allg. Zeitung ans Tageslicht gezogen. „Gott werde Den segnen", sagte Darboy, der Erzbischof von Paris, „der diesen Plan veröffentlicht habe; das habe die Kirche gerettet." Diese Veröffentlichung rief nicht nur in der deutschen Gelehrtenwelt eine ungeheuere Aufregung hervor, sondern dieselbe pflanzte sich fort in alle Schichten der Gesellschaft, welche theils aus ihrer Indifferenz, theils aus ihrem ruhigen Vertrauen aufgeschreckt wurden. Zum ersten Mal ahnten nun Viele den Unterschied zwischen dem Ertragen der absoluten Alleinherrschaft des Papstes,

wie sie faktisch bestand, die Einzelnen aber wenig oder nie im praktischen Leben berührte, und der Annahme dieser Alleinherrschaft als einer von Christus geoffenbarten Glaubenswahrheit, ja als des Fundamentes aller übrigen Glaubenswahrheiten.

Für die Absichten des römischen Stuhles war es ein günstiges Zusammentreffen, daß in diesen Sommer das fünfzigjährige Priester-Jubiläum des Papstes fiel. Dasselbe wurde im Rheinland mit großem Glanze gefeiert, und der laute Jubel der römisch Gesinnten, in welchen die meisten anderen Katholiken aufrichtig und freudig einstimmten, übertönte die vereinzelten Stimmen der Warnung. Bei dieser Feier, welche gleichzeitig über den ganzen Erdkreis verbreitet war, trat wiederum die Idee der katholischen Einheit mit ihrem unbeschreiblichen Zauber an die Menschenherzen heran.

Je näher die Zeit des Concils heranrückte, desto kühner trat die Civiltà Cattolica aus ihrer zurückhaltenden Stellung hervor und verkündete laut, es sei der Wunsch „der großen Mehrheit der Gläubigen", daß das Concil die Lehren des Syllabus und die päpstliche Unfehlbarkeit proklamiren und festhalten möge, welche die Katholiken mit Jubel aufnehmen würden. Gegenüber einer solchen Sprache hielten in den einzelnen deutschen Diöcesen eine Anzahl Männer es für Pflicht, ebenfalls ihre Stimme zu erheben und sich entschieden gegen jene Wünsche zu verwahren. Sie entwarfen Adressen an ihre Bischöfe, um denselben ihre Ueberzeugungen und Wünsche darzulegen, ehe jene die verhängnißvolle Reise antraten.

Den Anfang machte die sogenannte Coblenzer Laienadresse, die, von Dr. Stumpf in Coblenz entworfen und in einer Besprechung mit Cornelius, Kampschulte und Reusch revidirt, den Bischöfen von Trier und Cöln zugesandt wurde, und welche der erste öffentliche, gemeinsame Schritt in der Concilsangelegenheit war. Die Bischöfe wurden in dieser Adresse gebeten, nicht auf jene Ideen, welche die Civiltà Cattolica fälschlich als die Sehnsucht der katholischen Christenheit bezeichne, einzugehen, sondern vielmehr ihre Thätigkeit den wirklichen Bedürfnissen der Zeit zuzuwenden: „In der Befreiung der Kirche von der Staatsgewalt, in der Herstellung einer selbständigen und harmonischen Bewegung der beiden Ordnungen, in denen nach Gottes Willen das Leben der Menschheit sich entfalten soll, in der organischen Regelung der Theilnahme der Gläubigen an der Gestaltung der kirchlichen Lebensbeziehungen, in der Zurückführung der getrennten Brüder zur Kirche, in der Bewältigung des socialen Elendes, im Aufsuchen der richtigen Stellung des Clerus und des einzelnen Christen zur allgemeinen Bildung und zur Wissenschaft, an diesen, das kirchliche Leben im weitesten Sinne umfassenden Aufgaben müht die Gegenwart in geistigem Ringen sich ab, und für ihre Lösung scheint sie sehnsuchtsvoll Hülfe und Beistand von dem vom göttlichen Geiste geleiteten, von der Einsicht der ganzen Kirche getragenen bevorstehenden Concil zu erwarten.“

Diese Adresse sprach ferner den Wunsch aus, es möge durch Wiedereinführung der National-, Provinzial- und Diö-

cesansynoden der kirchliche Geist neu belebt werden, und das Concil möge erklären, daß die katholische Kirche „mit dem Wunsche, die theokratischen Staatsformen des Mittelalters herzustellen, vollständig gebrochen habe“. Zum Schlusse betheuerten die Unterzeichneten, „als getreue Söhne der Kirche, in der Einheit mit ihr und ihrem Mittelpunkte, dem Stuhle zu Rom“ &c., leben und sterben zu wollen.

Der Erzbischof von Cöln antwortete sehr kühl und ablehnend und nahm speziell nur von den Schlußworten Notiz, indem er darauf hinweisend die Voraussetzung aussprach: daß die Unterzeichner die Beschlüsse des kommenden Concils, möchten dieselben mit ihren „Ansichten und Wünschen übereinstimmen oder nicht, in gläubiger und demüthiger Unterwerfung als Aussprüche des heiligen Geistes annehmen und verehren werden“.

Größeren Beifall, wie bei den Bischöfen, fand die „Coblenzer Laienadresse“ bei den Gesinnungsgenossen anderer Länder. „Ich vermag Ihnen kaum zu sagen“, schrieb Montalembert im Juli nach Coblenz, „wie sehr ich bewegt und entzückt wurde durch dieses glorreiche Manifest des Gewissens und der Vernunft der Katholiken. Ich glaubte einen Lichtstrahl inmitten der Finsterniß aufleuchten zu sehen und endlich eine männliche und christliche Sprache zu hören, inmitten der Deklamationen und Schmeicheleien, von denen wir betäubt sind“ u. s. w.

Um sich über den Gang der kirchlichen Ereignisse stets orientiren zu können, hielt Schwester Augustine gemeinschaft-

lich mit dem Pfarrer der Minoritenkirche und mit Professor Hilgers die Augsburger Allgemeine Zeitung. Außerdem wurden ihr von München aus oft Nachrichten zugesandt, welche sie alsdann den Bonner Freunden mittheilte. Alle ihre Gedanken und Gefühle, so weit sie nicht von ihren Berufspflichten in Anspruch genommen wurden, gehörten in jener Zeit dem Geschicke ihrer Kirche an, welches sie mit tiefer Sorge und mit den schlimmsten Befürchtungen erfüllte. Die Kraft und Lebendigkeit, mit der sie dachte und fühlte, spricht sich auch in ihren Briefen an die nächsten Freunde aus.

„Diesmal ist es wieder länger, als mir lieb, geworden“, schreibt sie am 23. August 1869 an Professor Cornelius, „daß ich Dir den Dank auch schriftlich ausspreche, welchen mein Herz Dir sagte, so oft ein Brief oder ein Büchlein von Dir ankam. In so öder, an erhebenden Ereignissen so armer Zeit, fahre ich mit besonderem Heißhunger immer drüber her und freue mich dann an so manchem Echo einer bessern, edlern Welt, was daraus mir wiederklingt. Was Du mir über Rom und die dortigen Zustände mitgetheilt, bildet keinen Mißton in der dortigen Harmonie, die der Unterwelt entstammt und in Rom eine Heimath gefunden. Wie gut, daß der liebe Gott uns nicht zumuthet, nach einer solchen Heimath sich zu sehnen. Michelis' ‚Unfehlbarkeit des Papstes‘ habe ich mit Herzensfreude gelesen, und auch die Brochüre von Liaño, die Du mir geschickt, hat vielen Beifall bei den wirklich frommen Gemüthern gefunden. Die Artikel der Augsburger Allgemeinen Zeitung des 19., 20. und 21. August sind vor-

trefflich, namentlich der letztere läßt uns klar in die Abgründe blicken, an deren Rand wir stehn. Hier am Rhein wird man doch nachgerade jetzt hoffnungslos und hält es für ein Gericht Gottes, das kommen muß und unsägliches Elend anrichten wird. Du hast wohlgethan, Dich einmal in die Wolken einzuhüllen; hier unten im Thale ist es gar so trübselig. Hielte mein schöner und mir so lieber Beruf mich nicht gefangen, gewiß ich hätte auf irgend einer Bergkuppel meine Behausung aufgeschlagen."

Um die Aufregung in den Diöcesen zu beschwichtigen, versammelten sich die Bischöfe im September 1869 in Fulda, von wo sie ein Schreiben an den Papst richteten mit der Bitte, daß die Theorie der päpstlichen Unfehlbarkeit nicht unter den Vorlagen des Concils sein möge. Zugleich erließen sie einen gemeinsamen Hirtenbrief an die Gläubigen, in welchem sie feierlich versprachen, daß sie auf dem Concil an Folgendem festhalten würden: Erstens „wird das Concil keine neuen und keine andern Grundsätze aufstellen, als diejenigen, welche euch Allen durch den Glauben und das Gewissen in das Herz geschrieben sind"; zweitens: „nie und nimmer wird und kann ein allgemeines Concil eine neue Lehre aussprechen, welche in der heiligen Schrift oder in der apostolischen Ueberlieferung nicht enthalten ist"; drittens: „wird nur die alte und ursprüngliche Wahrheit in klareres Licht gestellt werden".

Die Besorgnisse wurden durch diese Versicherungen der Bischöfe nur zum Theil zerstreut, und mancher Katholik, wel-

chem das Wohl und Wehe seiner Kirche naheging, blickte schweren Herzens in deren Zukunft.

„Hier in der Cölner Diöcese", schreibt Schwester Augustine im November 1869, „wird es einem wirklich doppelt schwer gemacht, noch einen glücklichen Ausgang des Concils zu erwarten, da der Erzbischof und die Jesuiten jeden Lichtstrahl mit ihren Geistesschwingen auslöschen. In Cöln hat dieser Tage ein Jesuit (P. Rive), öffentlich in der Predigt die Behauptung ausgesprochen: Wer die Unfehlbarkeit des Papstes nicht als Dogma anerkenne, begeht entschieden eine Todsünde."

Während der Monate, die dem Concil vorhergingen, hatte sich bereits ein heftiger, literarischer Kampf um die Unfehlbarkeitslehre entsponnen, an dem sich sogar Bischöfe betheiligten; Manning (Erzbischof von Westminster), Deschamps (Bischof von Mecheln) und Feßler (Bischof von St. Pölten) schrieben für, Dupanloups (Bischof von Orleans), Maret (Bischof von Sura) gegen die Unfehlbarkeit. Aus der großen Menge von Schriften, welche außerdem für und gegen die in Frage stehende Lehre bereits damals erschienen, waren Janus' „Der Papst und das Concil", Döllingers „Erwägungen für die Bischöfe des Concils über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit" und „Die Reform der römischen Kirche an Haupt und Gliedern" von Domcapitular Ginzel in Leitmeritz wohl die bedeutendsten.

„Für die Broschüre, sowie für den Commentar von Deiner Hand", schreibt Schwester Augustine im November 1869 an Professor Cornelius, „danke ich Dir herzlich. Ich bin noch am

Lesen des ‚Janus‘, und dann greife ich nach der Broschüre, die ich daher Hilgers und Lange einstweilen geliehen habe. Hilgers ist ganz entzückt über die Darstellung und den Inhalt selbst, meinte, daß das darin Gesagte das Beste sei, was seither erschienen. Ein ähnliches Urtheil fällte er vor einigen Wochen auch über den Janus. ‚Reform an Haupt und Gliedern‘ habe ich noch nicht gelesen, bin Dir daher sehr dankbar, wenn Du es mir schicken kannst und willst. Sollten die deutschen Bischöfe wirklich noch dessen fähig sein, worin sie sich in Fulda sollen vereinbart haben? ich glaube es nicht, gewiß das Salz ist längst zu schal geworden — man könnte die Seekrankheit bekommen, wenn man die Hirtenbriefe liest. Der liebe Gott muß ganz gewaltig den Boden der Kirche erneuern, wenn darauf es noch einmal grünen und blühen soll. Bei uns in den Klöstern ist natürlich dafür gesorgt, daß sie keinen Mißton bilden zu dem römischen Sanctus! Bei jeder neu erfundenen Andachtsübung wird's mir ganz unheimlich in dem Gedanken: wohin wird es eigentlich mit uns noch kommen?“

Ende November rüsteten sich die Bischöfe zur Reise. Cardinal Schwarzenberg wünschte dringend, daß auch Döllinger sich nach Rom begeben möge, und machte ihm daher wiederholt das Anerbieten, ihn als seinen Theologen zum Concil mitzunehmen. Döllinger lehnte indessen ab, sei es, weil er seine Anwesenheit in Deutschland für nothwendiger und für die Kirche erfolgreicher hielt als einen voraussichtlich nutzlosen Aufenthalt in Rom, sei es, weil die Reise und das

römische Klima zu angreifend für ihn war. Mit beweglichen Worten hatte Montalembert ihn gebeten, auf Schwarzenbergs Vorschlag einzugehen, um in Rom sein ganzes theologisches Ansehn und seinen ganzen persönlichen Einfluß aufzubieten gegen das Zustandekommen der Unfehlbarkeitslehre.

„Ueber den Brief des Montalembert habe ich mich um so mehr gefreut", schrieb Schwester Augustine am 28. November, „als ich ihn früher für einen zornigen Heiligen hielt. Wenn nur sein Wunsch in Erfüllung geht und Döllinger nach Rom wandert; allein seine wirklich köstlichen, so klar und bestimmt gefaßten ‚Erwägungen' machen ihn dort mehr als je zu einem ungebetenen Gaste."

Am 8. December 1869 wurde das Concil eröffnet. Die Geschäftsordnung, welche für das Concil entworfen und vom Papste bestätigt worden war, bestimmte, daß nur der Papst direkt dem Concil Vorschläge machen dürfe, während die Bischöfe ihre Anträge zuerst einer vom Papst ernannten Commission einreichen mußten, welche dieselben nach eingeholter Genehmigung des Papstes zur Kenntniß des Concils bringen durfte. Ferner war es den Bischöfen nicht gestattet, die schriftlichen Aufzeichnungen der Reden nach den Sitzungen einzusehen, zu prüfen und zu vergleichen, noch auch selbst etwas in Rom gegen die Unfehlbarkeitslehre drucken zu lassen.

Am 10. December wurde die erste Generalcongregation gehalten. Großes Aufsehen erregte in dieser ersten Sitzung daß kühne Auftreten eines Bischofs, der, von der türkischen Grenze kommend, fast Allen unbekannt war. Es war Stroß-

mayer, der Bischof von Bosnien und Syrmien, der in gewaltiger Rede gleich zu Anfang des Concils gegen die den Bischöfen aufgedrungene Geschäftsordnung protestirte, „durch welche alle Freiheit, alle ruhige Prüfung und Untersuchung von vornherein unmöglich gemacht sei". Er wurde von dem Präsidenten unterbrochen, weil er von einem Gegenstande rede, der bereits vom Papste entschieden sei und daher dem Concil nicht mehr vorgelegt werde. Dieser Vorfall erregte unter den französischen und deutschen Bischöfen tiefe Verstimmung. Fünfzig bis sechzig derselben reichten mit Stroßmayer einen schriftlichen Protest gegen die Geschäftsordnung ein, durch welche „reife Prüfung und vollste Discussionsfreiheit" gefährdet sei. Sie erhielten keine Antwort.

In Deutschland nahm die Spannung, mit der man den kommenden Ereignissen entgegensah, stets zu. Einige Gelehrte, vor Allen aber Döllingers Freund, Lord Acton, welche während des Concils in Rom anwesend waren und durch häufigen Verkehr mit einzelnen Bischöfen Gelegenheit hatten, die Entwickelung derselben genau zu verfolgen, sandten ausführliche Nachrichten über alle Vorgänge nach Deutschland, und zwar zunächst nach München.

„Herzlich danke ich Dir für Deine drei interessanten Briefe", schreibt Schwester Augustine am 14. December an Professor Cornelius, „deren Inhalt freilich im großen Ganzen nur leider geeignet ist, das so düstere Bild der kirchlichen Zukunft täglich uns näher zu bringen und schauerlich zu vervollstän-

digen. Wir hoffen und wünschen mit ganzer Seele das wirklich Heilbringende und greifen deshalb nach jedem Lichtstreifen, sonst würden wir den bereits gemachten Erfahrungen zufolge noch trostloser dastehn. Du wirst sehn, daß es dort zum Aergsten kommt und der halb gute und feste Wille so mancher Bischöfe bald in der römischen Luft erstickt sein wird. Davon müssen die Jesuiten auch schon erfreuliche Zeugnisse haben, denn hier aller Orts, sogar in Cöln, predigen sie mit fröhlicher Zuversicht über das Dogma der Unfehlbarkeit und zwar mit der Drohung, ‚Derjenige begehe eine Todsünde, welcher nicht an dieses Dogma glaube'. Sollte man sie nicht von der Kanzel herunterwerfen? Dann sage ich mir auch, wird dieser Wechselbalg von Dogma auch nicht zur Welt kommen, dann bleibt's im Ganzen, wie's fast immer in Rom gewesen, und somit die Kirche in ihrem glänzenden Elende liegen. Wie denn man sich selbst doch immer der Nächste ist, so werde ich dann die Ehre haben, in unserer großen Nancyer Klostergemeinde als Pontius Pilatus im Credo zu figuriren. Was für Reden werde ich noch auszuhalten haben, und was für Zumuthungen werden mir gestellt werden, von denen ich gewiß keine einzige werde erfüllen können. — Dies macht mir mehr Sorge als meine Gesundheit, die allerdings in schlechten Heften ist. Hätte ich die derbe, zähe Lasaulx=Natur nicht, wäre ich längst begraben. Aber da ich diese habe, so überwinde ich gewöhnlich wieder den bösen Husten, der auch wieder jetzt im Abzug ist. Daß unser vortrefflicher Herr Probst Döllinger nicht nach Rom geht, ist mir wirklich lieb. Er hätte

in solchem Collegium doch nichts ausgerichtet und seinen guten Namen leicht dadurch verpfändet."

Im December verbreitete sich plötzlich unter den Bischöfen das Gerücht, die Lehre von der Unfehlbarkeit solle durch Zuruf anerkannt und verkündet werden. Dieses Gerücht war für die Minorität um so beunruhigender, als eine überaus große Anzahl der versammelten Bischöfe von Anfang an entschlossen war, allen Wünschen und Absichten des Papstes unbedingt zuzustimmen. Die Majorität war hauptsächlich so übermächtig durch die zahlreichen italienischen Bischöfe, für welche in der Erhöhung des Papstthums gleichzeitig ein Triumph ihrer Nation über die anderen Völker liegen mußte, und durch die große Menge der Bischöfe in partibus, welche der Papst nach seinem Gutdünken während der letzten Jahre (von 1867—1869 nicht weniger wie 89) ernannt hatte. Ohne die Lehre und Ueberlieferung eines Theiles der Kirche zu vertreten, waren diese Bischöfe in partibus ebenso stimmberechtigt, wie die wirklichen Bischöfe und daher in ihrer unbedingten Ergebenheit gegen die Unfehlbarkeitslehre, um derentwillen sie größtentheils zu ihrer Würde erhoben worden waren, eine nicht zu unterschätzende Macht auf dem Concil.

Darboy erklärte, falls jenes Gerücht sich verwirklichen sollte, so werde er und mit ihm 100 andere Bischöfe Rom verlassen, „um das Concil in den Sohlen ihrer Schuhe mitfortzunehmen". Ihre Befürchtung erwies sich jedoch als grundlos, mochte man nun die Absicht, das Dogma durch einen solchen Gewaltsakt ins Leben zu rufen, gar nicht gehegt, oder

sie angesichts einer so über Erwarten zahlreichen Opposition fallen gelassen haben.

In dem ersten Schema, welches dem Concil vorgelegt wurde, de fide, war die Unfehlbarkeitslehre noch nicht enthalten; trotzdem rief dasselbe lebhaften Widerspruch hervor und gab Gelegenheit zu ergreifenden Schilderungen, welche einzelne Bischöfe über die stets zunehmende Centralisation entwarfen, „welche das Leben der Kirche ersticke" und eine Einheit erziele, die nicht auf innerem Einklange, sondern auf „äußerem, geisttödtendem Zwange" beruhe. „Sage Carl", schreibt Schwester Augustine im December an Frau Cornelius, „dem heutigen Artikel der Augsb. Zeitung zufolge, stände es ja unter Null in Rom, vielleicht grade deshalb gut, weil die Gedanken Vieler offenbar geworden. Dieser Tage las ich das Sendschreiben des Bischofs von Orléans, das einem schon Freude machen kann, indem die deutschen Erzbischöfe noch nicht 'mal fähig dazu wären."

Dupanloups, der von dem Erzbischof von Mecheln heftig wegen seiner oppositionellen Stellung war angegriffen worden, hatte eine Erwiderung auf diese Angriffe geschrieben, deren Druck ihm in Rom verweigert wurde. Der gelehrte Oratorianer Gratry nahm in der Folge die Vertheidigung der Ansichten Dupanloups' auf und veröffentlichte eine Anzahl von offenen Briefen an Deschamps, in denen er bewies, daß die Unfehlbarkeitstheorie einzig auf Sagen und Fabeln beruhe, welche während des Mittelalters theils unbewußt, theils durch bewußte, wissenschaftliche Fälschungen als die

Lehre und Schriftauslegung der Kirchenväter seien hingestellt worden.

Das Jahr 1870 wurde von den Bischöfen der Majorität mit Ueberreichung einer Adresse an den Papst begonnen, in der sie baten, er möge das Concil veranlassen, über die Unfehlbarkeitsfrage zu beschließen. Diese Adresse ging aus von zwei Deutschen, Bischof Martin von Paderborn und Bischof Senestrey von Regensburg. Hierauf reichten 137 Bischöfe der Minorität eine von Rauscher und Darboy verfaßte Gegenadresse ein, deren Annahme der Papst verweigerte. Aus den rheinischen Städten liefen hierauf Zustimmungsadressen an die opponirenden Bischöfe ein, um ihnen für ihren Widerstand zu danken und sie darin zu festigen.

Die deutschen Bischöfe, mit wenigen Ausnahmen, schreckten innerlich selbst zurück vor den Consequenzen ihrer eigenen kirchlichen Richtung, die ihnen nun auf dem Concil mit immer gebieterischeren Forderungen entgegentraten; die Stimme ihres Gewissens, ihre wissenschaftlichen Ueberzeugungen, die Stimmen, welche warnend aus der deutschen Heimath herübertönten, erregten ihnen ernste Bedenken, aber sie konnten ihnen nicht jene unbeugsame Festigkeit verleihen, die nur aus der klaren Erkenntniß einer unabweisbaren Pflicht und aus der Entschlossenheit, dieselbe ohne Rücksicht auf die Folgen zu erfüllen, hervorgehen kann. Sie wehrten sich in ihren Reden wahrhaft verzweifelt gegen das Dogma, welches sie als „unerhörte Neuerung, als Verbrechen gegen die Kirche, als einen Akt des Selbstmordes bezeichneten, sie opponirten fortwährend

gegen die Geschäftsordnung und klagten gegen die Gewalt, die man ihnen anthue. „Sie müssen hier bleiben“, sagte z. B. einer derselben zu dem Theologen des Cardinals Hohenlohe, Professor Friedrich, der von Rom abreisen wollte, „Sie müssen hier bleiben, denn es ist nothwendig, daß die Männer der Geschichte zu Gericht sitzen über dieses perfide Treiben.“ Nach Deutschland hin aber thaten dieselben Bischöfe bereits damals Alles, um dort den Widerstand gegen die Unfehlbarkeit zu bekämpfen und um die ihnen lästigen Stimmen der Warnung zum Schweigen zu bringen. Unter Androhung der Excommunikation wurde z. B. Professor Michelis alles und jedes Schreiben in Concilsangelegenheiten untersagt. „Das abscheuliche, anmaßende Schreiben des ** an den guten Michelis hat mir in der That die Schamröthe ins Gesicht getrieben, in dem Bewußtsein, daß ** ein Coblenzer ist“, schreibt Schwester Augustine an Professor Cornelius; „da siehst Du wieder, wie solche Leute das Gottvertrauen verstehn, auf das er Dich bei seinem Besuche hingewiesen.“

Den größten Unwillen erregte es unter den Oppositionsbischöfen, als Döllinger mit Bezug auf die Adresse der Majorität, die zur Entscheidung hindrängte, „Einige Worte“ über die Unfehlbarkeit schrieb und sich darauf berief, daß er den Glauben vertrete, welchen der Hauptsache nach auch die deutschen Bischöfe lehrten. Der Erzbischof von Cöln und der Bischof von Mainz trugen darauf an, man solle eine gemeinsame öffentliche Erklärung gegen Döllinger erlassen, ohne daß die Bischöfe und einige Andere auf diesen Vorschlag eingingen.

Der Bischof von Mainz veröffentlichte hierauf für seine Person eine Erklärung, in der er sich feierlich von Döllinger lossagte.

„Soeben sagt die Augsb. Zeitung", schreibt Schwester Augustine an Professor Cornelius, „daß dem Münchener Erzbischof aufgegeben worden sei, den Theologen die Vorlesungen von Döllinger zu verbieten; hoffentlich ist dies unwahr, — wenn nicht, dann fühlt man sich versucht zu dem Wunsche, daß Feuer vom Himmel über diese Zunft daherfahre."

Von den katholischen Docenten der Universität Bonn wurde Döllinger Dank und Bewunderung wegen seines Kampfes für die Wahrheit des katholischen Glaubens ausgesprochen.

„Eine Adresse von hier wird dieser Tage an Döllinger abgehen", schreibt Schwester Augustine im Januar, „— — Hilgers hätte sie wärmer gehalten. ‚Die Erwägungen von Döllinger', sagt Hilgers immer, ‚sind mir mehr wie alles andere Erschienene tief ins Herz gewachsen.'"

In Bonn unterschrieben alle katholischen Docenten, mit Ausnahme Walthers und der Theologen Floß, Kaulen, Roth und Simar. Beim Sammeln der Unterschriften ereignete sich ein Vorfall, der Schwester Augustine tief indignirte; sie schreibt darüber an Hilgers: „Bitte, Bitte, lassen Sie doch — — diese Zeilen abschreiben und mir zurückstellen; mittelst des Briefkastens gelangt es an Neußer zum Druck — ‚Tollkühne!' wird wohl meine Antwort lauten? —: ‚Da ein Lehrer der akademischen Jugend Seitens derselben vor Allem der rechten Würdigung seiner Gesinnung bedarf, so hält ein Freund der

Wahrheit es für seine Pflicht, folgende Thatsache zu veröffentlichen: Herr Professor ** verweigerte seine Unterschrift der Anerkennungsadresse, welche von den hiesigen Docenten an Herrn Stiftsprobst von Döllinger gesendet wurde. Gleichzeitig schrieb er aber an Letzteren, daß er seine Unterschrift unter besagte Adresse nicht gezeichnet, weil dieselbe zu wenig anerkennend sich ausgesprochen hätte.'"

Im Januar wurde dem Concil das zweite Schema, de ecclesia Christi, vorgelegt, und in diesem Schema war die ganze Lehre von der Unfehlbarkeit, sowie die Nothwendigkeit der weltlichen Herrschaft des Papstes, zwar nur indirekt, aber unverkennbar, ausgesprochen. Die Bischöfe der Opposition beschlossen aus diesem Grunde, dieses Schema energisch zu bekämpfen; zugleich aber zogen sie sich auf einen Standpunkt zurück, der, wo es sich um eine Entscheidung zwischen Wahrheit und Unwahrheit handelt, der unhaltbarste von allen ist, indem sie nämlich als Grund ihrer Opposition die Inopportunität der Unfehlbarkeitslehre angaben. Nur Wenige sprachen ihre unbedingte Verwerfung jener Lehre aus, und von diesen Wenigen selbst waren schon damals nur Einzelne mehr entschlossen, unbekümmert um die möglichen Folgen, an ihrem Widerstand festzuhalten. Der Gedanke an die Möglichkeit eines Schisma war das Gespenst, welches stets vor ihrer Seele schwebte und sich drohend erhob, so oft es sich um einen entscheidenden Schritt auf dem Concil handelte. Je wankender indessen die Minorität wurde, desto entschlossener trat die siegreiche Gegenpartei auf.

Zu einem heftigen Zusammenstoß kam es, als in der Sitzung am 22. Februar Erzbischof Heynald aussprach, die Uneinigkeit innerhalb der Kirche sei die Folge der Sucht, neue Dogmen zu machen; die Bischöfe möchten ihre Pflicht statt dessen in der Bewahrung der alten Lehre suchen, in der die Kirche sich glücklich befunden habe. Kaum hatte Heynald so weit geredet, als ein gewaltiger Sturm der Entrüstung unter der Majorität losbrach; von allen Seiten drangen laute Zurufe und Schmähungen auf den Erzbischof ein, der Präsident entzog ihm das Wort und schloß die Sitzung. Aehnlich erging es einige Wochen später Stroßmayer, der darauf unter Gutheißung der anderen Bischöfe seiner Partei seine „Verwahrung" gegen die in „der Kirche Gottes unerhörte Art Dogmen zu machen" schrieb.

Im März wurde eine neue Geschäftsordnung eingeführt, welche noch mehr wie die erste alle Macht in die Hände der Majorität legte; auf Antrag von 10 Bischöfen konnte von nun an durch Beschluß der einfachen Majorität jeder Berathung ein Ende gemacht und die endgültige Abstimmung herbeigeführt werden. Wiederum protestirten die Bischöfe der Minorität, und wiederum fügten sie sich.

„Zum ersten Male", heißt es in ihrer Denkschrift, „seit es Concilien gibt, hat man Bischöfe eines wesentlichen und unveräußerlichen Rechtes beraubt — des Rechtes der freien Rede über Glaubensfragen; man zwingt uns, zu stimmen, aber man will uns nicht gestatten, unser Votum zu motiviren, Zeugniß abzulegen von der Lehre unserer Kirche.

Wir können schriftliche Bemerkungen einreichen, aber Niemand erhält von ihnen Kenntniß als die Deputation der Vierundzwanzig; für das Concil selber, für unsere Mitbischöfe können wir Nichts thun u. s. w."

„Der Protest ist abgefaßt und unterschrieben", heißt es in einem Briefe der Schwester Augustine vom 9. März, „bereits von den 40 französischen Bischöfen. Das ist doch eine werthvolle That! gebe nur Gott, daß die deutschen uns keine Schande machen und alle so sind, wie die armseligen Bischöfe, die wir kennen. Von ** habe ich nie etwas Besseres erwartet, — wollte er doch vor 12 Jahren durchaus bei den Jesuiten eintreten, und wurde nur durch seiner Mutter dringende Bitten davon abgehalten. Unser *** und manche Andere machen uns wahrlich auch keine Ehre. Mit Dir sage ich auch sehr gern: Es leben die Kroaten! Gott sei Dank, daß in unserer Zeit Alles in die Oeffentlichkeit tritt und somit die Erbärmlichkeit und die Gemeinheit auch schnell ihren verdienten Galgen findet. — Den 3. Brief Gratry's habe ich gestern mit wahrem Jubel durchgelesen — über die Stelle des Pater Fabers weiß man aber nicht, ob man lachen oder weinen soll."

Während des Frühjahrs 1870 mehrten sich die warnenden Stimmen aus allen Theilen Europa's, welche der Curie endlose Wirren verkündeten, wenn sie in ihrem Beginnen nicht innehalten würde. Hohenlohe's Aufforderung an die deutschen Regierungen zu einem gemeinsamen Schritt hatte keinen Anklang gefunden; dagegen liefen Denkschriften der preußischen, bayrischen, österreichischen, portugiesischen und französischen

Regierungen ein, in welchen erklärt wurde, man werde die kommende Definition der päpstlichen Unfehlbarkeit für unvereinbar halten mit der staatlichen Autorität und sich dagegen zu vertheidigen wissen. In Berlin wurde bereits damals an dem Entwurf zu einem Gesetze wegen der Austreibung der Jesuiten gearbeitet. Aus der katholischen Kammerfraktion des preußischen Landtages erging ein dringendes Schreiben an Erzbischof Melchers, man möge die Unfehlbarkeit nicht definiren; auch Walther aus Bonn schrieb ihm in gleichem Sinne.

Anfangs Juni, als wiederum ein Bischof der Minorität, Maret, in seiner Rede durch den Präsidenten unterbrochen worden war, und als die Majorität den gewaltsamen Schluß der Verhandlungen durchgesetzt hatte, überlegten die Bischöfe ernstlich, ob sie sich von nun an allen Antheils an den Debatten enthalten und nur zum Schluß ihr Non placet aussprechen, oder ob sie einfach einen schriftlichen Protest gegen das erlittene Unrecht einreichen sollten. Sie entschlossen sich zu dem letzteren, welchem der Erzbischof von Cöln die Unterschrift versagte. Die Bischöfe erschienen demnach wieder in den Sitzungen und betheiligten sich nach wie vor mit gleicher Erfolglosigkeit an den Debatten. Durch stetes Nachgeben und Definiren von Sätzen, in denen die Unfehlbarkeitslehre indirekt enthalten war, schritten sie fort von Compromiß zu Compromiß. „Täglich wird meine Furcht größer und die Hoffnung kleiner, daß die Wahrheit über die Lüge einen im äußeren Leben auch sichtbaren Sieg erkämpfen werde“, schrieb Schwester Augustine um jene Zeit.

Während sie mit lebhafter, sorgender Theilnahme dem Geschicke ihrer Kirche folgte, wurde sie in jenem Frühjahr durch einen Ruf der Generaloberin nach Nancy beschieden, um dort an den Exercitien theilzunehmen. Niemals wurde es ihr innerlich so schwer, diesem Rufe Folge zu leisten, wie in diesem Jahre, wo die kirchlichen Gegensätze aufs äußerste gespannt waren. Sie fürchtete, man werde jetzt schon, ehe noch die Entscheidung wegen der Unfehlbarkeitslehre von Rom aus gekommen sei, im Orden den Versuch machen, sie zur Ablegung eines Glaubensbekenntnisses zu zwingen.

Wenn diese Erwartung sich auch nicht erfüllte, so ließ hingegen ein Vorfall, der sich in Nancy ereignete, sie mit erneutem Widerwillen von der religiösen Richtung ihres Ordens sich abwenden. Gegen Ende der Exercitien erschien die Generaloberin im Kreise der versammelten Schwestern und theilte ihnen mit, es sei gelungen, ein sehr getreues Bild der verstorbenen Schwester ** aufzufinden, welches sie ihnen zeigen werde. Diese Ankündigung rief eine freudige Bewegung hervor, denn die Verstorbene war eine sehr verehrte und beliebte Mitschwester gewesen, welche fast alle anwesenden Oberinnen noch gekannt hatten. Alle drängten sich um ihre chère mère, um das Bild zu schauen; plötzlich stoßen die Vorderen einen lauten Schrei des Entsetzens aus und prallen zurück, die Anderen drängen nach und erschrecken nicht weniger laut und heftig. Schwester Augustine, welche weiter zurückgestanden hatte, trat nun ebenfalls verwundert nahe und erblickte das verheißene Porträt: einen Todtenschädel, den sich die Generaloberin bei

Gelegenheit des Umgrabens des Kirchhofes aus dem Grabe jener Schwester verschafft hatte.

Schwester Augustine war zunächst zu empört, um Worte finden zu können. Vor ihrer Abreise aber, als die Rede auf jenen Vorfall kam und die Generaloberin über die große Erbauung sprach, die jener überraschende Anblick gewährt habe, konnte Schwester Augustine nicht umhin, zu bemerken, sie für ihre Person habe keinen Sinn für dergleichen Erbauungen, die im Grunde nur Erschütterungen der Nerven seien; übrigens sei es eine Vermessenheit gewesen, den Schwestern, unter denen sich mehrere sehr alte und kranke befanden, einen solchen plötzlichen Schrecken zu verursachen; einzelne hätten noch lange nachher vor Aufregung gezittert und geweint, ohne zu wagen, der Generaloberin ihre Entrüstung auszusprechen. Hierauf versicherte diese wiederum, die Erbauung sei dennoch allgemein gewesen, und fügte dann unwillig hinzu: „Mais vous restez donc toujours la même Sœur Augustine, qui sent et parle toujours tout autrement que toutes les autres!“

Körperlich und geistig leidend kam Schwester Augustine im Mai von dieser Reise zurück und berichtete darüber an ihre Freundin Frau Cornelius: „Jetzt will ich Dir aber auch sagen, wie es mir ergangen und wie froh ich bin, wieder hier zu sein. Unglücklicherweise war es grade ein sehr heißer Tag, als ich hier abfuhr, und so kam ich Abends todtmüde in Luxemburg an. Ich blieb mit Clementinen 4 Tage dort zusammen und lebten wir ziemlich friedlich zusammen, da wir von Allem sprachen, aber nicht vom unfehlbaren Papst, wobei

wir uns unfehlbar auf Leben und Tod entzweit haben würden. — Als ich von Luxemburg abfuhr, hatte ich mich ziemlich erholt; allein eine ganz fürchterliche Hitze zog mit mir in Nancy ein und dauerte so lange wie die Retraite. Denke Dir, 10 Tage lang in niedrigen, nicht sehr großen Stuben 95—100 Personen zusammen und den ganzen Tag hindurch schweigen, aber hören: täglich 4 Predigten und die übrige Zeit mit Gebet und Betrachtung ausgefüllt! Wie oft sah ich unwillig den dicken Jesuitenpater an und dachte: dein Glück ist es, daß ich dich nur zu hören habe, nicht antworten darf! Meine Randglossen, die ich im Stillen machte, halfen mir oft über den Aerger über das Gesagte hinweg, und so gelangte ich endlich zur Stunde der Erlösung, freilich in recht elendem körperlichem und geistigem Zustande, der erst sich besserte, als mich die Eisenbahn durch die Wälder und Wiesen trug. — — Die römischen Angelegenheiten schritten indeß langsam fort, ohne eine Entscheidung herbeigeführt zu haben, die freilich noch immer früh genug kommt."

Im Laufe dieses Monats wurde an die Bischöfe das Schema von dem Primate und der päpstlichen Unfehlbarkeit vertheilt, und die Verhandlungen darüber zogen sich durch den ganzen folgenden Monat Juni hin. Die bemerkenswertheste Rede über diese Vorlage war die des Erzbischofs von Bologna, Cardinal Guidi, welcher bewies, daß die vom Episkopat getrennte und persönliche Infallibilität des Papstes bis zum 14. Jahrhundert einschließlich ganz und gar unbekannt gewesen sei und daß man vergebens in Bibel und Tradition Beweise

für dieselbe suche; sogar aus den Werken der berühmten Jesuiten Perrone und Bellarmin gehe klar hervor, daß die Päpste aus sich allein nie Dogmen definirt, nie aus sich allein eine Irrlehre verdammt hätten. Diese Rede rief wiederum lauten Tumult unter den Gegnern hervor; Guidi, der dem Dominikanerorden angehörte, wurde seiner persönlichen Freiheit beraubt und auf alle Weise zur Unterwerfung gedrängt.

„Die berühmte Rede des Erzbischofs von Bologna", schreibt Schwester Augustine in einem ihrer Briefe, „war mehr wie ein Schlag ins Wasser — er ist deshalb vom Papst auch schon hart angelassen worden." — „Vor dem Cardinal Guidi möchte ich mich auf die Kniee niederlassen", schreibt sie in einem anderen Briefe, „wenn er nur nicht ein so klägliches Ende nimmt, wie der arme Pater Hötzel." Letzterer, ein Franziskaner aus München, hatte es gewagt, Döllinger gegen die Angriffe seiner Gegner zu vertheidigen; er war darauf nach Rom citirt und dort zum Widerruf gezwungen worden; die Bischöfe der Opposition, welche er um Rath frug, bedeuteten ihm, in seiner Stellung könne er nichts Anderes thun, wie sich fügen.

Am 14. Juni redete der Bischof von Ermland und erinnerte daran, daß die h. Schrift nicht Petrus und in der Folge den Papst, sondern Christus und dann die Apostel und Propheten zum Fundament der Kirche mache. Um dieselbe Zeit veröffentlichte der Erzbischof von St. Louis, Kenrick, eine Schrift gegen die Unfehlbarkeit, die er als unvereinbar mit dem bischöflichen, von Gott selbst verliehenen Richteramt dar=

stellte, ferner als eine durchaus neue Lehre, die weder in der h. Schrift, noch in der Tradition zu finden sei. Er sagte voraus, daß unsägliches Elend und unzählige Wirren die Folgen der neuen Lehre sein würden. Jene Männer aber, fügte er hinzu, welche ihre Stimme erhoben und die Gläubigen gemahnt hätten, daß keine Neuerungen in Glaubenssachen erlaubt seien, würden „darum eines ewigen Gedächtnisses würdig sein und Ruhm bei Gott erlangen".

Eine ergreifende Schilderung entwarf ein anderer Kirchenfürst, der Erzbischof von Halifax, von dem Unrecht, das den Bischöfen solle zugefügt werden. „Wir Bischöfe", sagte er, „haben kein Recht, für uns und alle unsere Nachfolger den angestammten, uralten Rechten des Episkopates zu entsagen, zu verzichten auf die Verheißungen Christi: ‚Ich bin bei Euch bis ans Ende der Welt.' Jetzt aber will man uns zu Nullen machen, will man das edelste Juwel aus dem hohenpriesterlichen Brustschilde der Bischöfe herausbrechen, die vornehmste Prärogative ihres Amtes ihnen entwinden, und soll die ganze Kirche und die Bischöfe mit ihr in eine Schaar von Blinden verwandelt werden, in der nur ein einziger Sehender sich befindet, die dann freilich mit geschlossenen Augen glauben müssen, was dieser Eine sagt."

„In Rom sieht's immer noch miserabler aus", berichtete Schwester Augustine an eine Freundin, „deßhalb für die wirkliche Kirche desto besser — immer sichtbarer wird die Hand Gottes in der Concilsangelegenheit, und somit tritt

immer entschiedener die Opposition auf. Gratry's 4. Brief ist erschienen. Hilgers hat vorgestern uns wieder ein schmerzensreiches Bild der Gegenwart entrollt, aus welchem düsteren Hintergrunde er die Lichtgestalt des lieben, theuern Erlösers hervortreten ließ, dem man hätte weinend zu Füßen sinken mögen, ihn bittend, er möge es nicht mehr Abend werden lassen."

Viele und energische Reden wurden noch den Bischöfen der Opposition gegen die Unfehlbarkeitslehre gehalten, und dessenungeachtet nahmen sie zu derselben Zeit den Satz über „das Princip der Freiheit", in dem die Unfehlbarkeit zwar indirekt, aber klar ausgesprochen war, fast einstimmig an.

„Nie habe ich so sehnsuchtsvoll nach Norden geblickt", schreibt Schwester Augustine in jenen Tagen, „als eben jetzt, wo es im Süden so miserabel aussieht. — — — Nein, nein, nicht eine Spur reinen Christenthums ist mehr dort zu finden. — Acton hat Rom verlassen, er hat aber gesagt, daß die Briefe nicht ferner ausbleiben. Denen zufolge geht die Sache den gewohnten Gang, und werden alle Gemüther fortwährend zwischen Hoffnung und Furcht hin und her gezerrt. Was das Endresultat sein wird, weiß Gott allein."

„Herzlichen Dank für Deine beiden interessanten Briefe," schreibt sie am 21. Juni an Professor Cornelius, „deren Inhalt aber nur zu sehr geeignet ist, einem das Herz schwer zu machen. Die Frage des A. an Kenrick deutet auf noch unklarere Stellen, als diejenigen bereits, in welche das Auge der Oeffentlichkeit schon mit Mißachtung (um nicht zu sagen

mit Verachtung) geblickt hat. — Wie wohl thut mir daher die Antwort, daß man Alles sagen und mit der Wahrheit kämpfen müsse. Das ist gewiß die beste Waffe gegen das schamlose Lug- und Truggewebe auf römischem Boden. Jede Nachricht von der Seite her ist immer wieder ein Beitrag zur Vervollständigung des Zerrbildes von einem Katholicismus, dem alles Christenthum längst abhanden gekommen ist. Die armen Bischöfe der Opposition sind wirklich in sehr schlimmer Lage, in welcher gewiß lange nicht alle die Farbe halten werden. Die Erbärmlichkeit des ** kannte man hier längst, und so wurde uns die Enttäuschung erspart. Das Betragen und die Erklärung des *** ist wirklich unter Null — sind das Kirchenfürsten! Wenn **** wirklich zum Stehn und Aufschauen auf der begonnenen abschüssigen Bahn gekommen ist, dann kann man sich ja nur darüber freuen; aber wie schwer wird uns das Vertrauen auf solche Herren gemacht! — Daß Deine Befürchtung hinsichtlich der baldigen Proklamation am 29. sich verwirklichen wird, lassen uns die letzten Zeitungsnachrichten kaum mehr bezweifeln. Daß aber zur Reform der Kirche dieselbe nothwendig ist, will mir nicht klar einleuchten."

Der 29. Juni, das Fest der Apostel Petrus und Paulus, ging vorüber, ohne die gefürchtete Verkündigung der Unfehlbarkeitslehre zu bringen. „Mit sehr bang klopfendem Herzen sah auch ich dem 29. entgegen", schrieb Schwester Augustine am 9. Juli an Professor Cornelius. „Er ist nun vorübergegangen, aber nicht die Gefahr, daß der wirkliche Unglücks-

tag herankbrechen wird. — — — Acton hat aber vortrefflich für die Fortsetzung der römischen Briefe gesorgt, die doch einen unberechenbaren Werth haben. Gottlob, daß der Papst den nicht auch mundtodt machen konnte wie seine Prälaten. Der arme Hilgers liegt natürlich sehr am Boden und hofft für die Professoren persönlich nur noch Schutz Seitens der Regierung, die ja auch es vorzieht, mit dem sogenannten katholischen Volke es zu halten, statt mit den gebildeten Katholiken, mithin wenig Schutz bietet. Euch Allen die herzlichsten Grüße, sowie auch dem Herrn Stiftspropst Döllinger, der doch redet, wenn seine Feder auch zum Schweigen verurtheilt ist."

Im Juli sollte es endlich zur definitiven Abstimmung kommen. Am Vorabende des entscheidenden Tages, des 13. Juli, versammelten sich 70 Bischöfe der Minorität, um sich auf die kommende Sitzung vorzubereiten.

520 Bischöfe erschienen in letzterer, von denen 300 Placet, 88 Non placet, 62 Placet juxta modum stimmten; außerdem enthielten sich 70 Bischöfe der Abstimmung*).

Am 15. Juli begab sich eine Deputation der Minorität zum Papst, um ihn zu bitten, sich an der Erklärung der Bischöfe der Majorität als einer Bezeugung der Hingabe und Ehrfurcht genügen zu lassen, ohne sie als Dogma zu be-

*) Nach Manning („Die wahre Geschichte des Vatikanischen Concils") beläuft sich die Zahl der erschienenen Bischöfe auf 601, von welchen 451 für das Dekret, 88 dagegen und 62 juxta modum gestimmt hätten.

stätigen, oder doch wenigstens mit dem Zusatze, daß nur jene päpstlichen Entscheidungen unfehlbar seien, „welche gestützt sind auf das Zeugniß der Kirchen". Bischof Ketteler warf sich dem Papst zu Füßen und flehte ihn kniefällig an, er möge nicht unsägliches Unheil über die Kirche heraufbeschwören. Auch diese letzte gemeinsame Anstrengung der Bischöfe zur Rettung des alten Glaubens blieb erfolglos. Sie reichten darauf am 17. Juli einen feierlichen Protest ein, in dem sie die verneinende Stimme, welche sie „gedrängt durch ihr Gewissen und aus Liebe zur Kirche", am 13. Juli abgegeben, „erneuerten und bestätigten". Zugleich sprachen sie in diesem Proteste (welchem Melchers und Ketteler die Unterschrift versagten), aus, daß sie nur aus kindlicher Ehrfurcht gegen den Papst sich der Theilnahme an der feierlichen Promulgationssitzung enthalten würden, um nicht genöthigt zu sein, dem Papst „ins Angesicht zu widerstehen" in einer Sache, die dessen Person betreffe. Hierauf verließen sie Rom.

Am 18. Juli wurde das Dogma vom Papste bestätigt und feierlich verkündigt. Es lautete: „Im treuen Anschlusse an die vom Beginn des Glaubens stammende Tradition, zum Ruhme Gottes, unsres Erlösers, zur Erhöhung der katholischen Religion und zum Heile der christlichen Völker lehren Wir unter Zustimmung des heiligen Concils und erklären für ein göttlich geoffenbartes Dogma: daß der römische Papst, wenn er von seinem Lehrstuhle aus spricht, d. h. wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirt und Lehrer aller Christen, kraft seiner höchsten apostolischen Gewalt eine von der ge-

sammten Kirche festzuhaltende, den Glauben oder die Sitten betreffende Lehre entscheidet, vermöge des göttlichen, im heiligen Petrus ihm verheißenen Beistandes, jene Unfehlbarkeit besitzt, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche in Entscheidung einer den Glauben oder die Sitten betreffenden Lehre ausgestattet wissen wollte, und daß daher solche Entscheidungen des römischen Papstes aus sich selbst, nicht aber erst durch Zustimmung der Kirche unabänderlich sind. So aber Jemand dieser Unsrer Entscheidung zu widersprechen wagen sollte: der sei im Bann."

Die Versammlung am 18. Juli war die letzte des Concils; dasselbe wurde zwar nicht geschlossen, aber wegen der drückenden Sommerhitze und dem Ausbruche des Krieges vertagt; zwei Monate darauf wurde Rom von den Italienern eingenommen und somit der letzte Rest der weltlichen Herrschaft des Papstes zerstört.

XIII.

Die Zeit nach dem Concil, 1870—1872.

Obgleich das Ergebniß der Concilsverhandlungen fast mit Gewißheit konnte vorausgesehen werden, so fühlten sich dennoch die Gegner der päpstlichen Unfehlbarkeit bis in ihr innerstes religiöses Leben von dem Schlage getroffen, mit dem man die 1800jährige Verfassung der katholischen Kirche vernichtet hatte. Der erste Akt des großen kirchlichen Trauerspiels war zu Ende gespielt; der Schauplatz des folgenden, noch ergreifenderen Aktes sollte nunmehr Deutschland werden.

Die deutschen Bischöfe hatten zwar, mit wenigen Ausnahmen, das Concil unter feierlichem Protest verlassen und somit die Gültigkeit der Beschlüsse, die nur auf deren Einstimmigkeit beruhen konnte, zunächst vereitelt; allein das Vertrauen auf ihre dauernde Widerstandskraft war in Deutschland zu sehr erschüttert, um Trost gewähren zu können. Gleichsam „betäubt", wie Bischof Crementz schrieb, waren sie von Rom geschieden; „dunkel und räthselhaft" war ihnen der Ausgang

des Concils erschienen. Das einzige Rettungsmittel, welches ihnen nun noch blieb, wäre das fernere feste Zusammenhalten gegen die Unfehlbarkeitslehre gewesen. Kaum waren sie jedoch in die Heimath zurückgekehrt, als fast alle nicht nur ihre Unterwerfung erklärten, sondern auch die Lehre selbst als göttliche Offenbarung verkündigen ließen. Es war der Sieg, den die Idee der kirchlichen Einheit, welche um jeden Preis ihrer Ueberzeugung nach mußte erhalten bleiben, über den Glauben davongetragen hatte.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit herrschte in Schwester Augustinens Freundeskreise am Rhein. Der Ausbruch des Krieges, der gleich nach der Heimkehr der Bischöfe erfolgte, lenkte zwar zunächst die Aufmerksamkeit vielfach auf andere Interessen hin; aber alle Aufregung, welche der Krieg mit sich brachte, vermochte nicht den Schmerz über den Ausgang des Concils und dessen Folgen zu unterdrücken. In tiefer Betrübniß schrieb Schwester Augustine im Juli 1870 an Frau Cornelius: „Hab Dank für Deinen herzlichen, aber traurigen Brief, der mir doch das wohlthuende Bewußtsein aufgefrischt hat, daß wir gemeinsam Leid und Sorge dieser ernsten Zeit tragen! Wie wird dieser schreckliche Krieg mit seinen blutigen Spuren auch die friedlichsten Kreise verwüsten und uns Alle mit Jammer erfüllen, und doch greift seine grausame Hand nur störend in die Verzweigung und Gestaltung unseres irdischen, sichtbaren Daseins. — Unendlich viel tiefer und schmerzlicher ist aber die Wunde, welche uns das sogenannte neue Dogma mit allen seinen grauenhaften Folgen schlägt. Das

ist ein Gericht, welches über die Kirche hereinbricht, das uns blutige Thränen erpressen könnte. Der Krieg geht vorüber, — wann aber dieses geistige Elend enden wird, wer wird das erleben! O sage mir doch, werden alle Diejenigen, welche bisher für die wirklich christliche Wahrheit Zeugniß abgelegt, nur mehr stumm bekennen, was ihr Herz verwerfen und verurtheilen muß? Das wäre doch zum Verzweifeln! Die armen Geistlichen und Klosterleute, die wohl zuerst auf die Folter kommen! In Aachen wüthet man in den Klöstern, namentlich bei den Kindlein-Jesu-Schwestern; ** wird wohl auch bald als Henker bei mir erscheinen, lieber aber den Staub von meinen Füßen schütteln, als auch nur ein Wort des neuen Credo nachbeten. Nicht wahr, wir wollen in der alten Kirche bleiben, damit uns Gott helfe und sein heiliges Evangelium! Hilgers ist ganz krank vor lauter Leid; was wird aus ihm werden, wenn er widerstrebt? Der Erzbischof will in drei Wochen den Professoren das Bekenntniß in der Sache abfordern. — Ob ich hier bleibe, weiß ich nicht, glaube es aber, da wir bereits 50 Betten für die Soldaten aufgestellt, dazu noch die Pflege in dem neuen Lazareth übernommen haben, mithin sehr in Anspruch genommen sind. Siehst Du, meine Ahnung von einem dritten Kriege war doch richtig. Leider!"

„Wie Wenige aus den römischen zahlreichen Kreisen", schreibt sie einige Wochen später an Professor Cornelius, „sind es doch, die jetzt durch die That bezeugen, was sie damals mit dem Munde bekannten. Eine Charakterlosigkeit, die dem armen Handwerker nicht leicht zu verzeihen ist, wie

brandmarkt sie erst die Kirchenfürsten! Niemals haben dieselben so fehlbar vor mir gestanden, als seit deren Haupt die Unfehlbarkeit beansprucht, auf welches neue Dogma jetzt wohl Gott selbst sein Non placet gesprochen hat durch den Krieg. Diese Annahme allein tröstet mich einigermaßen über diesen Krieg, dessen schauerliche Opfer uns ja jetzt von allen Seiten umgeben. Gott sei Dank, haben wir Schwestern hier unsern Antheil an der blutigen Arbeit erhalten. Sonst wäre ich wirklich nicht hier geblieben. Du weißt ja, daß das Alltagsleben mir weniger zusagt als die schauerlichsten Stürme. Wir erwarten heute einen neuen Transport von Verwundeten aus der Metzer Schlacht."

Der Unterwerfung der Bischöfe folgte fast unmittelbar das erneuerte Auftreten der Opposition innerhalb der Diöcesen, welche zunächst auf passiven Widerstand bedacht war. Dieselbe zählte bei weitem nicht mehr alle jene Männer in ihren Reihen, die während des Concils in denselben gestanden, und die verhältnißmäßig Wenigen, welche ihr noch angehörten, waren vereinsamt und lebten verstreut in allen Theilen Deutschlands.

Die ältere Pfarrgeistlichkeit war fast einhellig dem Beispiel der Bischöfe gefolgt und hatte um des kirchlichen Friedens willen, Einzelne wohl auch aus weniger edlen Beweggründen, das Dogma angenommen oder stillschweigend auf sich beruhen lassen. Direkte Veranlassung, die Lehre öffentlich anzuerkennen, wurde nicht dargeboten, und indirekter wich man aus oder fügte sich. Die jüngere Geistlichkeit war in Folge ihres

Bildungsganges zum großen Theil bereits vor dem Concil der Unfehlbarkeitslehre keineswegs abgeneigt gewesen und wurde nunmehr zur eifrigen Vorkämpferin derselben.

In ähnlicher Weise verhielt es sich in der katholischen Laienwelt. Die Ansicht, daß das Wesen des Katholicismus nicht vorwiegend in dem Besitze der alten, unveränderten Glaubenslehre und der Sakramente beruhe, sondern vielmehr vor Allem in dem Zusammenhalte mit der äußeren Hierarchie, als der Trägerin jener Lehre, liege, herrschte fast bei allen positiv-kirchlich Gesinnten vor oder übte doch ein so zwingendes Uebergewicht aus, daß man es einfach für eine Pflicht hielt, auf die Autorität der Bischöfe hin sich zu unterwerfen oder wenigstens nicht zu protestiren. Es war dies um so natürlicher, als in der katholischen Kirche seit langer Zeit der Begriff der Selbstverantwortlichkeit der Einzelnen zurücktrat gegen den Autoritätsglauben und den Gehorsam.

Die Oppositionsbestrebungen gingen daher auch nach dem Concil nicht aus dem allgemeinen kirchlichen Bewußtsein des katholischen deutschen Volkes und aus dessen gesundem Menschenverstand hervor, sondern wiederum aus den engeren Kreisen der deutschen Universitäten, welchen sich einzelne Männer aus andern Städten, namentlich aus Cöln und Coblenz, anschlossen. Am zahlreichsten waren dieselben in Bonn und München vertreten, welche Städte sich daher allmählich zu den beiden Mittelpunkten der entstehenden Bewegung gestalteten. Der Kampf gegen die Unfehlbarkeitslehre führte Männer der verschiedenartigsten geistigen Richtungen zusammen, denen außer

dem Eifer für dieselbe Sache wenig gemeinsam war. Und auch Diejenigen, welche gleiche kirchliche Gesinnung und Absicht hegten, waren auf ungemein verschiedenen Wegen zu ihrem Standpunkte hingelangt. Neben den Männern der älteren Zeit, welche, wie z. B. Hilgers und der Domherr Baltzer, seit langen Jahren gegen die römische Richtung angekämpft und daher selbstverständlich sich von der Unfehlbarkeitslehre abwandten, standen wieder Andere, welche selbst fast ihr ganzes Leben hindurch jener hierarchischen Partei angehört und durch ihr ganzes Wirken für deren Erstarkung gearbeitet hatten; in letzter Stunde ließen die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Forschungen und persönliche Erfahrungen sie das Unheil erkennen, welches ihre eigene Partei über die Kirche gebracht, und der redliche Eifer für deren wahres Wohl ließ sie nun mit derselben Entschiedenheit gegen die ehemaligen Gesinnungsgenossen auftreten.

Die geringen Aussichten auf äußeren Erfolg waren insofern ein Glück für die Opposition, als dadurch wenigstens für die erste Zeit das zahlreichere Eindringen unkirchlicher Elemente verhindert wurde. Dessenungeachtet schlossen sich bereits damals Einzelne an, für welche jede Gelegenheit, im öffentlichen Leben eine Rolle zu spielen, verlockend war, Männer, für welche es nur von den äußeren Umständen abhing, ob sie sich zu Vertheidigern der alten oder der neuen Lehre aufwarfen. Auch an Solchen fehlte es nicht, welche mit klarem Blick die herannahenden Kämpfe der Kirche mit den weltlichen Regierungen sahen und daher schon jetzt

aus mehr oder weniger selbstsüchtiger Absicht sich auf die Seite der Opposition stellten. Endlich traten auch schon damals einzelne Männer der Partei bei, denen es durchaus nicht um die Bewahrung der ursprünglichen Kirchenverfassung zu thun war, sondern welche diese Gelegenheit für geeignet hielten zu erneuerten Angriffen und zu einem versteckten, aber wirksamen Kampfe gegen alles positive Christenthum und gegen jede feste kirchliche Ordnung. Der Widerstand gegen die Unfehlbarkeit des Papstes sollte ihnen zum Vorwande dienen, um stufenweise zerstörend in der Kirche einzudringen. Solche unlauteren Elemente waren indessen damals nur so vereinzelt innerhalb der Opposition vertreten, daß ihr Vorhandensein gegenüber dem religiösen Ernst und der positivkirchlichen Gesinnung der Anderen keinen Einfluß auf die zunächst folgenden Berathungen und Beschlüsse ausüben konnte.

Die erste gemeinsame Erklärung gegen die Concilsbeschlüsse ging von einer katholischen Versammlung in München aus, welche aussprach: „daß wir die widerrechtlich zu Rom am 18. Juli d. J. aufgestellten Dekrete nicht annehmen, daß wir unserem alten, katholischen Glauben, in welchem unsere Väter lebten und starben, treu bleiben und deshalb etwaigem Versuch, uns eine neue Lehre aufzuzwingen oder uns aus der Kirche hinauszudrängen, aktiven und passiven Widerstand entgegensetzen werden".

Gleichzeitig veröffentlichten 43 Professoren der Münchener Universität die Erklärung:

„In Erwägung der Thatsachen:

daß den Bischöfen die Hauptgegenstände der Berathung vorher verheimlicht und Vorbereitung unmöglich gemacht worden war,

daß auf viele abhängige Bischöfe Druck ausgeübt worden war,

daß die Definition nicht einstimmig gefaßt wurde,

halten die Unterzeichneten das Concil nicht für frei und allgemein und seine Beschlüsse für ungültig

und verwerfen außerdem die Unfehlbarkeit als eine in der h. Schrift nicht begründete und der Tradition und Kirchengeschichte widersprechende Lehre."

Aehnlich sprach sich eine Versammlung katholischer Gelehrten zu Nürnberg aus. Abt Haneberg hatte derselben beiwohnen wollen, jedoch kurz vor der Eröffnung absagend geschrieben. Ungefähr um dieselbe Zeit trat in Königswinter eine Anzahl Geistlicher und Laien aus den Diöcesen Trier und Cöln zusammen, um gemeinsames Verhalten gegen die Unfehlbarkeitslehre zu berathen. Dieringer zeichnete sich vor Allen durch heftige Reden gegen dieselbe aus; er drängte, man möge mit den stärksten Ausdrücken gegen diese Neuerung protestiren.

Die Opposition gegen das Dogma, welche stets wuchs und welche an den eigenen Reden und Klagen, welche die Mehrzahl der deutschen Kirchenfürsten in Rom hatten laut werden lassen, immer neue Nahrung fand, begann die Bischöfe zu beunruhigen. Sieben derselben versammelten sich unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Cöln in Fulda, wo sie

einen gemeinsamen Hirtenbrief an die Gläubigen beschlossen, nach dessen Veröffentlichung gegen Alle, die etwa dann noch opponiren würden, eingeschritten werden sollte. In diesem Hirtenbriefe erklärten sie nicht, daß sie sich aus Liebe zum Frieden, zu der Einheit der Kirche, sowie aus Ehrfurcht vor dem Papste den Beschlüssen der Majorität angeschlossen hätten und die Gläubigen daher zum gleichen Schritte auffordern müßten, sondern im schroffen Gegensatze zu dem Zeugnisse, welches sie in Rom abgelegt, verkündeten sie die Unfehlbarkeit als eine von Christus geoffenbarte Wahrheit, welche zu allen Zeiten, an allen Orten und von Allen geglaubt worden sei; sie erklärten, das Vatikanische Concil sei wahrhaft ein allgemeines Concil gewesen, auf dem es an der nothwendigen Freiheit keineswegs gemangelt habe, und Alle, welche Glieder der katholischen Kirche bleiben wollten, hätten sich dessen Entscheidungen, als Aussprüchen des heiligen Geistes, zu fügen.

Hier und da hegten noch Manche, und unter ihnen auch Schwester Augustine, die Hoffnung, daß die Erklärung dieser sieben Bischöfe unter dem übrigen Episkopate keinen Anklang finden werde. „Schon für Deinen ersten Brief und die Broschüre von Acton wollte ich Dir danken", schreibt sie Anfang Oktober an Professor Cornelius, „allein ich lag mit meiner Stimmung so gründlich am Boden, daß ich nur mit feuchtem Auge bei dem Gedanken an das kirchliche Elend verweilen konnte. Dein letzter Brief hat mich wenigstens wieder momentan doch ermuthigt, und läßt es mir möglich erscheinen, daß nicht alle Bischöfe so erbärmlich sind, als wie

die in Fulda zusammengetretenen, deren innerer Gehalt wirklich unter Null sein muß. Und wir Armen haben das Unglück, grade in deren Diöcesen zu leben!"

Der Fuldaer Erklärung schlossen sich innerhalb kurzer Zeit sämmtliche Bischöfe, Hefele ausgenommen, an. Dieser nahm infolge dessen einen ganz vereinsamten Standpunkt ein. Als ehemaliger Professor der Kirchengeschichte war er zu fest von der Neuheit der jetzt ausgesprochenen Lehre überzeugt, und beschloß daher, in der Opposition zu verharren und deren Folgen über sich ergehen zu lassen.

Nach Verkündigung des Fuldaer Hirtenbriefes wurde mit Eifer ans Werk geschritten, um den Beschlüssen des Concils allenthalben Anerkennung zu verschaffen. Der Erzbischof von Cöln machte den Anfang, indem er zunächst von dem Pfarrer von Unkel, seinem Studienfreund, dessen kirchliche Gesinnung er kannte, eine Unterwerfungserklärung forderte. Als dieselbe verweigert wurde, enthob der Erzbischof den Pfarrer seines Amtes. Es war dies die erste Suspension, welche am Rhein in Folge des Concils vorkam. In Unkel, dessen Einwohner sich durch ihr ruhiges, bedächtiges Wesen von den Bewohnern aller umliegenden Ortschaften unterscheiden, brach eine nie dagewesene Aufregung aus. Mit sehr wenigen Ausnahmen stand der ganze Ort auf Seiten des Pfarrers, der sich durch die unermüdliche Sorge für alle Armen und Kranken, und durch den Eifer, mit dem er die Restauration der schönen, alten Kirche angeregt und durchgeführt, die Liebe der Gemeinde erworben hatte. Als der Erz-

bischof von der oppositionellen Stimmung des Ortes in Kenntniß gesetzt wurde, erließ er ein Schreiben an die Einwohner, in welchem er sie eindringlich ermahnte, nicht vom Glauben abzufallen und sich von der katholischen Kirche nicht zu trennen, um einem von ihr ausgestoßenen Priester zu folgen u. s. w.

Die Aufregung stieg auf den Höhepunkt; Alles stritt für und gegen die Unfehlbarkeit bis zu den Schulkindern herab; alle Arbeit wurde vernachlässigt, die Männer saßen halbe Tage in den Wirthshäusern, und die Frauen standen aufgeregt in den Straßen umher. Nach kurzem aber heftigem Kampfe siegte indessen die Liebe zur Ruhe und Ordnung und die Achtung vor der Autorität der rechtmäßigen Obrigkeit über die Anhänglichkeit gegen den bisherigen Pfarrer und über die Liebe zu dem althergebrachten Glauben, in dem ihre Voreltern glücklich und zufrieden gelebt hatten.

Pastor Tangermann hatte es für seine Pflicht gehalten, sich auch nach der Suspension und nachdem die Pfarrgemeinde sich von ihm abgewandt, über die vom Erzbischof gestellte Frist hinaus im Pfarrhause zu behaupten, auf den Schutz der Regierung rechnend. Schwester Augustine, welche persönlich mit ihm bekannt war, mißbilligte dies in hohem Grade. „An seiner Stelle wäre ich schon längst fort", äußerte sie; „unser Heiland hat gesagt: ‚Wenn sie euch nicht hören wollen, dann schüttelt den Staub von den Füßen und verlaßt die Stadt.'"

In ihren Augen war die Wahrheit der Gesinnung und, wo es verlangt wurde, aufrichtiges Bekenntniß derselben so sehr das Einzige, was in dieser Zeit Noth that, daß Alles, was

an Parteiwesen streifte: das Werben um Anhänger für die eigene Ansicht und Person, der Kampf ums Mein und Dein, öffentliche Reden gegen die neue Lehre u. s. w., ihr nie als das Rechte erschien. Sie sprach sich in jenen Tagen öfters in dieser Hinsicht aus. Bei aller Entschiedenheit in ihrer eigenen Ueberzeugung lag es ihr dennoch auch zu jener Zeit durchaus fern, Andere zu denselben Ansichten hinüberziehen zu wollen; weder auf ihre Mitschwestern noch innerhalb ihres Bekanntenkreises wollte sie irgend welchen bestimmenden Einfluß ausüben.

Außer dem Vorfall in Unkel blieb es in allen Pfarreien am Rhein ruhig. Auf entschiedeneren Widerstand stieß der Erzbischof erst bei den Professoren. „Du hast wohl schon gehört", schreibt Schwester Augustine am 8. Oktober an Professor Cornelius, „daß bereits die Treibjagd begonnen hat und Langen, Reusch, Knoodt, Birlinger und Dickmann vom Erzbischof die schriftliche Erklärung zum Unterzeichnen zugeschickt bekommen haben. Vor drei Tagen erhielt nun Hilgers auch dieselbe Zuschrift, deren Beantwortung eine Stunde später den Weg zurück nach Cöln machte. Hilgers hat darin noch nicht seine persönliche Stellung zum Dogma ausgesprochen, sondern einstweilen nur den Erzbischof auf den für Verhandlungen mit ihm gesetzlichen Weg durch die Regierung verwiesen. Beseler ist natürlich ganz auf Seite unserer Professoren und hofft den Schlag noch aufzuhalten, trotz **'s Erbärmlichkeit."

Der Erzbischof entzog den Professoren zunächst die missio canonica zum Lehren, worauf sie die Vorlesungen für den

Winter einstellten; auch die Predigten in der Hospitalkapelle fielen in Folge dessen weg, zu Schwester Augustinens und vieler Anderer, welche dieselben regelmäßig besuchten, großem Schmerz. „Was sind das für Zeiten!" schreibt sie im Oktober an Frau Cornelius. „An dem Krieg mit seinen blutigen Folgen hätte man schon genug zu tragen und nun noch dies moralische Elend auf kirchlichem Gebiet, und doch ist letzteres noch tiefer einschneidend. In den Klöstern wird man jetzt wohl bald nach dem Beispiel der Diöcesen auch Rundschau halten und uns das Messer an die Kehle setzen; — was ich thun werde, ist mir natürlich deutlich vorgezeichnet; was aber daraus werden wird, weiß Gott allein, der wohl dann auch weiter helfen wird."

„Die Arbeit", heißt es in einem anderen Briefe, „ist freilich nicht das größte Gewicht, das mich niederzieht, wohl aber die Erlebnisse auf kirchlichem Boden, in dem fast kein Christenthum mehr Wurzel geschlagen hat. Der Herr muß wirklich kommen und mit seiner Wurfschaufel seine Tenne reinigen. Wie jämmerlich betragen sich die Mehrzahl (um nicht zu sagen alle) der deutschen Bischöfe und der fanatische Clerus. Unsere Professoren sind jetzt unter dem Messer, — wird Dieringer die Farbe halten? Die von uns geliebte und geehrte Kirche wird sich immer mehr unseren Blicken entziehen und vollständig unsichtbar werden; wie gut, daß wir sie einst dort oben wenigstens in ihrer ganzen Reinheit finden werden!"

Je näher die Entscheidung kam, desto gedrückter wurde die

Stimmung. Schwester Augustine selbst war tief betrübt; den Freunden gegenüber zeigte sie sich oft muthiger und hoffnungsvoller, als ihr in Wirklichkeit ums Herz war. Sie tröstete, richtete auf und ermunterte so viel sie konnte. Professor Michelis, der sie um diese Zeit kennen lernte, äußerte nach einem Besuche im Hospital: „Die Mutter der Barmherzigen ist mehr werth wie 6 Bischöfe und 12 Professoren.“ Als er bald darauf Haneberg in München besucht hatte, schrieb er an Professor Reusch: „Wenn die Mutter der Barmherzigen Abt von St. Bonifaz wäre, so könnte viel Licht von diesem Kloster ausgehen.“ Sie war in der That eine Stütze der Opposition. Von ihrem festen, sicheren Wesen, welches keinen Zweifel über den rechten Weg, kein Schwanken in der Wahl desselben kannte, dem jede Versuchung zu einem Compromiß gänzlich fern lag, ging eine Kraft aus, welcher wohl Manche die eigene Festigkeit verdankten.

Der Eifer, mit dem die Bischöfe in diesem Winter an der Verbreitung der neuen Lehre arbeiteten, machte den Eindruck, als solle er eine Sühne für ihr schwankendes und schließlich ablehnendes Verhalten auf dem Concil sein, und als solche ward er von ihren ehemaligen Gegnern aufgefaßt und gepriesen. „Die deutschen Bischöfe haben sich“, schreibt z. B. Cardinal Manning mit Bezug auf deren Auftreten nach dem Concil „den Ehrentitel ‚Vertheidiger der höchsten und unfehlbaren Autorität des Stuhles des heiligen Petrus‘ erworben.“

Das Signal, welches sie zur Verfolgung der Opposition

gegeben, fand ein vielstimmiges Echo und man begann, wie Schwester Augustine sich ausdrückte, eine wahre „Hetzjagd" gegen die Anhänger der alten Lehre. Freunde suchten ihre Freunde, Verwandte ihre Verwandten zur Anerkennung der Unfehlbarkeit oder doch zum Stillschweigen zu bereden. Wo Bitten nichts halfen, wurde gedroht: alte Leute wurden auf ihren baldigen Tod und ein Begräbniß ohne kirchliche Ehren hingewiesen, langjährige Freundschaften lösten sich, und innerhalb unzähliger Familien entstand unheilbarer Zwiespalt. Man vergaß Alles, was zur Einigkeit hätte bestimmen können: die Bande der Verwandtschaft, die Erinnerungen der Freundschaft, die Liebe zur gemeinsamen Heimath, ja den Glauben an denselben Erlöser, — Alles dies schien nichtig zu sein gegen die Annahme oder Zurückweisung jener einzigen Lehre. Die Parteinamen „Altkatholiken" und „Ultramontane" vermehrten noch die Erbitterung und die entstehende Trennung.

Menschen ihres Glaubens wegen ums Leben zu bringen, war nicht mehr gebräuchlich, aber man vergriff sich an einem höheren Gut wie dem Leben, an dem guten Namen und der Ehre der Gegner. Es war, als sei der Name der Anhänger der alten Lehre für vogelfrei erklärt, denn selbst die gewissenhaftesten Menschen scheuten sich nicht, wo es sich um solche handelte, die übertriebensten Schmähungen und nichtswürdigsten Verleumdungen eifrig weiter zu verbreiten. Je hervorragender die Stellung war, die Einzelne im Widerstand gegen die Lehre einnahmen, desto rücksichtsloser wurden sie verleumdet und beschimpft; es kam vor, daß Männer von

derselben Partei, welche sie vordem mit Lob und Anerkennung überhäuft hatte, nun ebenso herabgezogen wurden, und zwar nur um der Unfehlbarkeit willen. Es kann nicht behauptet werden, daß die Altkatholiken diese moralische Verfolgung mit der Geduld der ersten Christen ertragen oder nie in gleicher Weise wiedervergolten hätten, aber so Großes leisteten sie nicht im Schmähen ihrer Gegner wie diese. Durch consequentes Verleumden und durch geschicktes Ausbeuten wirklicher Fehler gelang es allmählich, über die Mitglieder der Opposition ein so verächtliches Licht zu verbreiten, daß viele rechtliche Menschen sich scheuten, ihre Nichtanerkennung der Unfehlbarkeit offen auszusprechen und in geschlossenen Reihen dagegen aufzutreten; theils wollten sie nicht zu gleichem Streben sich mit Männern verbinden, deren Ansehen durch fortwährende Verdächtigungen untergraben war, theils fürchteten sie dasselbe Geschick für den eigenen guten Namen.

Die Verhandlungen des Erzbischofs mit den Professoren zogen sich durch den ganzen Winter hin. Dieringer wurde vor und nach zur völligen Unterwerfung gebracht. Ein anderer älterer Geistlicher, der ebenfalls entschiedener Gegner der Unfehlbarkeit war und der Schwester Augustine seit Jahren kannte und sie öfters in Bonn besuchte, kam eines Tages wieder ins Hospital und frug sie ungeduldig, ob ihre Freunde sich noch immer nicht unterworfen hätten. Erschrocken sah Schwester Augustine ihn an und frug, was er damit meine, er selbst wolle sich ja doch auch nicht gegen sein Gewissen unterwerfen. ** erwiderte darauf, man habe schon so Vieles

unterschreiben müssen, da könne man den Revers auch noch unterschreiben, „ein Federstrich sei schnell geschehen und dann habe man Ruhe", und er habe die Unterschrift geleistet. Schwester Augustine war von einem solchen Beispiel von Charakterlosigkeit bis ins Innerste erschüttert; ohne ein Wort darauf erwiedern zu können, wandte sie sich von dem ehemaligen Freunde ab.

Ein anderer alter Geistlicher, der mit großer Liebe an seinem Wirkungskreise hing, besuchte sie, um ihren Rath zu erfragen, ob er im Nothfalle wirklich nicht anders könne, als die ihm so theuern Pflichten seines Pfarramtes fallen zu lassen. Er war sehr aufgeregt und in einer Seelennoth, welche ihn zu keinem festen Entschluß kommen ließ. Schwester Augustine, die innige Theilnahme mit ihm hatte, versicherte ihn auf das bestimmteste, daß, wo es sich um das Bekenntniß der Wahrheit und um das Festhalten am alten Glauben handle, kein Preis zu hoch sein dürfe, daß auch die liebsten und höchsten Pflichten zurückweichen müßten vor jenem Bekenntniß. Sie sprach aus, wie sie einsähe, daß die Suspension vielleicht Niemanden schwerer treffen würde, wie grade ihn, daß sie aber keinen Ausweg, kein Umgehen für erlaubt für ihn halte, ihrer Ueberzeugung nach müsse er dieselbe über sich kommen lassen. Schwester Augustine war nach dieser Unterhaltung sehr niedergeschlagen, da sie das bestimmte Gefühl hatte, jener Geistliche werde sich dennoch gegen sein eigenes besseres Wissen direkt oder indirekt unterwerfen, und sie hatte in der That sich nicht geirrt.

Ihrer Ansicht nach war die sogenannte „Collision der Pflichten" nur ein scheinbares Uebel, indem nur das Pflicht sei, was Gott verlange; derselbe könne aber niemals zwei sich widersprechende Dinge zu gleicher Zeit fordern. Auf die Einwendung, die ihr damals bisweilen gemacht wurde, man müsse zwischen zwei Uebeln das kleinste wählen, d. h. die Excommunikation um jeden Preis vermeiden, antwortete sie sehr ernst, man müsse um jeden Preis der erkannten Wahrheit treu bleiben, für die Folgen sei man dann nicht verantwortlich. Ihrer eigenen Entschiedenheit lag alle weltkluge Vorsicht und Umgehung der Gefahr so fern, daß sie dergleichen auch bei Andern nicht begreifen konnte. Jeder Versuch, die entscheidende Antwort zu vermeiden oder hinauszuschieben, widerstrebte ihr. „Das ist der erste Schritt zur Capitulation", sagte sie bei einer solchen Gelegenheit; als ihr dennoch das Vertrauen auf das Festhalten der Betreffenden ausgesprochen wurde, erwiederte sie schmerzlich: „Das wollen wir abwarten; ich glaube an keinen Einzigen mehr." Wie verloren in ihrem Schmerz, hielt sie in ihrer Arbeit inne, und indem sie die Augen auf das Cruzifix heftete, betete sie die Worte aus Novalis' Lied:

„Wenn Alle untreu werden
So bleib' ich Dir doch treu;
Daß Dankbarkeit auf Erden
Nicht ausgestorben sei."

Einer Freundin, welche sie damals weinend in ihrer Apotheke beschäftigt fand und sie um die Ursache ihrer Thränen frug,

antwortete sie: „Ich weine nicht wegen mir; mein Schmerz gilt den Treulosen.“

Die friedlichen Weihnachtstage brachten in diesem Winter nur wenig Festfreude, ein dunkler Schleier trauriger Erfahrungen und Befürchtungen lagerte über der sonst so fröhlichen Festzeit.

„Von Herzen danke ich Dir“, schrieb sie am 30. December an Professor Cornelius, „für die beiden Mittheilungen, die leider mehr Trauriges, wie Erfreuliches enthielten. Wollte man die 80 Oppositionsbischöfe heute sich noch aufsuchen, so fände man kaum Einen noch — Hefele, und doch möchte ich mich für seine Beharrlichkeit nicht verbürgen. Eine solche sittliche Verkommenheit unter den Kirchenfürsten, wie sie heute zu Tage tritt, hätte man doch im Alltagsleben nicht für möglich gehalten. Ich suche mich durch die Annahme zu beruhigen, daß der grause Krieg alle Interessen verschlingt und diese nach demselben wieder fürs kirchliche Gebiet genommen werden. Allein jeder richtig fühlende Katholik fühlt sich auch so entschieden von der Kirche, wie sie heutzutage lebt und besteht, abgewendet, angeekelt und abgestoßen, was in ruhiger Friedenszeit eher zu- als abnehmen wird. Hilgers, Reusch und Langen erwarten täglich ihre Suspension, während Dieringer sich sonnt in der Gnadensonne der Zornigen, die stolz auf seine Bekehrung sind. — Hilgers glaubt, daß er infolge der Suspension nicht ferner Direktor der wissenschaftlichen Prüfungscommission bleiben könne, und dieses wird ihm schwerer als alles Uebrige, da ihm diese Art Thätigkeit am liebsten

war. Für ihn ist es fast ein Glück zu nennen, daß er mit seiner Gesundheit auf der letzten Stufe angekommen ist und somit seiner Erlösung von allem Leiden nahe. In der Augsb. Allg. Zeitung las ich heute, daß Schwarzenberg auch ins andere Lager gezogen; ist es wahr, dann fehlt noch Stroßmeyer, dann ist in Oesterreich auch die Arbeit gethan. An den vortrefflichen Herrn Stiftsprobst Döllinger denke ich oft, damit der Glaube an sein treues Festhalten mich vor Kleinmuth bewahre. — Die sogenannten 5 Sätze über die Unfehlbarkeit, sowie Abhandlungen über dieselbe und den Staat in der Augsb. Zeitung haben mir gut gefallen, möchten sie nur von sehr Vielen beherzigt werden."

Eine noch schmerzlichere Stimmung spricht aus den Zeilen, welche sie fast gleichzeitig an Frau Cornelius schreibt. Nachdem sie für den Empfang eines Bildes, die Grablegung Christi, gedankt und die Freude ausgesprochen, welche ihr dessen jedesmaliger Anblick gewähre, fährt sie fort: „Grade jetzt fühlt man mehr als jemals sich zu dem so kleinen Kreise der Getreuen, die den theuern, heiligen Leichnam umstanden, hingezogen und gefesselt darin, wo da draußen die von Ihm gegründete Kirche uns so fern gerückt und umdunkelt ist. Gott weiß es, wie unglücklich mich die gegenwärtigen Zustände der Kirche machen, wie ich mich zu gar keiner frohen Hoffnung einer bessern, nächsten Zukunft mehr erheben kann, wie schwer es mir wird, ohne Bitterkeit aller der charakterlosen Kirchenfürsten zu denken, deren namenlose Erbärmlichkeit einem die Schamröthe ins Gesicht treibt. Schon längst trete ich mit

Abneigung und Mißtrauen an jeden sogenannten frommen Katholiken und Geistlichen heran und finde mein inneres Zurücktreten fast immer durch gemachte Erfahrungen dann gerechtfertigt. Dazu kommt nun noch der schreckliche Krieg mit all seinem tausendfachen Leid, das ja kaum an einer Thür vorübergegangen ist. Und was wird der Preis eines so großen Einsatzes sein? Gott weiß es, der unser Aller Helfer sein möge! — Mit meiner Gesundheit geht's erträglich, obgleich es doch immer mehr bergab geht."

Jenes tiefe Gefühl von Vereinsamung, welches sie in den ersten Jahren ihres Ordenslebens hatte kennen lernen, zog auch jetzt wieder in ihre Seele ein, aber es fehlte ihm der bittere Stachel, der es in jener Zeit so verwundend gemacht hatte. Während sie damals noch hoffte und sich sehnte, das Ideal des Christenthums in der Menschenwelt vollkommen ausgeprägt zu finden, und daher mit unerfüllter Sehnsucht rings in ihrer Umgebung nach demselben ausschaute, so war sie jetzt nach langen Jahren der Erfahrung, in denen sie vielen vortrefflichen Menschen innerlich nahegetreten war, nach Jahren, in denen sie in unausgesetztem Ringen an der eigenen Vervollkommnung und an der ihrer Freunde gearbeitet hatte, zu der Gewißheit gelangt, daß vollkommene Treue, ganz reine, selbstlose Gesinnung und untrügliche Wahrheit in keinem Menschenherzen auf Erden zu finden sei, und sie schaute nicht mehr sehnsüchtig darnach aus, wie einst in ihrer Jugend. Unter den Menschen hatte sie Niemanden mehr, dessen Urtheil für sie bestimmend gewesen wäre, und der ihr die Sicherheit ge-

geben hätte, nach seinem Rath nicht fehlzugehen. Sie frug sehr selten mehr und dann nur in untergeordneten Dingen Andere um ihre Ansicht, bei jedem wichtigen Schritt hingegen wandte sie sich allein zu Dem, an dessen Untrüglichkeit sie noch nie irre geworden war. Oft aber überwältigte sie dennoch das Gefühl, auf der Welt vereinsamt zu sein, und dann rief sie schmerzlich bewegt aus: „Ich bin ganz allein wie auf einer kleinen Insel!" — „Ich kann Dir nicht beschreiben", sagte sie ein anderes Mal einer Freundin, „wie ganz und gar vereinsamt ich mich fühle!"

Der Besuch ihrer protestantischen Freunde war ihr damals nicht selten peinlich, weil sie glaubte, der Unterredung über die Zustände innerhalb der katholischen Kirche ausweichen zu müssen. Nach ernstem Ueberlegen entschloß sie sich, offen und einfach mit denselben darüber zu reden, indem sie sagte: „Der wirklichen Kirche geschieht ein Dienst damit, wenn man es offen ausspricht, daß die Wirthschaft, die jetzt in der Welt ist, nicht die Kirche ist, wie der Herr sie gewollt hat." Ein evangelischer Geistlicher sprach ihr einst sein Bedauern aus, daß die katholische Kirche „so kläglich zu Ende gehe, er habe ihr ein rühmlicheres Ende gewünscht"; mit großer Zuversicht sagte sie darauf, „ihre katholische Kirche werde nie zu Grunde gehen, denn sie habe die Verheißung des Herrn, daß Er bei ihr bleiben werde bis zum Ende der Zeiten".

Peinlicher wie solche Unterhaltungen, ja gradezu verletzend war es ihr, wenn Solche, die sich aus kirchenfeindlicher oder aus selbstsüchtiger Gesinnung dem Kampf gegen die Un=

fehlbarkeit angeschlossen hatten, ihr Sympathieen entgegen= brachten, welche sie keineswegs theilte, da ihr eigener Wider= stand, wie auch die überaus entschiedene und kräftige Sprache, in der sie den nächsten Freunden gegenüber ihren Unwillen und ihren Schmerz äußerte, ausschließlich aus der innigen Liebe zu ihrer Kirche und aus ihrem Wahrheitssinn hervorging.

Mit großer Betrübniß erfüllte sie in der Zeit nach Weih= nachten das Verhalten des einzigen deutschen Bischofs, der bis dahin noch der Unfehlbarkeitslehre widerstanden hatte. Obgleich sie nie großes Vertrauen in seine Festigkeit gesetzt, so hatte sie doch ein so rasches Sinken nicht erwartet. Wäh= rend Hefele noch zu Anfang des Winters erklärt hatte, „er werde die Suspension über sich ergehen lassen", ja „er werde lieber sterben, wie dies Dogma anerkennen", so schrieb er nunmehr, „die Rolle eines suspendirten Bischofs sei zu jäm= merlich, als daß er sich zu derselben entschließen könne". Auf alle Weise suchte er seine bisherigen Freunde, namentlich Döllinger, zu gleicher Nachgiebigkeit zu bewegen, indem er vorstellte, man möge sich unter allen Umständen „nicht aus der Kirche hinausdrängen lassen", sondern vorläufig nach= geben, „um, wenn wieder günstigerer Wind wehe, desto wirk= samer gegen das Dogma aufzutreten" u. s. w.

„Hefele's Kundgebungen betrüben mich ungemein", schreibt Schwester Augustine am 17. März 1871 an Professor Cor= nelius; „sich selbst stellt er doch dadurch ein Armuthszeugniß aus, das ganz entsetzlich mit seiner Stellung im Widerspruch steht. Der Clerus mit sehr wenigen Ausnahmen ist doch

fürchterlich herunter, mehr wie jede andere Klasse der menschlichen Gesellschaft. Es thut wirklich Noth, zuweilen auf hervorragende Charaktere zu blicken, wie Stroßmayer, Döllinger und wenige Andere, um nicht den Glauben an das Bessere im Menschen zu verlieren. Der erste ist und bleibt unter den Bischöfen doch das Pracht-Exemplar. Gebe nur Gott, daß diese Wenigen ihrer Ueberzeugung treu bleiben. Dieser letzte erzbischöfliche Erlaß wird wohl des armen Hilgers Todesstoß sein, denn er ist mit seinen geistigen und körperlichen Kräften auf der letzten Stufe angekommen. Gott allein weiß, wie aus der römischen Modergruft wieder ein lebensgrüner Keim entsprießen soll; nach menschlichen Begriffen scheint es unmöglich. Die Schrift von Acton ist allerdings etwas verknöchert geschrieben, allein sie wird doch sehr segensreich wirken, weil sie die Waffen der Wahrheit führt gegen dies Reich der höllischen Lüge und unverkennbaren Selbstsucht. Die Briefe von Florencourt thun mir sehr wohl, wenn die versprochene Fortsetzung nur folgt. Aber nicht wahr, Döllinger wird nicht fahnenflüchtig werden, und ins andere Lager übersiedeln? Für ** und *** kann ich eine derartige Besorgniß trotz allen ihren mir wiederholten Verheißungen doch nicht ganz unterdrücken. Gebe Gott, daß meine Sorge unbegründet ist."

Für Einzelne fürchtete Schwester Augustine bis zum letzten Tage, daß sie, verleitet durch die Liebe zu ihrem Amt, dessen Fortdauer um den Preis ihrer Ueberzeugung erkaufen würden. Der 31. März war der letzte Termin, den der

Erzbischof bestimmt hatte; würde dieser Tag ohne die verlangte Unterwerfung verstreichen, so sollte ohne weitere Ankündigung die Suspension eintreten. Schwester Augustine hielt eine längere Frist und erneuerte Verhandlungen für so gefährlich, daß sie am 1. April fast fröhlich und aus tiefstem Herzen ausrief: „Gott sei Lob und Dank, daß sie suspendirt sind!" Sie fühlte innige Theilnahme mit dem Schmerz, den das gewaltsame Ende der gewohnten, liebgewonnenen Thätigkeit ihren Freunden verursachen mußte und der um so tiefer war, als damals keine Aussicht auf Wiederaufnahme derselben sich zeigte. „Einstweilen müssen diese Streiter", heißt es in einem ihrer Briefe, „noch mit dem heiligen Stephan in den offenen Himmel zu ihrem Troste schauen, denn die Erde hat nur Juden und Steine für sie."

„Gott allein weiß", schrieb sie am 1. April nach München, „wie ich mich auf euer Kommen freue, welchen Trost es mir gewährt, euch wenigstens geistig nahe sein zu können. Grade jetzt in einer Zeit, wo die Stelle so verwüstet ist, an der man früher Trost und Ruhe fand. Gestern Morgen las Langen zum letzten Mal Messe bei uns, gestern Nachmittag hörte Reusch uns zum letzten Mal Beichte — und Hilgers so elend, leidend und muthlos wie noch niemals, ich selbst natürlich in fürchterlicher Stimmung der Entmuthigung. — Da brachte der Postbote die Augsb. Allg. Zeitung, worin die ganze Antwort des verehrten Herrn Stiftsprobst von Döllinger war. Das war Oel auf den glimmenden Docht! Nein, nein, so froh hat mich noch nie eine Schrift gemacht. ‚Gott sei Dank',

jubelte ich immer wieder, ‚so lange ein solcher Apostel der Wahrheit und des Rechts lebt, will ich aber nicht mehr verzagen.‘ Döllinger läßt seine Blitze in die dunkelsten römischen Schlupfwinkel fahren; wie werden diese Fledermäuse und Maulwürfe erschrocken durcheinander zappeln! Wenn die zornigen Heiligen auch schamlos genug sind, sich die Ohren zuzuhalten und dem lästigen Prediger der Wahrheit zu fluchen, so werden doch Unzählige mit dem innigsten Danke und Trost seine Worte hinnehmen. Der liebe Gott muß Döllinger zu unserm Papst machen, dann könnte man wieder von Herzen katholisch sein.“

Döllinger war ebenfalls eine Frist bis zum 31. März bewilligt worden; einige Tage zuvor erklärte er öffentlich, daß er sich nie unterwerfen werde. Es war dies jene Antwort, welche Schwester Augustine mit so lebhafter Freude begrüßte.

„Als Christ, als Theologe, als Geschichtskundiger, als Bürger“, heißt es darin, „kann ich diese Lehre nicht annehmen.

Nicht als Christ: denn sie ist unverträglich mit dem Geiste des Evangeliums und mit den klaren Aussprüchen Christi und der Apostel; sie will grade das Imperium dieser Welt aufrichten, welches Christus ablehnte, will die Herrschaft über die Gemeinden, welche Petrus allen und sich selbst verbot.

Nicht als Theologe: denn die gesammte echte Tradition der Kirche steht ihr unversöhnlich entgegen.

Nicht als Geschichtskenner kann ich sie annehmen, denn

als solcher weiß ich, daß das beharrliche Streben, diese Theorie der Weltherrschaft zu verwirklichen, Europa Ströme von Blut gekostet, ganze Länder verwirrt und heruntergebracht, den schönen, organischen Verfassungsbau der älteren Kirche zerrüttet und die ärgsten Mißbräuche in der Kirche erzeugt, genährt und festgehalten hat.

Als Bürger endlich muß ich sie von mir weisen, weil sie mit ihren Ansprüchen auf Unterwerfung der Staaten und Monarchen und der ganzen politischen Ordnung unter die päpstliche Gewalt, und durch die eximirte Stellung, welche sie für den Clerus fordert, den Grund legt zu endloser verderblicher Zwietracht zwischen Staat und Kirche, zwischen Geistlichen und Laien."

Fast gleichzeitig mit dieser Antwort Döllingers an den Erzbischof von München verkündigte Bischof Hefele seine Unterwerfung. Das Motiv derselben spricht er in den Worten aus: „Es ist aber der kirchliche Friede und die Einheit in der Kirche ein so hohes Gut, daß dafür große und schwere persönliche Opfer gebracht werden dürfen." Er fügte hinzu, daß, da das Concil noch nicht vollendet sei, man hoffen könne, mildernde Zusätze zu jener Lehre zu erleben. Mancher athmete bei dieser Erklärung erleichtert auf, in dem fröhlichen Ausrufe: „Hefele hat dem Concil die Spitze abgebrochen!"

Ueber Döllinger und Friedrich wurde am 17. April feierlich die große Excommunikation ausgesprochen. Die Mehrzahl der theologischen Fakultät zu München hatte sich bereits bei der ersten Aufforderung unterworfen.

Aehnliche Schritte zur Verbreitung des Dogma geschahen in Breslau und Ermland; Fürstbischof Förster suspendirte die Domherren Baltzer und Freiherr von Richthofen, sowie den Professor Reinkens, während in Braunsberg die Professoren Michelis und Menzel, der Religionslehrer des Gymnasiums Wollmann und der Seminardirektor Treibel suspendirt wurden, während der Direktor des Gymnasiums, ein Laie, excommunicirt ward.

Die Erklärung Döllingers hatte auch diesmal wieder heftige Bewegung nach allen Seiten hin erregt; aus vielen Städten, sogar von Rom aus, wurde ihm laute Zustimmung zu Theil, während der Pfarrclerus von München, das dortige Domcapitel, sowie die deutschen Bischöfe aufs Neue seine Ansichten verwarfen. Mit Recht schrieb der Erzbischof von München: Döllinger sei das geistige Haupt der ganzen Bewegung gegen die Unfehlbarkeitslehre. Aller Zorn entlud sich daher hauptsächlich über ihn, und es erschien eine wahre Fluth von Broschüren und Zeitungsartikeln, um ihn herabzuziehen.

Der Erzbischof von München schrieb an den König, durch ein Wort seines Mundes möge er den Frieden und die Ruhe wiederherstellen. Die Altkatholiken in Baiern wandten sich darauf ebenfalls an den Landesherrn, um Schutz gegen die Bischöfe zu erbitten. Von nun an wetteiferten beide Parteien, sowohl in Baiern wie in Preußen, den Schutz der weltlichen Regierungen für sich ausschließlich in Anspruch zu nehmen. Die Adresse der Altkatholiken an den König hatte gegen 18,000 Unterschriften gefunden, und dieser Zahl gegenüber

hielten die Bischöfe es für geeignet, wieder einen gemeinschaftlichen, noch entschiedeneren Hirtenbrief und ein Rundschreiben an die Geistlichkeit zu erlassen. Sie sprachen aus: jeder Katholik, welcher wissentlich und beharrlich die Entscheidungen des Vatikanischen Concils, deren Annahme heilige Gewissenspflicht sei, widerspreche, sei dem großen Banne verfallen. Sie warnten vor diesen Katholiken als den „Erben der Gesinnung, welche einst die Pharisäer und Schriftgelehrten gegen den Heiland gehegt", und nennen deren vereinte Bestrebungen „einen Kampf gegen Christus und seinen heiligen Geist".

Dieser Erklärung der Bischöfe trat eine Versammlung deutscher Altkatholiken zu München, Döllinger an der Spitze, mit ebenso entschiedener Gegenerklärung entgegen. Sie sprachen aus, daß sie der Pflicht eines jeden katholischen Christen treu bleiben und am alten Glauben festhalten und jede Neuerung, würde sie auch von einem Engel des Herrn verkündet, abweisen wollten. Mit erneuten Beweisen behaupteten sie, daß die Unfehlbarkeitslehre ihren Ursprung der Fälschung und ihre Verbreitung dem Zwange verdanke, und daß, trotz der Gegenrede der Bischöfe, die staatliche Ordnung durch die Consequenzen dieser Lehre untergraben würde. Ueber ihre eigene kirchliche Stellung drückten sie sich mit folgenden Worten aus: „Jetzt hat man zum ersten Mal — der Fall ist in 18 Jahrhunderten nicht vorgekommen — Männer mit dem Kirchenbanne belegt, nicht weil sie eine neue Lehre behaupten und ausbreiten wollen, sondern weil sie den alten Glauben, wie sie selber ihn von ihren Eltern und Lehrern in Schule und

Kirche empfangen haben, bewahren und das Gegentheil davon nicht annehmen, nicht wie ein Kleid wechseln wollen. Daß eine ungerechte Excommunikation nicht den davon Betroffenen, sondern nur den Bannenden schädige, daß Gott vielmehr solchen unschuldig Mißhandelten ihre Leiden zu einer Quelle des Segens werden lasse, ist die gemeinsame Lehre der Väter. Wir wissen aber auch, daß diese Bemühungen ebenso ungültig und unverbindlich als ungerecht sind, daß weder die Gläubigen ihr gutes Recht auf die Gnadenmittel Christi, noch die Priester ihre Befugniß, dieselben zu spenden, dadurch verlieren können, und sind entschlossen, durch Censuren, welche zur Förderung falscher Lehren verhängt worden sind, unser Recht uns nicht verkümmern zu lassen."

Außerdem daß diese Zusammenkunft in München durch die gemeinschaftlichen Berathungen größere Klarheit über die schwierige Stellung der Altkatholiken innerhalb der katholischen Kirche gebracht hatte, war auch der Muth und die Freudigkeit der Einzelnen durch die gemeinsame Arbeit und das festere Zusammenschaaren neu belebt worden. Schwester Augustine theilte zwar nicht die Hoffnung, daß durch solche Bestrebungen in der nächsten Zukunft schon eine wesentliche Aenderung in den trostlosen kirchlichen Verhältnissen herbeigeführt werde, aber sie folgte denselben mit lebendiger Theilnahme. „Professor Knoodt ist von München zurück", schreibt sie am 10. Juni, „und sieht wie immer goldne Zeiten kommen, obgleich ohne dieselben seine Haare längst gebleicht sind. Hilgers geht's umgekehrt; vor seinem Blick ist es trostlos finster.

Langen hingegen ist frisch" u. s. w. Auf die Hülfe, welche menschliche Kräfte bringen könnten, hatte sie fast zu wenig Vertrauen, indem sie mit allen Hoffnungen und Erwartungen sich damals ausschließlich an Gottes Verheißungen, die Wahrheit nicht untergehen zu lassen, anklammerte und dessen direktes Eingreifen auf irgend welche Weise erwartete. „Er wird bei uns bleiben und uns unsere Kirche erhalten", sagte sie einmal, „und wenn Er einen Engel vom Himmel dazu schicken müßte."

Einige Briefe, welche sie in diesem Sommer an eine Freundin schrieb, geben ein wehmüthiges Bild von dem Schmerz, mit dem sie der Zustand ihrer Kirche erfüllte und von ihrer eigenen Vereinsamung. „Daß ich persönlich nicht mit Dir den schönen Weg bis ** zurücklegen konnte, bedaure ich natürlich", schreibt sie am 10. Juni; „allein ich suche mich schadlos zu halten in dem Bewußtsein, daß ich in Gedanken doch vielfach an Deiner Seite gewesen und auch noch verbleibe; nicht, um Dich vor dem Einfluß der protestantischen Luft zu schützen, sondern um mit Dir mich ungestört an den Menschenherzen zu erfreuen, die darin geistig, christlich groß geworden sind. Statt dessen lebe ich hier in Gefahr, jeden Augenblick 'mal auf eine dumme oder miserable Kundgebung der schmachvollen Unfehlbarkeit zu stoßen. Man zieht hier grade mit Listen und Bettelsack Straßen auf und ab und verirrte sich sogar auch an meine Thüre, um für letzteres ein Geldstück zu erhalten. Meine Antwort: ‚Ich betheilige mich nicht daran' — ließ die frommen Sammler so erbeben, als ob sie

ausrufen wollten: ‚Welcher Greuel der Verwüstung an heiliger Stätte!‘ Freue Dich also doppelt Deines gegenwärtigen Aufenthaltes, denn da draußen findet man in der Menschen- und Schriftwelt nur einen trostlosen Blick in die nächste Zukunft der Kirche. Daher erscheint es mir auch als eine Zumuthung, wenn auch eine liebenswürdige, daß ich mich bemühen soll, möglichst lang zu leben. — Gerne überlasse ich dies Dir, die Du noch im Eingange des Lebens stehst, während ich schon des Tages Last und Mühe getragen und mein Herz und Geist mürbe geworden sind.“

„Benutze nur gut die Stunde der wechselnden Umgebung“, heißt es in einem anderen Briefe, „und sammle fleißig Vorrath für die nüchternen Tage des Bonner Alltagslebens, das einem so leicht die Flügel lähmt und dem Blicke seine Schärfe so gerne nimmt. Wie freue ich mich auf Deine Berichte über Alles, was Deinem Blicke auf dem sichtbaren und unsichtbaren Gebiete begegnete, und Dich zuweilen die öde Kirchenwelt vergessen ließ! Könnte ich dies nur auch — allein die bösen Zeitungen und der Besuch des jungen Herrn Stieve aus München verhindern dies. Die Berichte des letzteren sprechen nur den Trost aus, daß die Dogma-Angelegenheit auf der letzten, tiefsten Stufe angelangt, und somit der Wetterschlag des göttlichen Zornes nicht fern mehr sein kann. Einem Wetterschlag geht gewöhnlich ein Wetterleuchten voran, und dies letztere zeigt sich unserem Auge noch nicht. Wohl aber tönt uns die Posaune der Ultramontanen gellend ins Ohr. Wir Beide werden wohl auch bald mit Glanz durchs

Examen fallen — dann ziehen nach dem schönen ernsten Norden zu den Eisbären, oder nach Ungarn zu Stroßmayer, der einzige noch aufrechtstehende Bischof. Ueber meine Gesundheit mache Dir keine Sorge, denn dies thu' ich auch nicht, obgleich sie eher abwärts als aufwärts schreitet. Bleibe nicht zu lange aus und behalte mich in treuem Andenken."

Einige Tage später schrieb sie an dieselbe: „Wiederholt schaute ich schon den langen Gang hinab bis zur Hausthüre, um zum frohen Willkommen Dir entgegenzueilen; statt dessen erhalte ich nur Deinen schriftlichen Gruß. Ja nur! — erkenne in diesem ‚nur' die Thatsache, daß ich es gar sehr mit dem lebendigen, mündlichen Verkehr halte, und selbst Dein lieber Brief mich mit Deinem Ausbleiben nur zum Theil versöhnen konnte. Trotz alledem muß ich Dir, schon aus christlicher Nächstenliebe noch obendrein dazu rathen, in Cöln, im so schönen Dom, Dich ins graue Alterthum zu vergraben und womöglich die grüne Gegenwart darüber zu vergessen. Ja, die so herbe, grüne, wässerige, geistlose und miserable Gegenwart, die uns keinen frohen Auf- und Ausblick in die nächste Zukunft mehr gestattet. In Baiern und am Niederrhein scheint übrigens die Opposition sich nicht in den Sand zu verlaufen, sondern sich eher auszubreiten. Was jetzt im Entstehen ist, sage ich Dir mündlich — auch eine Waffenthat, die Professor Reusch und ich ausgeführt, und glücklich gelungen ist — das Alles sollst Du, will's Gott, nächsten Sonntag von mir hören."

Die Waffenthat, welche sie in diesem Briefe erwähnt, war

die Hülfe, mit der sie damals in einem praktischen Falle der Noth, welche die Bischöfe über viele kirchlich gesinnte Katholiken gebracht hatten, abzuhelfen suchte. Der Professor der Geschichte, Kampschulte, der stets dem kirchlichen Leben nahegestanden und der ein offener Gegner der Unfehlbarkeit war, lag, schwer erkrankt, in Honnef und wünschte die Sterbesakramente zu empfangen. Der Dechant des Ortes, obgleich selbst kein Anhänger der neuen Lehre, wagte nicht, die Bitte zu erfüllen, und sandte eiligst einen Boten nach Cöln, von wo ihm die Antwort wurde, er müsse die Sakramente versagen. Professor Kampschulte hielt es hiernach für seine Pflicht, lieber auf dieselben zu verzichten, als seinen Glauben zu verleugnen. Schwester Augustine, die von diesem Vorfalle gehört hatte, ließ Professor Reusch auffordern, das heilige Abendmahl aus der Hospitalskapelle zu nehmen und seinem kranken Freunde, dessen Tod mit jedem Tage erwartet werden konnte, zu bringen. Sie sorgte, daß alle Schwestern und Dienstboten aus dem vorderen Theile des Hauses entfernt blieben, während sie selbst an der Thüre Wache hielt, bis Alles in der Kapelle besorgt war. So lange sie konnte, blickte sie, in der Thüre stehend, noch nach, ohne einen andern Gedanken fassen zu können, als den: „Mein Gott, mein Gott, leben wir denn zur Zeit der Christenverfolgungen?“

Eine ähnliche Hülfe leistete sie im Herbst, als der Domherr Baltzer aus Breslau in Bonn starb, dem sie durch Professor Langen die Sterbesakramente senden wollte; als derselbe zu ihm kam, war der Kranke aber bereits verschieden.

Schwester Augustine war stets bereit, sich in solchen äußersten Nothfällen thätig bei der Abhülfe zu betheiligen, die sie nicht nur für erlaubt, sondern für eine ernste Pflicht hielt. Von einem kleinen Einkommen, welches sie noch aus dem elterlichen Hause hatte und über welches ihr die Bestimmung zustand, schaffte sie einzelne Gegenstände an, welche sie „zum Gebrauch für die Altkatholiken“ in ähnlichen Fällen bestimmte.

Die Frage, wie dem herrschenden Nothstande abzuhelfen sei, trat unter solchen Verhältnissen unabweisbar hervor. Die Ansichten darüber waren indessen sehr getheilt. Während Einzelne, wie auch Schwester Augustine, es für Recht hielten, alle Folgen ihres kirchlichen Bekenntnisses ruhig über sich ergehen zu lassen, ohne sich selbst äußerlich von der Gemeinschaft, die sie für ausgestoßen erklärt hatte, zu trennen und sich nur im äußersten Nothfalle selbst zu helfen, wünschten und drängten Andere zu einem fester geordneten Zustande der Opposition hin, da die rechts- und hülflose Lage der Altkatholiken unmöglich auf eine voraussichtlich lange Reihe von Jahren zu ertragen war. Wieder Andere hielten gradezu Papst, Bischöfe und die ganze katholische Welt, soweit sie die Unfehlbarkeitslehre anerkannt hatten, für ausgeschieden aus der Kirche Christi, und die Sakramente, welche jene spendeten, für ungültig. Im Allgemeinen war indessen die Ansicht herrschend, daß nur eine provisorische Ordnung für die Altkatholiken, als einer mit der andern gleich berechtigten Partei innerhalb der Kirche, herzustellen sei, bis zur Zeit der Wiedervereinigung, und daß man nur eine Art „Nothgemein-

den" bilden dürfe, welche den kirchlichen Bedürfnissen Derjenigen Genüge zu leisten hätten, welche in ihren bisherigen Gemeinden von den Sakramenten ausgeschlossen würden. Gleichzeitig sollte hiermit ein Boden geschaffen werden, in dem nicht nur der Widerstand gegen die neue Lehre feste Wurzel fassen und für die Zukunft erstarken, sondern von dem aus auch mit Erfolg gegen die Unwissenheit, den Unglauben und die religiöse Gleichgültigkeit innerhalb der eigenen Partei gekämpft werden könne.

Döllinger warnte vor jedem Versuche zur Gemeindebildung, als einem Hindernisse zur künftigen Wiedervereinigung.

Im September trat in München der erste altkatholische Congreß zusammen, um die kirchliche Bewegung in Deutschland zu organisiren. In dem Programm, welches derselbe erließ, wurden die Grundsätze, auf welchen alle künftigen Schritte beruhen sollten, klar ausgesprochen.

Es heißt darin unter Anderem:

„1. In dem Bewußtsein unserer religiösen Pflichten halten wir fest an dem alten katholischen Glauben, wie er in Schrift und Tradition bezeugt ist, sowie an dem alten katholischen Cultus. Wir betrachten uns deshalb als wohlberechtigte Glieder der katholischen Kirche und lassen uns weder aus der Kirchengemeinschaft noch aus den durch diese Gemeinschaft uns erwachsenden kirchlichen und bürgerlichen Rechten verdrängen. Wir erklären die wegen unserer Glaubenstreue über uns verhängten kirchlichen Censuren für gegenstandslos und willkürlich und werden durch dieselben an der Bethätigung der kirchlichen

Gemeinschaft in unserem Gewissen nicht beirrt und nicht verhindert. Von dem Standpunkte des Glaubensbekenntnisses aus, wie es noch in dem sogenannten tridentinischen Symbolum enthalten ist, verwerfen wir die unter dem Pontifikate Pius' IX. im Widerspruche mit der Lehre der Kirche und den vom Apostel-Concil befolgten Grundsätzen zu Stande gebrachten Dogmen, insbesondere das Dogma von dem ‚unfehlbaren Lehramt' und von der höchsten, ordentlichen und unmittelbaren ‚Jurisdiction' des Papstes.

2. Wir halten fest an der alten Verfassung der Kirche. Wir verwerfen jeden Versuch, die Bischöfe aus der unmittelbaren und selbständigen Leitung der Einzelkirchen zu verdrängen. Wir verwerfen die in den vatikanischen Dekreten enthaltene Lehre, daß der Papst der einzige göttlich gesetzte Träger aller kirchlichen Autorität und Amtsgewalt sei, als im Widerspruche stehend mit dem tridentinischen Canon, wonach eine göttlich gestiftete Hierarchie von Bischöfen, Priestern und Diakonen besteht. Wir bekennen uns zu dem Primate des römischen Bischofes, wie er auf Grund der Schrift von den Vätern und Concilien in der alten ungetheilten christlichen Kirche anerkannt war.

a) Wir erklären, daß nicht lediglich durch den Ausspruch des jeweiligen Papstes und die ausdrückliche oder stillschweigende Zustimmung der dem Papste zu unbedingtem Gehorsam eidlich verpflichteten Bischöfe, sondern nur im Einklange mit der h. Schrift und der alten kirchlichen Tradition, wie sie niedergelegt ist in den anerkannten Vätern und Concilien, Glaubens-

sätze definirt werden können. Auch ein Concil, welchem nicht, wie dem vatikanischen, wesentliche äußere Bedingungen der Oekumenicität mangelten, welches aber in allgemeiner Uebereinstimmung seiner Mitglieder den Bruch mit der Grundlage und Vergangenheit der Kirche vollzöge, vermöchte durchaus keine, die Glieder der Kirche innerlich verpflichtenden Dekrete zu erlassen.

b) Wir betonen, daß die Lehrentscheidungen eines Concils im unmittelbaren Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes und in der theologischen Wissenschaft sich als übereinstimmend mit dem ursprünglichen und überlieferten Glauben der Kirche erweisen müssen. Wir wahren der katholischen Laienwelt und dem Clerus, wie der wissenschaftlichen Theologie bei Feststellung der Glaubensregeln das Recht des Zeugnisses und der Einsprache.

3. Wir erstreben unter Mitwirkung der theologischen und canonistischen Wissenschaft eine Reform in der Kirche, welche im Geiste der alten Kirche die heutigen Gebrechen und Mißbräuche heben und insbesondere die berechtigten Wünsche des katholischen Volkes auf Theilnahme an den kirchlichen Angelegenheiten erfüllen werde. Wir erklären, daß der Kirche von Utrecht der Vorwurf des Jansenismus grundlos gemacht wird und folglich zwischen ihr und uns kein dogmatischer Gegensatz besteht. Wir hoffen auf eine Wiedervereinigung mit der griechisch-orientalischen und russischen Kirche, deren Trennung ohne zwingende Ursachen erfolgte und in keinem wesentlichen dogmatischen Unterschiede begründet ist. Wir erwarten unter Voraussetzung der angestrebten Reformen und auf dem Wege

der Wissenschaft und der fortschreitenden christlichen Cultur allmählich eine Verständigung mit den übrigen christlichen Confessionen, insbesondere mit den protestantischen und den bischöflichen Englands und Amerika's.

4. Wir halten bei der Heranbildung des katholischen Clerus die Pflege der Wissenschaft für unentbehrlich. Wir betrachten die künstliche Abschließung des Clerus von der geistigen Cultur des Jahrhunderts (in Knaben-Seminarien und einseitig von Bischöfen geleiteten höheren Lehranstalten), bei dessen großer pädagogischer Bedeutung für das Volk als gefährlich. Wir wünschen die Mitwirkung der weltlichen Obrigkeiten zur Erziehung und Heranbildung eines sittlich frommen, wissenschaftlich erleuchteten und patriotisch gesinnten Clerus. Wir verlangen für den sogenannten niederen Clerus eine würdige und gegen jegliche hierarchische Willkür geschützte Stellung. Wir verwerfen die durch das französische Recht eingeführte und neuestens allgemeiner angestrebte willkürliche Versetzbarkeit (amovibilitas ad nutum) der Seelsorgsgeistlichen.

5. Wir halten zu den die bürgerliche Freiheit und humanitäre Cultur verbürgenden Verfassungen unserer Länder, verwerfen darum auch aus staatsbürgerlichen und culturhistorischen Gründen das den Staat bedrohende Dogma von der päpstlichen Machtfülle, und erklären unseren Regierungen im Kampfe gegen den im Syllabus dogmatisirten Ultramontanismus treu und fest zur Seite zu stehen.

6. Da offenkundig durch die sogenannte ‚Gesellschaft Jesu' die gegenwärtige unheilvolle Zerrüttung in der katho-

lischen Kirche verschuldet worden ist; da dieser Orden seine Machtstellung dazu mißbraucht, um in Hierarchie, Clerus und Volk culturfeindliche, staatsgefährliche und antinationale Tendenzen zu verbreiten und zu nähren; da er eine falsche und corrumpirende Moral lehrt und übt, — so sprechen wir die Ueberzeugung aus, daß Friede und Gedeihen, Eintracht in der Kirche und richtiges Verhältniß zwischen ihr und der bürgerlichen Gesellschaft erst dann möglich ist, wenn der gemeinschädlichen Wirksamkeit dieses Ordens ein Ende gemacht sein wird.

7. Als Glieder der katholischen, noch nicht durch die vatikanischen Dekrete alterirten Kirche, welcher die Staaten politische Anerkennung und öffentlichen Schutz garantirt haben, halten wir auch unsere Ansprüche auf alle realen Güter und Besitztitel der Kirche aufrecht.

München, 21. Septbr. 1871."

Auf diesem Congresse wurde in Anbetracht der Verhältnisse, die kirchlich ganz abnorm und noch nicht durch staatliche Gesetze geregelt seien, folgender Beschluß gefaßt:

„1. An allen Orten, wo sich das Bedürfniß einstellt und die Personen vorhanden sind, ist eine regelmäßige Seelsorge herzustellen. Ob der Fall vorliege, können nur die Lokalcomités beurtheilen.

2. Wir haben ein Recht darauf, unsere Priester vom Staate, wo und so lange kirchliche Akte Voraussetzungen bürgerlicher Rechte sind, als zur Vornahme solcher berechtigt anerkannt zu sehen.

3. Wo dies möglich ist, soll um diese Anerkennung eingeschritten werden.

4. Der Einzelne ist bei unsrem Nothstand im Gewissen berechtigt, zur Vornahme bischöflicher Funktionen fremde Bischöfe anzugehen; wir sind berechtigt, sobald der richtige Moment gekommen ist, zu sorgen, daß eine regelmäßige bischöfliche Jurisdiktion hergestellt werde."

Schwester Augustine hatte dem Verlauf des ersten altkatholischen Congresses mit einiger Sorge entgegengesehen, da sie fürchtete, es möchten im Eifer Beschlüsse gefaßt werden, welche als wirkliche Hülfe von zweifelhaftem Werthe seien, und welche dagegen unzweifelhaft die Trennung von den andern Katholiken vergrößern und über die Grenzen der durch die Noth gebotenen Selbsthülfe hinausgehen würden. Als einen solchen Beschluß hatte sie z. B. die Bildung von besonderen Gemeinden gefürchtet. Später änderte sie ihre Ansicht hierüber insoweit, als sie dieselben für „nothwendige Uebel" hielt und wiederholt erklärte: „Seien diese Gemeinden einmal ins Leben getreten, so sei es für Alle, welche innerlich an dem alten Glauben festhalten wollten, eine einfache und unter allen Umständen unzweifelhafte Pflicht der Wahrheit, sich diesen Gemeinden äußerlich anzuschließen."

Auch über diese Verpflichtung waren die Ansichten unter den Altkatholiken selbst weit auseinandergehend, indem grade unter den wahrhaft kirchlich Gesinnten Manche einen solchen Schritt als eine Art „Rebellion" gegen die, wenn auch

irrende, so doch rechtmäßige kirchliche Obrigkeit ansahen und daher davor zurückschreckten.

Im Allgemeinen waren die Befürchtungen, die Schwester Augustine vor dem Congresse hegte, durch das Ergebniß desselben nicht bestätigt worden, und sie schrieb im Oktober an Frau Cornelius: „Sage Carl, daß mich der Inhalt des Münchener Programms sehr beruhigt hat. Du wirst es erleben, daß die wahre Kirche aus ihrem Verfall sich wieder erheben wird, und dann sind die gebrachten Opfer nicht zu schwer dafür. Ich beneide wirklich die Herren alle, die sich jetzt so muthig der Kirche in ihrer Schmach annehmen und dafür nur Verwünschungen als Lohn erhalten."

In Folge der Beschlüsse des Münchener Congresses wurden in verschiedenen Städten um die Ueberlassung oder um das Mitbenutzungsrecht einer Kirche Schritte gethan; in München war dies bereits vorher geschehen; in Cöln erhielten die Altkatholiken durch Anweisung der Regierung die Mitbenutzung der Militärkirche, St. Pantaleon, während in Bonn das gleiche Gesuch in Betreff der städtischen Kirchhofskapelle von dem Stadtrath abgewiesen wurde.

Bisweilen wurde an Schwester Augustine damals die Frage gestellt, was sie thun werde, im Falle es in Bonn zu der Gründung einer besonderen Gemeinde kommen werde? Sie gab zur Antwort: „Der liebe Gott wird mich, ehe es dazu kommt, zu sich nehmen."

XIV.

Letzte Lebenszeit und Tod.

Im Frühjahr 1871 war Schwester Augustine an einem heftigeren Anfalle ihres mehrjährigen Leidens erkrankt, welches sich hauptsächlich in Husten und furchtbaren Beklemmungen äußerte. Schon seit langen Jahren konnte sie nur noch in sitzender Stellung schlafen, und auch dann brachten ihr die Nächte noch viele schlaflose Stunden, in denen die Athemsnoth sie keine Ruhe finden ließ. Dennoch hatte sie dieselben nicht ungern. Sie ersetzten ihr gewisser Maßen die so geliebten Nachtwachen früherer Zeit. Sie fühlte sich dann „mit ihrem Gott allein" und gab „den Gedanken Audienz", wie sie sagte.

Nachdem sie sich von dem Anfalle, der dieses Mal schlimmer gewesen wie je, wieder erholt hatte, sagte sie bedauernd: „Ich hatte so sicher darauf gerechnet, der liebe Gott werde mich holen, und ich freute mich, von oben herunter zuzusehen, wie ihr hier unten euch abzappelt! aber es dauert nicht mehr lange, dann ruft er mich." Ein Lieblingswunsch, den sie be=

reits längere Zeit gehegt, regte sich aufs Neue in ihr, die Sehnsucht nämlich, einen Tag außerhalb der Mauern des Hospitals zuzubringen. War es doch ihr ganzes Leben lang eine ihrer innigsten Freuden gewesen, einen Blick in die Schönheit der Natur zu thun, eine Freude, die ihr während ihres Ordenslebens nur bei seltenen Gelegenheiten zu Theil wurde.

„Wenn ich hier vom Fenster aus in das frische Grün der Bäume und auf die unzählbaren Knospen und Blüthen des Frühlings schaue", so hatte sie einst geschrieben, „dann erwacht immer in meinem Herzen eine so seltsam ungestüme Sehnsucht. Den Wanderstab möchte ich ergreifen, um fortzuziehen aus diesen eng umschließenden Mauern, ohne zu wissen und deutlich mir sagen zu können, wohin? Ist dieser zeitliche, irdische Frühling ein schwaches Schattenbild des Frühlings dort oben, den kein Sturm mehr zu entblättern vermag, und sehnt sich meine Seele nach dieser ihrer Heimath? Warum erbebe ich dann vor dem Tage und der Stunde, die mich aus dieser engen Wohnung der Menschen erlösen soll, um vor meinem geistigen Auge die ewige Frühlingspracht zu entfalten? Ach das so schmerzliche Bewußtsein des Ungehorsams drängt sich wohl zwischen mein und des Vaters Herz, und so kann ich nicht mit der ganzen ungetheilten Sehnsucht in seine Arme eilen!"

Sobald Schwester Augustine sich wohl genug fühlte, wurde in den ersten Tagen des August eine Fahrt nach dem einige Stunden oberhalb Bonn gelegenen Unkel beschlossen, wo eine Verwandte ihren Sommeraufenthalt genommen hatte. In

aller Frühe wurde aufgebrochen und mit dem ersten Dampf=schiff rheinaufwärts gefahren in die ganze Pracht eines Sommer=morgens hinein.

Wie eine goldene Brücke lagen die Strahlen der Morgen=sonne über dem Wasser, während die Schatten langsam von den Bergen hinabstiegen. Schwester Augustine hatte sich mit ihren beiden Begleiterinnen an der äußersten Spitze des noch menschen=leeren Schiffes niedergelassen, und sie schaute glückselig auf den herrlichen Rheinstrom hinaus; es war, als wolle sie einen letzten Abschied nehmen von der schönen, freien Gotteswelt.

„Ach, mir ist so wohl, so wohl!“ rief sie bisweilen aus, „ich kann Dir nicht sagen, wie gut mir ein solcher Tag außerhalb der Mauern thut!“ Sie ließ sich die Sagen er=zählen, die auf den Bergen und in den verborgenen Thälern des Siebengebirges gewachsen sind, und erfreute sich besonders an der lieblichen Legende von jenem Mönche zu Heisterbach, dem über dem Gesang eines Waldvogels 100 Jahre und 1 Tag vergingen. Zuweilen neckte sie auch die gute Küchen=schwester, die ernsthaft in einer Ecke saß und das Auge kaum aus dem Brevier erhob: „Aber Fäzchen (Schwester Boni=fazia), da sehen Sie sich doch nur einmal um, so was kriegen Sie nicht oft zu sehen!“

Während der Fahrt hatte sie ihr Leiden ganz vergessen, an welches sie auf dem kurzen, aber steilen Wege vom Lande=platze in Unkel bis zur Wohnung ihrer Verwandten nur um so schlimmer sollte erinnert werden. Sie vermochte kaum einige Schritte zu gehen, ohne dazwischen längere Zeit er=

schöpft zu ruhen und mühsam nach Athem zu ringen. Es war für ihre Begleiterinnen ein überaus schmerzlicher Anblick, der sie klar ahnen ließ, wie kurze Zeit des Zusammenseins mit Schwester Augustine ihnen noch beschieden sei.

Mit Freuden wurde sie von ihrer Verwandten begrüßt, bei welcher sie bis zur Rückfahrt des Abends fröhliche Stunden verlebte. Es war der letzte sonnige Tag in ihrem Leben.

Kurz nach dieser Fahrt erkrankte sie an einem Ruhranfall, so daß sie einige Wochen lang außer ihren Schwestern Niemanden zu sich ließ. Ernste Tage brachte sie in der Stille des Krankenzimmers zu, während deren sie über ihr ganzes vergangenes Leben Rückschau hielt.

Im Oktober sandte sie einige Zeilen an eine ihrer Verwandten: „Da ich fast glauben darf heute, daß die unsichtbaren Elemente der Ansteckung aus meiner unmittelbaren Nähe verschwunden sind, so darf ich wohl auch heute dieses Wischchen von meinem Bette aus Dir senden, schwer beladen mit den herzlichsten Grüßen an Dich und die lieben Deinigen. Wie es mir geht, das verkünden Dir sattsam die Schwestern; wie es auf dem geistigen Gebiete aussieht, das sage ich selbst Dir und zwar Dir am liebsten. Fast immer allein — und doch mich nicht allein fühlend —, wehmüthig, oft schmerzlich bewegt, daß ich Sein Nahesein so oft mit Undank gelohnt und mich somit dessen unwürdig gemacht, — daß Er trotz alledem mich nicht gelassen und grade jetzt wieder mich Sein Nahesein fühlen läßt, macht mich so froh und so tief beschämt. Halten wir treu zu Ihm! wir finden Ihn immer, wenn die jetzige

Kirche uns auch nicht mehr den Weg zu zeigen vermag. Wie traurig es dort noch aussieht, das lese ich mir in den täglichen Berichten heraus — wo wird dieser entsetzliche Zustand seine letzte Stufe finden?“ —

In denselben Tagen schrieb sie an Frau Cornelius: „Mein Vivat zum herannahenden Geburtstag bringt heut aus so schwacher Brust, und kaum können die zitternden Hände Dir dasselbe zubringen. . . . Ob wir diesen Tag noch einmal hier unten zusammen feiern werden, bezweifle ich sehr; obgleich die böse Ruhr im Abnehmen ist, so wird ja doch der ernstere Theil meines Leidens bleiben, was mir der Husten und die geschwollenen Füße ja täglich neuerdings sagen. In Gedanken bin ich viel bei euch und theile treulich Alles mit euch und fühle somit die jetzige Einsamkeit weniger dadurch. Das schöne Buch von Carl (‚Le père Lacordaire‘), für das ich herzlich danke, habe ich jetzt gelesen und an Vielem darin mich erfreut; wenn ich auch so manche seiner Anschauungen nicht theile, so halte ich ihn doch für einen in seiner Zeit doppelt werthvollen Charakter. Was Montalembert in der Vorrede sagt, hat mich sehr überrascht und gefreut. Ach lebte er doch noch gerade jetzt!“

Ende Oktober konnte sie zum ersten Mal wieder den Besuch einer Verwandten annehmen, sie empfing dieselbe mit ihrem heitersten Lächeln und sah so glücklich aus, wie seit langer Zeit nicht; sie erzählte, sie habe mit ihrem Leben während dieser Krankheit, die ihre letzte sein werde, Abschluß gehalten. Ihre Verwandte versuchte ihr diesen Gedanken auszureden, indem

sie ihr versicherte, Gott werde gewiß die vielen Bitten um ihre Gesundheit erhören. Da sah Schwester Augustine sie mit einem großen und freudigen Blick an und erwiederte fest: „Ja, Er wird mich gesund machen, aber anders, als Du glaubst.“

Sie nahm von nun an wieder öfters Besuche entgegen. Vor dem Wiedersehen mit Professor Hilgers fürchtete sie sich, weil sie glaubte, derselbe werde bei seinem eigenen leidenden Zustande heftig dadurch erschüttert werden, zumal da sie ihm diesmal seine Befürchtungen für sie nicht ausreden konnte. „Ich bin dem Tode so nahe, da darf ich nicht lügen“, sagte sie.

Endlich entschloß sie sich, den alten Freund kommen zu lassen; in das Krankenzimmer eingetreten, brach Hilgers in Thränen aus und begann gleich darauf, Schwester Augustine ausführlich von seinen eigenen Leiden zu erzählen, ohne nach ihrem Befinden auch nur zu fragen. Schwester Augustine war von diesem Wiedersehn schmerzlich berührt, da sie sehn mußte, wie gebrochen die geistige Kraft ihres alten Freundes war. Obgleich sie schon seit mehreren Jahren aufgehört hatte, ihn als Halt und Rathgeber anzusehn, so erweckte ihr dennoch diese unerwartete Theilnahmlosigkeit ihrem elenden Zustande gegenüber aufs Neue ein wehmüthiges Gefühl der Vereinsamung.

Während ihrer Krankheit hielt Schwester Augustine immer noch die Zügel des Haushaltes fest in der Hand. Wegen jeder Anordnung mußten die Schwestern mit ihr berathschlagen und über die Ausführung derselben, sowie über die Kranken des Hauses an ihrem Bett Bericht erstatten. — Bei ihrer

großen Mattigkeit erforderte es eine ungemeine Energie, um nach solchen arbeitsvollen Tagen Abends noch Besuche sehen und an den Interessen Anderer Theil nehmen zu können.

Den meisten ihrer Freunde machte es einen tiefen Eindruck, wie klar und ruhig Schwester Augustine von dieser Krankheit als der letzten ihres Lebens sprach, und wie friedlich sie dem Tode entgegensah. „Die hat ja Alles unter den Füßen! Sie hat wahrhaft die Welt überwunden!“ rief ein lutherischer Geistlicher bewundernd aus, der durch seine Schwester, eine Freundin der Oberin, Zutritt ins Krankenzimmer gefunden hatte.

Der äußere Frieden ihres Krankenzimmers sollte indessen nicht ungetrübt bleiben. Eine im Hause eingemiethete Person, die an den Besuchen suspendirter Geistlicher im Hospital Anstoß nahm, hielt es für ihre Pflicht, Schwester Augustine deshalb zu denunciren und dieselbe überhaupt wegen ihres Glaubens bei ihren Oberen zu verdächtigen. Geschärft war deren Gewissenhaftigkeit wohl durch den Umstand, daß sie bereits seit Jahren wiederholt Eingriffe in das Hausregiment versucht hatte, welche Schwester Augustine, obwohl sie die Energie und Umsicht der Person oft lobend anerkannte, entschieden zurückgewiesen und dieselbe auf die ihr zukommende Stellung aufmerksam gemacht hatte.

Die Folgen der Denunciation ließen nicht lange auf sich warten. Ende Oktober erschien die Novizenmeisterin aus Trier, um im Auftrage der Generaloberin aus Nancy Schwester Augustine ihr Glaubensbekenntniß in Betreff der Unfehlbarkeit abzufordern. Die Novizenmeisterin fügte hinzu: die General=

oberin glaube nicht, daß Schwester Augustine sich dieser Lehre nicht unterworfen habe, fände es aber erklärlich, wenn dieselbe sie beunruhige, da ja einer der suspendirten Professoren gegen 20 Jahre im Hospital gepredigt, einer mehrere Jahre celebrirt und einer viele Jahre Beichtvater gewesen sei.

Schwester Augustine erklärte hierauf sehr ruhig und bestimmt, daß sie wegen dieses Dogma's durchaus nicht beunruhigt sei, da sie ganz entschieden nicht daran glaube; wenn sie auch keinen jener Herren gekannt, so würde sie dennoch die Infallibilität für unrichtig gehalten haben; sie sei keine Sekunde darüber im Unklaren gewesen und sei jetzt, angesichts des Todes, dabei ruhiger wie je.

Erschrocken frug hierauf die Novizenmeisterin weiter, ob sie etwa auch nicht an die Lehre von der unbefleckten Empfängniß Mariä glaube? „Nein", erwiederte Schwester Augustine, „daran glaube ich als Dogma ebenso wenig." Nachdem sie noch erklärt: sie wolle ihren katholischen Glauben, in dem sie geboren und erzogen worden, den sie ihr ganzes Leben lang treu festgehalten habe und der in jeder Lage ihr Halt und Trost gewesen sei, festhalten bis zum Tode, neue Lehren aber lasse sie sich nicht aufdrängen, — reiste die Novizenmeisterin nach Trier zurück.

Schwester Augustine war nach Ablegung ihres Glaubensbekenntnisses sehr froh und glücklich. Sie erzählte nachher, wie ihr die Worte des Herrn lebendig vor der Seele gestanden hätten: „Wenn sie euch aber in die Synagoge führen und zu den Obrigkeiten und Gewalthabern, so seid

nicht besorgt, wie oder was ihr antworten oder was ihr sagen sollt. Denn der h. Geist wird euch in derselben Stunde lehren, was ihr sagen müßt.“ Sie habe auch nicht lange überlegt, sondern geantwortet, wie ihr ums Herz gewesen sei, und sie habe das Gefühl, gut geantwortet zu haben. Es war ihr außerdem eine Beruhigung, daß ihre Oberen nicht mehr im Zweifel sein konnten, wie sie zu den veränderten kirchlichen Zuständen stehe. Mit größter Ruhe sah sie der Zukunft entgegen und den Folgen ihres freimüthigen Bekenntnisses.

Ohne vorhergegangene Ankündigung trafen am 7. November die Oberinnen aus Nancy und Trier im Hospital ein; in stürmischer Weise drangen sie in das Krankenzimmer. Schwester Augustine hatte sich kurz vorher von ihrem Bette erhoben und war daher athemlos und erschöpft. Auf ihren hülflosen Zustand wurde indessen keine Rücksicht genommen, sondern nochmals kategorisch ihr Glaubensbekenntniß verlangt, welches Schwester Augustine wie früher der Novizenmeisterin gegenüber ablegte. Die Generaloberin wollte ihr Bedenkzeit geben, welche sie aber als unnöthig ablehnte. Die Generaloberin erwiederte hierauf: „Dann können Sie nicht im Hause bleiben“, worauf Schwester Augustine antwortete: „Wenn Sie mich auf die Straße setzen, so wird sich wohl Jemand finden, der mich dort aufhebt.“

Hierauf wurde mit der Bemerkung: „Eine Ketzerin können wir nicht im Orden behalten“, ihre Absetzung ausgesprochen und Schwester Gertrud beauftragt, in den Sälen des Hospi-

tals die Absetzung der geliebten Mutter und die Ernennung der Schwester Emmanuel (Elisabeth von Biegeleben) zur Oberin zu verkünden. Dieser Auftrag überstieg fast die Kräfte der langjährigen, treuen Mitschwester. Weinend verkündigte sie die Botschaft, und lautes Jammern und Schluchzen war die Gegenantwort der Kranken und Armen.

Die Verwirrung und der Jammer im Hospital waren unbeschreiblich; je nach den verschiedenen Charakteren weinten und trauerten die Einen und suchten Ruhe in den entlegensten Zimmern des Hauses, während Andere laut ihrem Unmuthe durch Schelten und unliebsame Bemerkungen über die französische Oberin und deren Begleiterinnen Luft machten. „Eine Oberin können sie uns hinsetzen", sagte im ersten Schmerz eine Schwester, ein resolutes Bauernmädchen; „aber eine Mutter können sie uns nicht wiedergeben."

Hier und da standen in den Corridors die armen Leute und die Dienstboten des Hauses in Gruppen zusammen, eifrig das unerwartete Ereigniß besprechend, es nach Gutdünken vergrößernd uud ausmalend, bis sie bei dem Erscheinen einer der fremden Schwestern scheu auseinanderstoben.

Schwester Augustine selbst war durch die ungestüme und herzlose Art, mit der man ungeachtet ihrer schweren Krankheit gegen sie verfahren, körperlich und geistig tief erschüttert; und doch galt ihr Schmerz weniger ihrem eigenen Leid, als ihrer Kirche. Sie selbst hatte nun ein Beispiel erlebt, durch welche Gewalt und durch welchen Zwang der Lehre von der Unfehlbarkeit Eingang in der Kirche erkämpft wurde; unter

Thränen rief sie aus: „O Gott, was hat man aus deiner Kirche gemacht!“

Am 8. November schrieb sie einer Bekannten: „Im größten Vertrauen theile ich Ihnen mit, daß vorige Woche die Oberinnen von Nancy und Trier gekommen sind, um mein Glaubensbekenntniß mir abzufordern. Ich habe es abgelegt nach Pflicht und Gewissen — Gott sei Dank dafür. Nun haben sie gestern mich als Oberin abgesetzt, eine neue Oberin bereits kommen lassen, die nun hier das Haus regieren wird — ganz unfehlbar! —, während ich als sehr fehlbare Ketzerin verurtheilt hier im Bette liege. Schreiben Sie mir daher nicht mehr, weil mir jetzt alle Briefe erbrochen und zurückgehalten werden, sobald“ (fehlendes Wort) „nicht heilig sind. Ich meinestheils freue mich unendlich, ein wenig der schmerzlichen Verfolgung auch zu erdulden, die ja so Viele getroffen hat. — Gott sei Dank, darf ich auf baldigen Tod hoffen.“

Die Generaloberin aus Nancy beabsichtigte, Schwester Augustine mit sich zu nehmen, zunächst nach Trier und dann nach Nancy, um ihr dort, getrennt von den Ihrigen, wirksamer zusetzen zu können; auf die Frage, ob sie die Fahrt bis dahin in kurzen Tagereisen wohl vertragen könne, antwortete sie: sie wisse das nicht; es sei ihr aber gleich, ob sie hier oder unterwegs sterbe.

Geheimrath Velten legte ein entschiedenes Veto gegen die Reise ein. Derselbe stand ihr in jenen Tagen mit großer Treue zur Seite und that, was er in seiner Stellung als Hausarzt vermochte, sie zu schützen. Mit Schwester Augustine

hatte er gleichzeitig sein Amt übernommen, und nachdem man ihr das ihrige entrissen, legte auch er die freiwillig übernommene Stellung nieder, indem er dem Curatorium die Kündigung für Neujahr einreichte.

Schwester Augustinens in Bonn wohnende Verwandten hörten erst am Abend des zweiten Tages von dem Vorgefallenen. Geängstigt eilte ihre Cousine ins Hospital, wo sie Schwester Gertrud in der Apotheke beschäftigt fand, in so verwirrtem Zustand und so heftig weinend, daß dieselbe kaum im Stande war, Auskunft zu geben. Das Verlangen, Schwester Augustine selbst zu sprechen, wurde von der Generaloberin abschlägig beschieden, und erst am andern Morgen gelang es ihr, zu Schwester Augustine durchzudringen. Dieselbe konnte zuerst vor Schmerz und tiefer Bewegung kaum sprechen; endlich erzählte sie mit leiser Stimme das Geschehene, wie man ihr alle Schlüssel abverlangt habe und sie argwöhnisch bewache und beobachte; keinen ihrer Freunde dürfe sie mehr sprechen, und die ihr befreundeten Damen sollten nur dann zugelassen werden, wenn sie an die Infallibilität glaubten. Auf die Bitten, das Hospital zu verlassen und in das Haus ihrer Verwandten zu kommen, antwortete sie ausweichend, weil sie noch ungewiß war, was sie thun sollte. Während Beide mit einander redeten, öffnete sich die Thüre und eine Frau eilte unter lautem Weinen auf Schwester Augustine zu. Sie drückte ihre Hände und konnte vor Schluchzen immer nur die Worte hervorbringen: „O Mutter, liebe Mutter!“ Es war eine ältere Bürgersfrau, die seit langen Jahren freiwillig die Markt-

einkäufe für das Hospital besorgte, theils um der Kranken willen, theils aus Liebe zu Schwester Augustine, welche ihrerseits viel auf die brave, einfache Frau hielt.

Den energischen Gegenvorstellungen des Arztes und der Verwandten gegen die beabsichtigte Ueberführung nach Nancy, namentlich aber der Drohung, die Sache dem Oberprokurator zur Anzeige zu bringen, sobald man es wagen werde, die todtkranke Oberin gegen ihren Willen von Bonn wegzuschleppen, gelang es, eine Aenderung in dem bisherigen Verfahren herbeizuführen.

Die französische Generaloberin reiste eiligst ab. Schwester Augustine durfte wieder ungehindert ihre Freundinnen und Verwandten sehen, und überhaupt wurde der Ton, in welchem man mit ihr verkehrte, geändert. Aeußerlich wurde wieder auf ihren leidenden Zustand Rücksicht genommen; sogar Wunderwasser von Lourdes oder von La Salette in einer kleinen dunkelblauen Flasche bot man ihr an, wahrscheinlich um auf übernatürliche Weise zu heilen, was durch die Behandlung der letzten Tage verschlimmert worden war. „Was hilft mir das Alles", sagte Schwester Augustine schmerzlich, „nachdem man mir das Messer ins Herz gestoßen." Die Tage, die nun folgten, waren ein unausgesetztes geistiges Martyrium für sie. Ihre Seele fühlte sich wie von tausend Dornen umgeben, die sie bei der leisesten Bewegung schmerzlich verwundeten.

Von allen Seiten kamen inzwischen von Freunden und Verwandten Aufforderungen an sie, den Orden zu ver-

lassen und bei ihnen eine Ruhestätte anzunehmen. Ihr alter Freund Hilgers, die Familien Mendelssohn und Simrock, die nah und fern wohnenden Verwandten und noch manche Andere wetteiferten mit Bitten, ihr Haus als Asyl zu wählen. Von allen Anerbietungen rührte keins sie tiefer, wie das einer armen Klavierlehrerin, welche einige Zeit im Hospital krank gelegen hatte und nun an einem kleinen Orte unweit Bonn mit ihrer Mutter lebte und diese mit Stundengeben erhielt. Aufs beweglichste bat dieselbe Schwester Augustine, zu ihr zu kommen, und versprach ihr die liebevollste Pflege. „Mit meinen Feinden", sagte sie später, „bin ich leicht fertig geworden; mit meinen Freunden, das war schwerer!"

Schwester Augustine glaubte, man werde sie förmlich aus dem Orden ausstoßen, und für diesen Fall gedachte sie eins der Anerbieten anzunehmen; da indessen vorläufig nichts davon verlautete, so beschloß sie, ihrerseits nicht aus dem Orden auszutreten, denn sie war, wie sie schrieb, „fest entschlossen, erst der sterbenden Hand die Fahne entsinken zu lassen, der sie zu dienen gesucht". Vielleicht würde sie unter anderen Verhältnissen und bei noch kräftiger Gesundheit es für Recht und Pflicht gehalten haben, den Orden zu verlassen und sich anderswo einen ähnlichen Wirkungskreis zu suchen; allein es waren ernste Gründe vorhanden, welche sie bestimmten, in demselben zu bleiben. Einer derselben war, daß sie bei dem Eintritt in den Orden außer den gewöhnlichen drei Klostergelübden noch ein viertes abgelegt hatte, nämlich das Gelübde, niemals freiwillig das Kloster zu verlassen.

Der tiefste Grund aber, der sie zum Ausharren im Orden bewegte, war der Gedanke, daß Alle, die für ihren Glauben öffentlich eintreten, die ernste Verpflichtung haben, demselben durch ihre ganze Handlungsweise Ehre zu machen. Nicht um ihrer selbst, nicht um ihrer eigenen Ehre willen, wollte sie in dem Orden, der sie wie eine Unwürdige behandelte, aushalten bis zum Tode, sondern einzig und allein um der Sache willen, für die sie einstand; sie wollte den Gegnern derselben durch ihr persönliches Verhalten auch nicht den geringsten Anlaß zu Schmähungen gegen diese Sache geben. „Ich gehe keinen Schritt weiter", sagte sie, „als man mich stößt." — Eine Freundin hatte ihr in jenen Tagen geschrieben: „In den Augen Derer, welche Dich quälen, ist das Verbrechen, nicht an die Unfehlbarkeit zu glauben, so groß, daß alles Andere, ob Du im Orden bleibst oder austrittst, daneben ganz gleichgültig ist. Sie werden Dir keine Ruhe lassen und es nicht würdigen, daß Du bis zuletzt bei ihnen aushalten willst" u. s. w.

Hierauf erwiederte sie: „Du hast Recht in Allem, was Du mir geschrieben hast; um der Menschen willen, die jetzt leben, thue ich das auch nicht, denen gegenüber ist doch Alles vergeblich; aber wegen derer, die später leben, darf ich und kann ich nicht anders handeln. Sonst würden sie sagen können: da seht, wie Die, welche nicht an die Unfehlbarkeit glauben, auch sonst ihre Pflichten über Bord geworfen haben."

Schwester Augustine fühlte indessen tief, daß sie in dem Hause, welches sie als ihre Heimath geliebt und in welchem

sie so lange als Mutter geschaltet und gewaltet hatte, als Fremde weder leben noch die Ruhe zum Sterben werde finden können. Nach ernstem Nachdenken beschloß sie, sich nach Vallendar, einer kleinen Stadt in der Nähe von Coblenz, bringen zu lassen. Die Oberin des dortigen Hospitals, Schwester Hedwig, kannte und liebte sie seit langen Jahren um ihrer großen Herzensgüte und Einfachheit willen. Ihren Oberen war dieser Vorschlag angenehm. Nachdem wegen ihrer Aufnahme in Vallendar die nöthigen Anordnungen getroffen worden, ließ sie am Abend des 13. November Geheimrath Velten zu sich bitten, um dessen Erlaubniß zu der Reise zu erwirken. Nachdem er lange in dem Krankenzimmer verweilt, verließ er das Hospital mit der kurzen Bemerkung: „Sie geht morgen, und ich habe es erlaubt; sie will durchaus."

Den Abschiedsschmerz hatte Schwester Augustine in der vorhergegangenen schlaflosen Nacht in der Stille durchgekämpft und war nun nach dem entscheidenden Worte des Arztes ruhig und gefaßt. Sie sprach davon, wie unser ganzes Leben mit Freude und Leid in Gottes Hand ruhe, und daß keine Verlassenheit so groß und keine Seelennoth so tief sei, aus der Er nicht helfen könne; sie erinnerte an einzelne Stellen der heiligen Schrift, die ihr besonders lieb waren, namentlich an das Wort: „In Seine Hände hat Er uns geschrieben."

Die beiden Novizen, die im Hause waren, kamen ihr „Gute Nacht!" zu wünschen; sie hatten wohl keine Ahnung von dem nahe bevorstehenden Abschied. Fröhlich scherzend standen sie vor ihr; die eine derselben, welche Schwester Augustine beson=

ders liebte und die den gleichen Namen wie sie trug, sagte ihr: „Morgen haben wir Novizen Festtag, St. Stanislaus, da wollen wir für unser liebes Mütterchen zur heiligen Communion gehen, damit sie uns bald wieder gesund wird.“ Schwester Augustine winkte ihnen freundlich zu und dankte ihnen für ihre Liebe. — Es war ein schneidender Contrast: die fröhlichen jungen Novizen in der vollen Kraft ihrer Jugend, die das Leben im Orden noch im ungetrübten idealen Glanze vor sich liegen sahen, und Schwester Augustine, von Krankheit und Schmerz gebeugt in ihrem Lehnstuhle, der ihre Ideale in Kirche und Kloster längst zusammengebrochen waren, und die in dem Orden, in welchem sie 32 Jahre lang ihren Beruf treu erfüllt, nun ganz vereinsamt und mit Schmach überhäuft dastand.

Am Morgen des 14. November schied sie aus dem Hause, welches sie so sehr geliebt hatte, als „den Hafen ihres Glückes“, „den Ort, wo es allein gut für sie war“, als ihr „liebes Zuhause“; still und unbemerkt ging sie, wie sie auch einst vor Jahren gekommen war. Um schmerzliches Abschiednehmen zu vermeiden, hatte sie nur sehr Wenigen kurz vorher von ihrer Abreise gesagt, und aus demselben Grunde ließ sie sich nicht nach dem Bahnhofe in Bonn, sondern in einem Wagen nach der Haltestelle des Trajektzuges bringen. Die beiden Schwestern Gertrud und Vincentia begleiteten sie. Während der Fahrt sank sie durch das Stoßen und weil sie in Folge der Wassersucht sehr schwer war, auf den Boden und mußte bis zur Ankunft am Trajekt auf demselben liegen bleiben. Schwester Gertrud fuhr mit ihr bis

nach Vallendar, um als Pflegerin bei ihr zu bleiben. Man hatte der Vallendarer Oberin den wahren Grund dieser Uebersiedelung verhehlt; dieselbe war daher nicht wenig bestürzt, als sie denselben kurz vor der Ankunft durch einen Artikel der Coblenzer Zeitung erfuhr, und ein alter Pensionär des Hauses (ein Bruder des früheren bairischen Ministers von Zwehl) forderte in einem zornigen Schreiben zum Widerruf desselben auf. Die Nachricht, Schwester Augustine sei wegen verweigerter Unterwerfung unter die Unfehlbarkeitslehre als Oberin abgesetzt worden, bezeichnete er als eine „elende, infame Lüge", durch welche „eine so ehrwürdige Schwester zum großen Gaudium des gemeinen Janhagels von München und des darmstädtischen Protestantenvereins" verleumdet werde, und für deren Richtigkeit mit seinem „Ehrenwort" einzutreten der gute, alte Herr in seinem wohlgemeinten Eifer für seine „Ehrenpflicht" hielt.

Als Schwester Augustine gegen Mittag anlangte, wurde sie von der Oberin, trotz deren innerer Beunruhigung, herzlich und liebevoll willkommen geheißen.

Das Vallendarer Hospital liegt auf einer kleinen Anhöhe unterhalb des Städtchens, dicht neben der Kirche, welche Schwester Augustinens Vater erbaut hatte. Das Haus ist mit zwei Thürmen versehen, die ihm ein burgartiges Aussehen verleihen. Im obersten Stockwerke des einen Thurmes war das Zimmer, in welches Schwester Augustine gebracht wurde. Aus seinen Fenstern hat man eine wundervolle Aussicht über das Rheinthal hin von Coblenz bis zu den Andernacher

Bergen. So hoch lag das stille Thurmzimmerchen über dem Treiben der Alltagswelt, daß kein Lärm von unten dorthin drang; nur der Schall der nahen Kirchenglocken und das Zwitschern der Vögel, die ihre Nester unter dem Thurmdach hatten, war dort oben vernehmbar.

Nachdem sie von den Anstrengungen der Reise sich etwas erholt, drangen die Erinnerungen an die bitteren Erfahrungen der letzten Tage überwältigend auf sie ein und zugleich ein tiefes, schmerzliches Gefühl der Vereinsamung. „Da lag ich", erzählte sie nachher, „das Gesicht gegen die Wand gekehrt, und innerlich war's ebenso dunkel; dann aber sagte ich mir: Du bist doch eine Närrin, daß Du traurig bist, hast ja Christum, das ist Alles." Bald gelang es ihrem festen, gottvertrauenden Sinne und der Lebhaftigkeit ihres Geistes, sich aus der tiefen Niedergeschlagenheit, die sie bei ihrer Ankunft in Vallendar überwältigt hatte, wieder aufzurichten.

„Die erste ruhige Stunde", schrieb sie am 16. November an Frau Cornelius, „in der ich in meinem hochgelegenen Thurmzimmer aufrecht sitzend die Feder halten konnte, sollte euch, so hatte ich es mir vorgenommen, ein Lebenszeichen von mir bringen. Den Blick in die ersten Tage der schauerlichen Erlebnisse und Erfahrungen zurückwenden will und kann ich nicht, soll nicht ein sittlicher Ekel meiner von Neuem Meister werden. Zudem wißt ihr ja durch Andere die Reihe der Thatsachen, deren Eindrücke und verwundende Schärfen Gott allein in meinem Herzen erschaute. Anfangs hatte ich nun vor, an Ort und Stelle ruhig auszuhalten, bis man mich in irgend einer

Form aus dem Hospital und Ordensverband ausweisen würde. Allein in den ersten Tagen des Regiments der neuen Oberin sah ich schon einen mir so fremden und mir widerstrebenden Geist einziehen, daß es mir klar wurde, wollte ich ohne alle Bitterkeit gegen das Kloster, dem ich 32 Jahre angehöre, aus der Welt scheiden, so müßte ich durchaus fort. Auf die Frage: ‚Wohin?‘ hatte ich freilich die Antwort aller Derer, die mir lieb und theuer sind und bleiben. Da dachte ich: ein freiwilliger Austritt ist immer eine Fahnenflucht, und ich möchte um Alles nicht unseren Gegnern eine Waffe in die Hand drücken, mit der sie die Reinheit unserer Denk- und Handlungsweise verwunden könnten. Daher bat ich um die Erlaubniß, hier zu unseren guten, sehr einfachen Schwestern zu ziehen, wo ich Niemand habe von den Gesinnungsgenossen, mithin den Widersachern den Beweis liefere, daß mir das reine Christenthum theuer und ich ihm so unbedingt huldige, daß keine Vereinsamung mir Schaden bringen kann. Meine äußere und innere Ruhe finde ich natürlich hier mehr, als ich sie jetzt im Bonner Hospital finden würde, zumal nur Schwester Gertrud allein bei mir ist zur Pflege. .... Velten versprach mir, daß ich nur noch einige Monate, vielleicht bis Lichtmeß, zu leben hätte, was ich gern, ja sehr frohen Herzens glaube.“ — „Ich fürchte“, schrieb sie einige Tage später an Hilgers, „daß ich so bald noch nicht die innere Ruhe in dem Maße finden werde, um Ihnen jede schmerzliche Rückerinnerung an die Stürme der letzten Zeit fern halten zu können, daß ich somit durch ein Aufschieben nichts gewinne. Zudem sind

Sie ja auch schon zufrieden, wenn ich Sie versichere, daß mir hier zwischen meinen vier Mauern und in jeder Hinsicht großen Vereinsamung es doch wohler ums Herz ist, als im Hospital, wo jeder Augenblick mir die schmerzlichsten Eindrücke brachte und der sittliche Ekel seinen Stachel mir immer tiefer ins Herz stieß, — gewiß ich habe das für mich richtigste Asyl hier gewählt, wenn ich es auch täglich mit mancher Opfergabe zahlen muß. Aus den beiden Mutterhäusern sind schon Nachrichten eingelaufen, daß man sehr mit meinem Rückzug aus der Oeffentlichkeit zufrieden ist, in der Hoffnung, daß dadurch auch jeder Tadel über die Früchte des neuen Kirchenthums verstummen werde. Was Gott über einen solchen Mißbrauch ihrer Macht sagt, daran liegt ihnen ja nichts. Ich werde natürlich keine Silbe mehr weder nach Trier noch nach Nancy jemals schreiben, da ja jede innere Beziehung zu ihnen gelöst ist; die zu dem Berufsleben, dem ich seit 32 Jahren mit fröhlicher Begeisterung angehört, soll mir bleiben und mich begleiten bis zum Grab, dem ich, Gott Lob! täglich näher trete. Im Geist bin ich viel bei Ihnen und Allen, die mir lieb und theuer sind. Gott wird weiter helfen und mir die Kraft und Gnade geben, auch das schwerste Opfer zu bringen: auf die h. Sakramente und auf eine kirchliche Beerdigung zu verzichten. — Gott gebe mir ein treues Ausharren auch im Schwersten! Nun leben Sie wohl! Der treue Erlöser gebe uns guten Muth und erhalte uns das Bewußtsein, für Seine Sache eingetreten zu sein und unter Seiner Fahne zu stehen!"

Da der Gedanke nahe lag, daß man die an Schwester Augustine gerichteten Briefe erbrechen und eventuell zurückhalten werde, so suchte Professor Cornelius ihr zunächst indirekt durch Dr. Stumpf Nachricht zukommen zu lassen. Am 22. November schrieb ihm letzterer: „Fräulein von Lasaulx hat Deinen Brief erhalten. Soeben war der junge Lieutenant von H. bei mir, dem ich denselben anvertraut hatte. Er kam direkt von Vallendar und theilte mir mit, seine Tante sei sehr erfreut über Deinen Brief gewesen. Sie lasse Dich herzlich grüßen und Dir sagen, Du möchtest doch in den ersten Wochen sie noch nicht besuchen. Sie fürchte, ein längerer Besuch — und auf eine kurze Stunde würdest Du doch nach einer so langen Reise eure Unterhaltung nicht beschränken können — möge sie jetzt allzusehr angreifen. Sobald sie den Zeitpunkt gekommen glaube, wo es ihr möglich, sich mit Dir völlig auszusprechen, würde sie Dir schreiben. Sie dürfe jeden Besuch empfangen, nur nicht den der suspendirten Priester. von H. fand seine Tante heute besser als das letzte Mal, wo sie von der Reise sehr angegriffen war. Hoffnung auf Heilung freilich schließt ihr Zustand aus. Sie saß heute seit 10 Uhr Morgens im Sessel. Im Kloster sucht man Alles zu vermeiden, was den Anschein hat, als würde sie dort unter Schloß und Riegel gehalten."

Am folgenden Tage, nachdem Schwester Augustine den Brief ihres Freundes Cornelius erhalten, schrieb sie an dessen Frau: „Deinen Brief erhielt ich vorgestern, und den von Carl gestern Abend — — ich Arme kann ja nur euch für

die so liebreiche Theilnahme und — — Bethätigung herzlichst danken; aber der liebe Gott wird Alles euch vergelten. — — Wenn man körperlich bereits so leidend ist, wie ich, dann fehlt's schon deshalb an recht schweren Stunden und Tagen nicht; wie tröstlich daher, daß ich für eine gute Sache eingestanden bin und mir das Gewissen nicht durch eine Lüge oder halbe Wahrheit in dem Verhör befleckt habe."

Bald nach ihrer Ankunft in Vallendar suchten einzelne ihrer Verwandten und Freundinnen sie auf, und selbst die meisten der älteren Dienstboten des Hospitals wußten es unter dem Vorwande, „ihre Mutter sei krank", möglich zu machen, ihre geliebte Oberin zu besuchen. Wenn auch mancher Besuch sie ermüdete und ihr in „guten Willens Ungeschick" über das Gerede und Aufsehen, welches ihre letzten Erlebnisse erregt hatten, nur allzu getreulich berichtete und somit ihre schmerzlich verwundeten Gefühle immer wieder aufs Neue verletzte, so freute sie sich doch über jedes Wiedersehen.

„Während der letzten Zeit", schreibt sie an Hilgers, „hatte ich manche Besuche, und Abends bin ich dann so überaus müde, daß ich kaum denken, noch weniger schreiben kann. Und doch freue ich mich so, wenn es heißt: ein Besuch aus Bonn ist da! Gott weiß, wie schmerzlich es mir ist, daß ich grade Sie nicht erwarten darf. — Gestern war die Gräfin Hacke mit Grüßen der Kaiserin und soeben deren Leibarzt, Herr Geheimrath Velten, bei mir."

Eine große, aber schmerzliche Freude war ihr das Wiedersehen mit ihrem Jugendfreunde Cornelius. Trotz ihres eigenen

Wunsches, ihn vor ihrem Tode noch einmal zu sehen, hatte sie dennoch gesucht ihm sein Vorhaben auszureden, weil sie die weite Reise in der kalten Jahreszeit um einiger kurzen Stunden des Zusammenseins willen für allzu anstrengend hielt. Sie hatte ihm deshalb am 4. December geschrieben: „Deinen letzten Brief erhielt ich gleich sicher wie die beiden ersten und ersah daraus, daß Du Deinen Plan, hierher zu kommen, noch nicht aufgegeben. Gott allein weiß ja, wie Du und Elisabeth meinem Herzen wohl die Nächsten auf Erden sind, die somit ein Anrecht auf meine innigste Liebe haben. Aber grade deshalb würde ein persönlicher Abschied unter und nach so schmerzlichen Erlebnissen mir den herannahenden Abschied vom Leben unendlich erschweren. Mein armer Körper aber, der kaum noch die täglichen, durch Kommen und Gehen der Freunde und Bekannten hervorgerufenen Gemüthsbewegungen zu ertragen vermag, würde einen solchen Sturm im Herzen nicht zu bewältigen vermögen. — — Dann habe ich aber auch noch die empfindliche Erfahrung in den letzten Wochen gemacht, mit welcher Hast und Leidenschaft unsre Gegner nach jedem Strohhalm greifen, um für uns ein Holz der Schmach daraus zu bereiten. Es erschiene ihnen nicht zu gemein, Dein Kommen hierher durch irgend ein Artikelchen zu brandmarken in der Oeffentlichkeit." — Professor Cornelius hatte sich indessen durch ihre Vorstellungen nicht zurückhalten lassen. Am 8. December reiste er nach Vallendar, und einige Wochen später trat er noch einmal die weite Reise an den Rhein an, um Abschied von der sterbenden

Freundin zu nehmen. Schwester Augustine sprach es mit bewegten Worten aus, wie ihr dieser Beweis treuer Freundschaft in der Seele wohlgethan habe.

Ueberhaupt waren ihre Freunde in ihrer Sorge und Theilnahme unermüdlich, und sie wetteiferten in Bemühungen, ihre Lage zu erleichtern. Ihr schmuckloses Zimmer, in welchem als Wandzierde drei Abbildungen des Trierer heiligen Rockes hingen — („Sehen Sie, so wird mein Kunstsinn noch gekreuzigt", hatte sie einmal, darauf hinweisend, lächelnd bemerkt) — wurde von ihren Freunden mit Bildern geschmückt, auf denen ihr kunstliebendes Auge mit Freude ruhen konnte. Neben ihrem Bette war die Kreuzigung von Rubens, unter derselben die Engel der Sixtinischen Madonna angebracht worden, während die gegenüberliegende Wand ebenfalls ein schöner Kupferstich einnahm. An ihr Fenster hatte eine Freundin ihr blühende Pflanzen hingestellt; „Blumen", sagte sie, „habe ich immer so gern gehabt, weil sie so unmittelbar aus Gottes Hand hervorgehen". Die zahlreichen Beweise treuer Anhänglichkeit waren ihr überaus wohlthuend und sie dankte dafür mit Worten, die ihr tief von Herzen kamen.

„Wo soll ich beginnen und enden mit meinem innigen Danke", schrieb sie an eine Freundin, „für alle Liebe und Beweise der treuesten Theilnahme, die ich ja immer und jetzt in der schwersten Zeit erfahre von Dir und der ganzen Familie. Ich hier in meiner Vereinsamung, wie vermöchte ich da genügend anders zu danken als in der Bitte zum Herrn, euch Lieben reichlich segnen zu wollen. So weit hatte ich gestern

Abend geschrieben, als die matte Hand die Feder nicht mehr zu führen vermochte. Lange hatte ich nun keine so gute Nacht als die verflossene, und doch fühle ich mich heute so unbeschreiblich matt, daß ich etwas nachdenkend meine geschwollenen Hände betrachte. — Laß mich Dir und der treuen B. aber noch sagen, daß mir die so lieben schönen Geschenke Freudenthränen entlockt haben. Und heute — — sehe ich den beiden lieben Engeln in die sehnsüchtigen Augen, nach dem Lande aufschauend, wo ich hoffe, bald auch zu sein. Gewiß, wir wünschen uns dann nicht mehr ins arme Erdenleben zurück. Nun lebt wohl, so wohl und glücklich, als es aus ganzer Seele wünscht Eure euch herzlichst grüßende dankbare Malchen."

„Recht schmerzlich ist es mir", schrieb sie an eine andere Freundin, „daß ich nur so mangelhaft meinen innigen Dank aussprechen kann für alle wahrhafte Liebe, mit welcher Sie meinen Blick suchen zum Herrn zu lenken, damit mein Herz Kraft und Trost dort finde, wo wir ihn noch nie vergebens gesucht. Wie wohl thut mir jedes Wort, durch welches Sie sein geistiges Bild, seine unaussprechliche Schönheit vor mir entfalten. In ihm sind wir hier und auch dort vereint."

Wenige Tage, nachdem sie Bonn verlassen, sandte ihr das Curatorium des Hospitals folgende Zeilen. „Das Curatorium des St. Johannishospitals", schrieb Walther als Präsident desselben, „hat während der langen Zeit von 22 Jahren die großen Verdienste kennen und würdigen gelernt, welche Sie sich um dasselbe durch Ihre Wirksamkeit als Oberin erworben haben. Wenn unsere Anstalt aus kleinen Anfängen zu ihrer

jetzigen Blüthe gelangt ist, so verdankt sie dieses großentheils der Kraft und Umsicht, womit Sie die innere Verwaltung geleitet, sowie der aufopfernden Hingebung, welche Sie nach allen Seiten Ihres schweren Berufes bewährt haben. Es ist dem Curatorium Bedürfniß und Pflicht, Ihnen dafür in den wärmsten Worten seinen Dank und seine Anerkennung zu bezeugen, mit der Versicherung, daß die Erinnerung daran immer im dankbaren Andenken unserer Anstalt fortleben wird."

Diese Zeilen vermochten nicht die schmerzliche Empfindung vergessen zu machen, welche sie empfunden, als in jener letzten qualvollen Zeit in Bonn Niemand aus dem Curatorium, mit alleiniger Ausnahme des jüdischen Mitgliedes, des alten Kaufmanns Katz, ihr auch nur das mindeste Zeichen von Theilnahme gegeben, noch ein Wort zu ihrem Schutze gesprochen hatte.

Wenige Briefe erregten in Schwester Augustine so große Freude, als der ihres böhmischen Freundes, des Pfarrers von Problus, der durch die Zeitung Kunde von ihrer Krankheit erhalten und nun in dem ungelenkigsten Deutsch, in mancher originellen Wendung seine Theilnahme aussprach und sie seiner unveränderlichen Treue versicherte. Alle Liebe, welche ihr in jenen Tagen in so reichem Maße von nah und fern zu Theil wurde, konnte indessen nicht das ersetzen, was sie wiederholt als das „schwerste Opfer" bezeichnete, das sie ihrem Glauben gebracht, die Entbehrung der h. Sakramente.

Der alte Pfarrer von Vallendar, Mondorf, war ein milder, gütiger Mann; gern hätte er der kranken Oberin die Sterbesakramente gespendet, wenn er sich nicht durch die strengen

Vorschriften der Bischöfe in Betreff der Unterwerfung unter die Concilsbeschlüsse gehindert gefühlt hätte. Er äußerte, er habe wohl hundert Beichtkinder, die alle nicht an die Unfehlbarkeit glaubten; allein in diesem besonderen Falle, der durch die Zeitungen bekannt geworden, müsse er sich bedenken.

„Vorgestern besuchte mich der alte Pastor", schreibt Schwester Augustine in einem ihrer Briefe, „er begnügte sich mit einer Unterhaltung übers Wetter u. s. w. Wenn er nur keine Versuche zu meiner Bekehrung macht, denn dann wird meine Antwort ihn so gründlich abkühlen, daß ich wohl von Trier aus noch tiefer in die Hölle gestoßen würde. Gott Lob! daß ich doch nur das bin, was ich vor Gottes Auge bin, und viele Gesinnungsgenossen habe, mit denen ich ruhig in die Ewigkeit gehe! Hier wird mir natürlich der Empfang der h. Sakramente nicht gestattet und werde ich somit auch nicht kirchlich beerdigt. Um dies Letztere der Oberin weniger schwer zu machen, habe ich Schwester Gertrud aufgetragen, ganz still meinen Sarg über den Rhein nach Weißenthurn fahren und mich neben meinen Eltern begraben zu lassen, es ihr auch zur heiligen Pflicht gemacht, einer etwaigen Lüge auf der anderen Seite, ich hätte mich im Tode bekehrt, nach Pflicht und Wahrheit zu widersprechen."

Schwester Augustine sah ein, daß, selbst wenn Pastor Mondorf sich entschließen würde, ihr die Sterbesakramente zu reichen, die Annahme derselben ihrerseits den Schein der Unterwerfung ihr zuziehen würde. Sie wandte sich daher mit der Bitte um dieselben nach Bonn; den Wunsch, daß einer ihrer

Freunde ihr dieselben spenden möge, konnte sie nicht aussprechen, da sie durch ein Versprechen gebunden war, keinen von ihnen mehr zu sehen. Ein junger Geistlicher aus der Paderborner Diöcese, Hochstein, welcher in Bonn Philologie studirte, hatte sich dazu bereit erklärt, als plötzlich von seinem Bischof die Suspension über ihn verhängt wurde, ohne vorhergegangene Drohung, ohne Untersuchung, aus dem einzigen Grunde, weil derselbe die Vorlesungen des Professor Reusch über Schöpfungsgeschichte hörte. Zugleich wurde Hochstein nach Paderborn citirt, um sich dort zu verantworten und sein Glaubensbekenntniß abzulegen. Durch dieses unerwartete Ereigniß war er zunächst außer Stande, Schwester Augustine die Sakramente zu bringen, weil diese ihrem Versprechen nicht untreu werden wollte.

Ohne Hochsteins Vorwissen schrieb hierauf Professor Reusch an den Bischof von Paderborn und kündigte demselben die Veröffentlichung dieses unerhörten Verfahrens an, falls er nicht sofort die Suspension zurückziehe. Hochstein schrieb gleichzeitig, den Besuch der Vorlesungen wolle er einstellen; nach Paderborn zu kommen, fühle er sich aber nicht verpflichtet, ebenso wenig wie zu der Ablegung seines Glaubensbekenntnisses. Daraufhin zog der Bischof einfach die Suspension zurück, und nun eilte Hochstein seinen Auftrag auszuführen.

Am Morgen des 14. December reiste er nach Vallendar, nachdem er während der Messe, welche er in der Minoritenkirche gelesen, eine geweihte Hostie in einer kleinen Kapsel verborgen hatte. Ohne Bedenken wurde er bei Schwester

Augustine vorgelassen, welche ihn freudig begrüßte. Sie schickte Schwester Gertrud mit einem Auftrage weg, dessen Ausführung sie längere Zeit in einem entfernten Theile des Hauses beschäftigt halten mußte. Dann ließ sie sich in ungestörter Ruhe die Sterbesakramente spenden, die sie mit freudiger Andacht empfing.

In ruhiger Zuversicht bereitete Schwester Augustine sich auf ihren Tod vor, nach dem sie sich sehnte wie nach einem willkommenen Boten, der sie in die Heimath abberufen sollte. Es wohnte ein tiefer Frieden in dem kleinen Zimmer, den alle von außen herandringenden Bestürmungen nicht dauernd zu erschüttern vermochten. Waren die Schmerzen nicht allzu quälend, so kehrte gleich ihr heiteres, frisches Wesen zurück, und zuweilen konnte man sogar ihr klares, fröhliches Lachen vernehmen, welches so ansteckend wirkte. Man konnte in ihrer Nähe vergessen, daß man bei einer Todtkranken verweile. Wer sie in ruhiger Morgenstunde besuchte, fand sie gewöhnlich in ihrem Sessel ruhend, von wo sie einen weiten Blick hatte über das Rheinthal hin nach den gegenüberliegenden Bergen, an deren Fuße die stattlichen Dörfer Rübenach mit dem weithin sichtbaren Kirchthurm, Bassenheim, Kettig, Kärlich und Weißenthurn sich anlehnen. Die ganze Gegend war in Schnee eingehüllt, über dem die Sonnenstrahlen glänzten, während dichtgedrängte Eisschollen langsam den Strom hinabtrieben und ihm ein unbeschreiblich träumerisches Aussehen verliehen.

Stundenlang konnte Schwester Augustine in die herrliche Winterlandschaft hinausschauen, und dann redete sie

gern über vergangene Zeiten und über die Menschen, die der Rhein auf seinen Ufern habe kommen und gehen sehen. Sie erzählte von ihren Eltern und Geschwistern, und von den längst verstorbenen alten Hausfreunden und Verwandten. Sie schaute zurück auf ihre eigene Lebenszeit in Dankbarkeit gegen Gott, der ihr ein so glückliches Leben voller Arbeit verliehen. Oft auch ließ sie sich vorlesen aus den „Predigten" des Emmanuel Veith oder aus Sailers „Briefen aus allen christlichen Jahrhunderten"; vor Allen waren es das Sendschreiben des h. Cyprianus an das Volk von Thibaris und der Brief an Diognet, welche sie liebte; immer wieder konnte sie die Worte aus letzterem hören: „Die Christen bewohnen eine vergängliche Welt als Pilger und warten auf ein unvergängliches Erbe im Himmel. Gott vertraute ihnen einen erhabenen Posten an, den sie nicht verlassen dürfen. Denn, wie gesagt, es ist keine Erfindung der Erde, die ihnen übergeben ward; es ist kein Menschengedicht, das sie so streng verwahren zu müssen glauben; es ist kein Geheimniß eines Sterblichen, mit dem sie haushalten sollen: Gott selbst, der Allmächtige, der Schöpfer aller Dinge, der Unsichtbare, hat die Wahrheit, hat das heilige und unbegreifliche Wort auf die Erde gesandt und in den Herzen der Menschen bleibende Herberge nehmen lassen!" Mit sichtlicher Bewegung vernahm sie die Ermahnungen, mit denen die Christen der damaligen Zeit auf die kommenden Tage der Verfolgung vorbereitet wurden: „Wir haben unseren Namen bei der Fahne Christi, doch nicht mit dem Bedinge einschreiben lassen, daß wir nur Frieden hätten und Kriegs=

dienste ausschlagen dürften, nachdem unser Herr, der erste, Kriegsdienste gethan hat" u. s. w. „Je näher bei unserm Heilande, desto inniger!" rief sie einmal aus und klagte über den fühlbaren Unterschied zwischen den neueren religiösen Schriften und jenen Ueberresten des christlichen Alterthums.

Die thätige Liebe, welche die Triebfeder ihres ganzen Lebens gewesen, machte sie auch jetzt noch erfinderisch, um Anderen wohlzuthun, soviel es ihr, der Kranken und Hülflosen, möglich war. Mit der Vallendarer Oberin pflegte sie oft Rath, wie der bedrängten Lage ihres Hauses am besten abzuhelfen sei, und theilte ihr aus dem Schatz ihrer eigenen Erfahrungen manchen guten Wink für die Haushaltung mit. Wie sie sich früher gefreut, wenn dem Bonner Krankenhause durch die Freigebigkeit ihrer Freunde manche Verschönerung zu Theil wurde, so freute sie sich jetzt im Hinblicke auf das Vallendarer Hospital über jedes Geschenk, das man ihr schickte, und das nach ihrem Tode dort bleiben sollte. „Ich bin eine brillante Partie für meine gute Schwester Hedwig", äußerte sie bisweilen lächelnd. Ihrer Nachfolgerin in dem Bonner Hause suchte sie ihre schwierige Lage nach Kräften zu erleichtern, indem sie schriftlich ihre Schwestern ermahnte, derselben mit gleicher Liebe und Treue gehorsam zu sein, wie vordem ihr selbst; sie bat sie dringend, „sich um ihretwillen keine Unruhen und Widersetzlichkeit zu Schulden kommen zu lassen, sondern auf Gott allein zu sehen und ihre Berufspflicht treu zu erfüllen".

Während Schwester Augustine zuversichtlichen Herzens ihrer

Sterbestunde entgegenging, ließ es die Anhänger und Verbreiter der Unfehlbarkeitslehre nicht ruhen, mit immer neuen Versuchen auf sie einzudringen, und nicht Alle verfuhren dabei so schonend und mild wie der alte Pastor Mondorf, der nach den ersten Unterhaltungen die ihm zur Pflicht gemachten Bemühungen aufgab und schrieb: „Der Ueberredung ist sie nicht zugänglich und für Beweise ist sie zu schwach."

Als Schwester Gertrud in wohlmeinender, aber etwas unbeholfener Art sie zur Unterwerfung bereden wollte, antwortete ihr Schwester Augustine: „Schwester Gertrud, wollen auch Sie mir die Sterbestunde erschweren?" Die treue Seele brach in Thränen aus und schwieg. Zuweilen nur jammerte sie gelegentlich vor einem Besuche im Nebenzimmer: „Was wollt ihr denn anfangen? Ihr könnt euch ja doch nicht helfen, ihr seid ja viel zu Wenige!"

Die Vallendarer Oberin bat ebenfalls mit flehenden Worten, Schwester Augustine möge doch an die „Unfehlbarkeit der Kirche" glauben; als diese ihr erwiederte, daran habe sie nie gezweifelt, da war Schwester Hedwig überrascht und verwirrt und meinte, mehr werde ja nicht verlangt, und in Rom sei auch nur die Unfehlbarkeit der Kirche beschlossen worden, ihr Pastor habe ihnen das in einer langen Predigt auseinandergesetzt. Es war schwer, den beiden guten, einfachen Schwestern die Frage, um die es sich handelte, klar zu machen. Unaufhörlich betete Schwester Hedwig um die ersehnte Bekehrung, und nachdem sie die Abbildung eines römischen Madonnenbildes, an dessen Wunderkraft sie glaubte,

zwischen brennenden Kerzen in der Hauskapelle hatte aufstellen lassen, vor welchen um Schwester Augustinens Bekehrung gebetet wurde, da zweifelte sie gar nicht mehr an dem Zustandekommen derselben.

Gegen Ende November kam die Oberin des Cölner Waisenhauses, eine Coblenzerin, nach Vallendar, um im Auftrage des Seminarprofessors ** Schwester Augustine zuzureden. Er hatte sie gefragt, ob dieselbe etwa irgend einen Heiligen besonders verehre, worauf sie sich zu erinnern glaubte, sie habe einmal geäußert: Franz von Sales gefalle ihr, weil er so wenig Außergewöhnliches habe. ** gab ihr darauf ein Buch desselben mit, aus welchem Schwester Augustine sich über die Unfehlbarkeit belehren könne.

Er ließ ihr sagen: es sei dies eine ungenaue Uebersetzung, im Original, das er nicht habe schicken können, stehe die Sache richtig. In Wirklichkeit stand in diesem Werke des h. Franz von Sales Nichts, was zur Bestätigung der Unfehlbarkeitslehre dienen konnte.

„Weiß Gott“, äußerte Schwester Augustine lächelnd, als ihr dieser Auftrag ausgerichtet ward, „von Heiligen haben sie mich selten genug sprechen gehört.“ Das Buch lehnte sie ab mit der Bemerkung, sie wisse genug von der Sache; die heiligen Päpste hätten sich nicht für unfehlbar gehalten und sie hoffe zu diesen zu kommen.

Wenige Tage später, am 1. December, erschien ** selbst in Vallendar, um sie zur Unterwerfung, wenn auch nur einer äußerlichen, zu bewegen. Als Schwester Augustine ihm entschieden

erklärte, sie sei katholisch und deshalb sei ihr die Anerkennung der päpstlichen Unfehlbarkeit ebenso unmöglich, als ihr der Uebertritt zum Protestantismus sein würde, da erwiederte er: „So, Sie haben also vor, protestantisch zu werden!“ Obschon Schwester Augustine ihm diese Verdrehung ihrer Worte entschieden verwies, so kam er doch immer wieder darauf zurück, indem er auf ihren Verkehr mit dem verstorbenen Professor Perthes anspielte, welchen er als ein Eingeständniß ihrer Hineigung zum Protestantismus auslegte. Nachdem ** lange eifrig auf sie eingesprochen und endlich die Erfolglosigkeit seiner Bemühung einsah, entfernte er sich. „Sie machen einem den Widerstand wahrhaftig leicht“, äußerte Schwester Augustine über diesen Besuch, „wenn sie einen solchen Menschen schicken!“ „Vorgestern“, schreibt sie an Professor Cornelius, „hat Professor ** aus Cöln mich hier gewiß zwei Stunden bearbeitet, und mußte ich zuletzt ihm förmlich grob werden und es ihm sehr nachdrücklich sagen, daß er grade das Gegentheil von dem erreicht, was er bezweckt. Als er endlich abgezogen und mein erster Ekel überwunden war, lachte ich herzlich über allen Lug und Trug und Unsinn dieses Männchens.“

Ein anderer Geistlicher, M. aus C., ein älterer, höchst achtungswerther Mann, der es selbst für Recht gehalten hatte, sich um des Friedens und der kirchlichen Einheit willen der Unfehlbarkeitslehre zu unterwerfen, kam ebenfalls nach Vallendar, um Schwester Augustine zu dem gleichen Schritte zu bewegen. Er frug sie unter Anderem: „Wenn Sie sich auf einem großen, schönen, stattlichen Schiffe befänden, und

dasselbe geriethe in Brand, so würden Sie sich doch wohl nicht einem elenden, kleinen Brett anvertrauen und damit ins Meer werfen wollen?" Schwester Augustine sagte nachher scherzend über dieses etwas unglückliche Gleichniß: wenn sie denn doch einmal durchaus umkommen solle, so wolle sie doch lieber ertrinken, wie verbrennen.

Einen weit zudringlicheren Bekehrungsversuch unternahm ein Jesuit, der im Hause Exercitien hielt. Zwei Stunden lang redete er unaufhörlich auf sie ein und machte ihr endlich den Vorschlag, sie brauche das Dogma nicht wirklich zu glauben, sondern es genüge, ihren Unglauben als Sünde zu beichten; dann werde ihr Gott den Glauben, der eine übernatürliche Gnade sei, in demselben Augenblick verleihen.

Empört wies Schwester Augustine diesen Vorschlag zurück und bat den Jesuiten, er möge wenigstens aus Rücksicht für ihre ganz erschöpften Kräfte seiner Beredsamkeit Einhalt thun und sich entfernen. Nachdem er ihr das Versprechen abgenommen, ihn rufen zu lassen, wenn sie seiner bedürfe, entfernte er sich endlich.

Die größte Beunruhigung verursachte ihre Standhaftigkeit ihrer Schwester Clementine, welche mit solcher inneren Ueberzeugung an der Unfehlbarkeitslehre hing, daß es ihr unmöglich war, Denen, welche sich dieser Lehre widersetzten, Nachsicht oder Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen.

Um zunächst auf indirektem Wege ihre Bekehrung zu erreichen, schrieb Clementine von Lasaulx an Professor Reusch folgenden Brief:

„Verehrter Herr Professor!

Sie werden entschuldigen, daß ich mich mit einer Bitte an Sie wende, und zwar mit einer dringenderen und flehentlicheren, als ich jemals eine ausgesprochen habe; aber es gilt das Seelenheil meiner armen Schwester, und darin liegt meine ganze Rechtfertigung und der Inbegriff all meines Kummers. Wie oft ich auch den heiligen Geist anrufe, komme ich doch immer wieder auf Ihren Namen zurück, obschon ich weiß, daß Sie ja der Gesinnungsgenosse von ihr sind, weiß ich doch auch, daß Sie der Ehrlichste all jener Bethörten und der langjährige Beichtvater meiner unglücklichen Schwester gewesen und darum heute noch verpflichtet sind, mehr für sie zu thun, als alle Andern.

Wie die Aermste glauben konnte, daß es ihr erlaubt und mit unserem heiligen Ordenskleide vereinbarlich sei, öffentlich ihre Nichtunterwerfung bekennen und thatsächlich manifestiren zu dürfen, ist ein unbegreifliches Faktum und evidenter Beweis, bis zu welchem Grade sie verblendet und bethört ist! —

Darum denn auch die furchtbare, consequente Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit, womit sie bisher Alles abgewiesen, gegen jede andere Ueberzeugung protestirt hat. In welch' furchtbarer Gefahr ihre arme Seele schwebt, kann ich mir bei aller Schwesterliebe nicht verheimlichen, darum nur Tag und Nacht rufen: ‚O barmherziger Gott, erbarme dich ihrer'; aber auch alle menschlichen Mittel möchte ich anwenden, und als solches erscheint mir Ihre Hülfe, meine, es wäre nicht zu

viel verlangt, und nächst Gott das Allerwirksamste, wenn Sie ihr sagen würden: ‚Der todtkranke Leib gibt nur ein kurzes Obdach noch der armen Seele, und ich sage mit Melanchthon, es ist doch besser und sicherer in der alten Kirche zu sterben, als in der neuen.‘ O mein lieber Herr Professor, ich bitte und beschwöre Sie bei allem, was Ihnen noch heilig und theuer ist, helfen Sie ihre Seele retten und das furchtbare Aergerniß auslöschen, welches meine unglückliche Schwester gegeben, alle wahren Katholiken so tief betrübt, unserer heiligen Kirche ins Angesicht geschlagen hat. Ja, ja so ist es doch in der That, denn der sei anathem, das bleibt ewig stehen — und keine Wissenschaft und keine Thorheit und keine Lüge der Welt kann es jemals umstoßen, noch ein Iota davonnehmen.

Ach, verzeihen Sie, der schmerzlichste Unwille überwältigt mich — und ich meine, auch ich dürfte Ihnen das sagen — Sie ständen der Rückkehr zur Kirche am nächsten von all jenen Unglücklichen. Aber bitte, sagen Sie meiner Schwester Augustine nichts von diesen Zeilen, denn es wäre dann Alles verfehlt und sie nur erbittert gegen ihre einzige Schwester.

Herz und Hand zittert, ich kann nicht weiter schreiben — Gott schütze Sie und schenke Ihnen seinen h. Frieden, der ja nur im Herzen seiner h. Kirche ruht. — Wollen Sie mir eine Antwort schenken, sich meiner innigsten Theilnahme überzeugt halten, womit eine Unbekannte vor Gott Ihrer gedenkt.

Schwester Anna von Lasaulx
im Hospital zu Luxemburg.“

Professor Reusch erwiederte darauf:

„Aus hochachtungsvoller Freundschaft für Ihre kranke Schwester beantworte ich Ihren Brief trotz der darin vorkommenden mich kränkenden Aeußerungen, die ich Ihrer Aufregung zugute halte. Ich kann schon darum Ihre Schwester nicht sprechen, weil man ihr das Versprechen abgenommen hat, von suspendirten Priestern keinen Besuch anzunehmen. Ich würde ihr aber auch in dem von Ihnen gewünschten Sinne nicht zureden können, da dieses meiner eigenen Ueberzeugung widersprechen würde. Einen Erfolg nach Ihrem Wunsche würde ein solches Zureden übrigens gewiß nicht haben, da Ihre Schwester nach eigener klarer und gewissenhafter Ueberzeugung handelt. Auch wenn Sie ihre Ueberzeugung für irrig und Ihre Schwester wie mich für ‚bethört‘ halten, dürften Sie wegen ihres ‚Seelenheils‘ beruhigt sein, da Gott nach der Lehre des Christenthums, so viel ich davon verstehe, Niemand verurtheilt, welcher der Stimme seines Gewissens folgt, sollte er dabei auch irren; und daß Ihre Schwester, wenn sie irrt, im guten Glauben irrt, daran sollten doch Sie mehr noch als Andere so lange festhalten, als der Vorwurf der sündhaften ‚Hartnäckigkeit und Halsstarrigkeit‘ nicht erwiesen ist; und wer will, ohne wie Gott ins Herz sehen zu können, einen solchen Vorwurf als erwiesen annehmen? Ich für meinen Theil möchte wünschen, mit einer so gegründeten Hoffnung auf ein gnädiges Gericht sterben zu können, wie Ihre Schwester.

Die von Ihnen angeführte Aeußerung Melanchthons: es sei besser und sicherer in der alten Kirche zu sterben als in

der neuen, wird Ihre Schwester so wenig bestreiten wie ich. Wir wollen in der alten Kirche leben und sterben, festhaltend an dem Glauben, den wir von Jugend auf und den Ihre Eltern und Vorfahren wie die meinigen bekannt haben, und wen in Gottes Augen das von Ihnen citirte Anathem und die Schuld für die Verweigerung der Gnadenmittel trifft, das zu ermitteln ist keines Menschen Sache. Ich wenigstens nehme mir nicht heraus, über Jeden, der nach meiner Ueberzeugung irrt, den Stab zu brechen und zu glauben, daß unter Denen, welche sich in die neue Lehre gefunden haben, ebensowohl unschuldig Irrende sind wie unter den Protestanten; daß man auf Ihrer Seite nicht so vorsichtig mit dem Verdammen ist, das zeigt mir freilich auch Ihr Brief. Aber ich denke, der Satz ‚Richtet nicht' bleibt sicherer ‚ewig stehen', als ein ‚der sei Anathem'. Das Wort Gottes hat die Verheißung, daß kein ‚Iota' davon vergehen werde; daß aber für die neuen Lehren diese Verheißung nicht gilt, das ist mir von Tag zu Tag gewisser geworden, nicht nur durch die Wissenschaft, von der Sie so geringschätzig sprechen, sondern auch durch die Erfahrung. Eine Lehre, die so viel Verwirrung und Elend hervorbringt, solche Gewissensangst und solches Herzeleid bei den Einen, solchen Fanatismus und solche Unehrlichkeit bei Anderen, kann nicht von Gott sein.

Sie sind im Irrthum, wenn Sie zur Entschuldigung Ihrer Bitterkeiten sich auf die Meinung berufen, ich ‚stünde der Rückkehr der Kirche am nächsten von allen jenen Ungücklichen'. Ich brauche nicht zur Kirche zurückzukehren, von der ich mich

nie getrennt habe, und ich bin auch ebenso wenig unglücklich wie Ihre Schwester. Unrecht leiden ist immer besser wie Unrecht thun, und gegen das Gewissen handeln, heißt immer Unrecht thun. Glauben Sie mir, wenn man wie ich die Unmenschlichkeiten, welche gegen Ihre Schwester, wie früher gegen meinen todtkranken Freund Kampschulte, zu Ehren des unfehlbaren Papstes verübt worden sind, in der Nähe gesehen hat, dann wird man nicht am Christenthum und der Kirche, aber wohl an der christlichen Gesinnung Derjenigen irre, welche jetzt das Amt des guten Hirten zu verwalten haben. Wenn Sie es noch besonders beklagen, daß Ihre Schwester öffentlich ihre Nichtunterwerfung bekannt und thatsächlich ‚manifestirt‘ und dadurch ein ‚furchtbares Aergerniß‘ gegeben hat, so sollten Sie Ihren Vorwurf an Diejenigen richten, welche auf eine elende Denunciation hin, statt Ihre schon damals todtkranke Schwester ruhig sterben zu lassen, mit solcher Rücksichtslosigkeit und Ungeschicklichkeit zugleich ihre Inquisition angestiftet und ausgeführt haben. Welche Folgen dieser Skandal für die Reputation der dabei betheiligten Geistlichen und Ordensoberen haben muß, das will ich Ihnen nicht auseinandersetzen. Von Ihrer Schwester wird jeder ehrlich und christlich gesinnte Mann nur mit Hochachtung reden.“

Unter solchen Kämpfen und Leiden nahte das Weihnachtsfest heran. Am heiligen Abend strahlte auch in Schwester Augustinens Thurmzimmerchen ein kleiner Christbaum sein friedliches Licht aus; eine Bekannte, welche mit großer Liebe an der Oberin hing, hatte dafür Sorge ge-

tragen, und die Freunde aus der Ferne sandten ihr Festgrüße und Gaben.

Während der Weihnachtstage verschlimmerte sich ihr körperlicher Zustand in einer Weise, die ihr baldiges Ende voraussehen ließ. Furchtbar litt sie an Beklemmungen, den Folgen ihres Lungen- und Herzleidens, während die Wassersucht, welche in erschreckendem Maße zugenommen hatte, ihr fast jede Bewegung unmöglich machte. Am zweiten Feiertage glaubte man sie sterbend, und während sie in bewußtlosem Zustande lag, ließ Schwester Hedwig in ihrer Herzensangst den Pastor rufen. Als Schwester Augustine nachher davon hörte, wurde sie unwillig, und da sie fürchtete, man werde ihr bei einem ähnlichen Anfalle von Bewußtlosigkeit eine Erklärung ihrer Unterwerfung unterschieben und davon nach ihrem Tode Gebrauch machen, so hütete sie sich von nun an noch sorgfältiger vor dem Gebrauch des Morphium wie bisher. So lange es ihr bei den großen Schmerzen, die ihr oft Tag und Nacht keine Ruhe gestatteten, möglich war, hatte sie dieses Mittel stets abgewiesen, da sie dessen schädlichen Einfluß auf den Geist der Kranken kannte.

So ging das Jahr 1871 zu Ende. Am letzten Tage desselben schrieb ihr Bischof Crementz von Ermeland folgende Zeilen:

„Unvergeßlich bleiben mir die dankbaren Worte, welche mein in Bonn verstorbener Freund Johannes kurze Zeit vor seinem Tode mir zuschrieb, erleichtert und hocherfreut, daß er mit Gott und der Kirche versöhnt aus der Welt scheiden werde.

Die nächste Veranlassung zu dieser für seine Ewigkeit entscheidenden Aussöhnung waren Sie, würdige Schwester Augustine. Ohne Ihre liebevolle Mühe und Sorge für das Seelenheil des armen Johannes wäre er unversöhnt aus diesem Leben geschieden. Nun stehen auch Sie, liebe Schwester, vor den Thoren der Ewigkeit, wollen Sie unversöhnt hinübergehen? Ich bitte Sie bei der Liebe unsres göttlichen Herrn, hegen Sie dasselbe Erbarmen für sich, welches Sie für die Seele des hingeschiedenen Johannes gehabt haben.

Ich kenne Ihre Bedenken. Es ist jetzt nicht Zeit und Gelegenheit, dieselben zu diskutiren. Es handelt sich jetzt nur um den sicheren Weg. Wie wollen Sie sich, liebe Schwester, vor dem Herrn, Ihrem Richter, verantworten? Ich will es Ihnen sagen.

Unterwerfen Sie sich der Autorität Ihrer Kirche, welche durch ihr Oberhaupt und durch den gesammten Episkopat zu Ihnen spricht. Dann werden Sie vor Gottes Gericht sich vertheidigen können: ‚Wiewohl mir viel Uebles, o Herr, gegen deine Diener, die Vorsteher der Kirche, ist gesagt worden, und mir das Alles auch glaublich erschien, und ich deshalb ihr Wort nicht annehmen wollte, so habe ich mich in meiner Noth deines Wortes erinnert, welches ja die Leuchte für unsre Füße und das Licht auf unsren Wegen ist. Du hast gesprochen: Wer euch höret, höret mich; wer euch verachtet, verachtet mich. Und wieder: Wer die Kirche nicht hört, den halte wie einen Heiden und öffentlichen Sünder. Vor diesem Worte habe ich, wenn auch widerstrebend, mich gebeugt und

habe aus Gehorsam gegen dein Wort, o Herr, das, was mir unglaublich schien, mit meinem Willen angenommen und meine Einsicht der Verkündigung der Kirche unterworfen. Habe ich hierin geirrt, o Herr, so hat dein Wort mich irre geführt.' Können Sie, liebe Schwester Augustine, mit dieser Zuversicht auch dann vor Gott treten, wenn Sie sich den Berichten und Worten irrender und autoritätsloser Lehrer unterworfen haben? Betreten Sie, würdige Schwester, den sichern Weg, ehe die Nacht kommt, in welcher er nicht mehr zu finden ist. In der Liebe unsres menschgewordenen Herrn und Heilandes bittet und beschwört Sie hierum ein alter, treuer Freund Ihrer Familie, der am Sterbebette Ihres Vaters und Ihrer Mutter gestanden und der recht viel für Sie betet, damit auch Sie den rechten Weg wandeln."

Da sie körperlich zu schwach war, um das Schreiben des Bischofs zu beantworten und auch wohl die Nutzlosigkeit ihrer Entgegnung bei so völlig verschiedenen kirchlichen Anschauungen einsah, so sandte sie den Brief ihrem Freund Cornelius mit der Bitte, nach seinem Ermessen darauf zu antworten.

Weder anerkennende Worte von der einen, noch strafende von der anderen Seite hatten auf ihre eigene kirchliche Stellung irgendwelchen Einfluß. Ebenso wenig konnten die erneuerten Bekehrungsversuche, mit denen sie mit Beginn des neuen Jahres bestürmt wurde, ein Zugeständniß von ihr erreichen.

Von Seiten des Ordens wurde ihr wiederholt mit Entziehung des Ordenskleides gedroht, falls sie sich noch länger weigere, die Unfehlbarkeitslehre anzuerkennen, — eine Drohung,

die sie tief erschütterte und die sie mit einem Strom schmerzlicher Thränen erwiederte. Allmählich gewann auch dieser Kränkung gegenüber ihre Ruhe wieder die Oberhand. „Was ist es weiter", sagte sie mit einem Anflug ihres alten Humors, „als daß eines Tages, wenn ich aufstehen will, mein schwarzer Rock nicht mehr da liegt und daß sie anfangen, mich Mamsell anzureden; weiter ist es nichts, denn vor Gott und meinem Gewissen bleibe ich doch Barmherzige Schwester!"

Schwester Augustine wußte, wie schmerzlich es der Vallendarer Oberin war, die Ueberbringerin solcher Aufträge sein zu müssen, an welchen deren Herz keinen Antheil hatte, und sie litt es nicht, daß man gegen dieselbe auch nur den mindesten Unwillen äußerte. „Sagt mir nichts gegen meine Schwester Hedwig; auf die lasse ich nichts kommen", antwortete sie eifrig bei solchen Gelegenheiten.

Allen unerwartet traf in der zweiten Woche des Januar Clementine in Vallendar ein. Zitternd und weinend trat Schwester Gertrud bei Schwester Augustine ins Zimmer und verkündigte deren Ankunft. Letztere sagte ruhig lächelnd zu ihrer Cousine, welche grade bei ihr war: „Es hat allemal einen so beruhigenden Einfluß auf mich, wenn die gute Schwester Gertrud den Kopf verliert. Das muß Gott wohl so eingerichtet haben. Laßt Clementine nur hereinkommen, ich fürchte mich nicht." „Warum sollte sie mich denn auch fürchten, mich, ihre einzige Schwester!" rief Letztere aus, denn sie hatte beim Hereintreten die letzten Worte noch gehört.

Wenige Tage später schrieb Schwester Augustine an ihre

Verwandten in Bonn: „Clementine ist noch hier, und ich weiß noch nicht, wann sie gehn wird. Sie nahm sich zwar zusammen, um mich zu schonen; allein seit gestern vermag sie dies nicht mehr und hat somit das Zusammensein mir schon Thränen und schlaflose Nächte gebracht. Gott helfe mir weiter! Wesentliches hat sich in meinem Zustande Nichts geändert."

Von der Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt, verließ endlich am 20. Januar Clementine Vallendar, und Schwester Augustine schrieb am selben Tage an eine Verwandte: „Das elende Bleistift will kaum den mageren Fingern folgen, allein Du nimmst vorlieb; — Clementine ist heute Morgen abgefahren nach Creuznach und will morgen nach Luxemburg. Ihr Besuch hat stürmische Stunden und zuweilen auch ruhigere mir gebracht, — im Ganzen mir freilich nicht wohlgethan. Gestern lag eine halbe Stunde lang die Generaloberin der Aachener Franziskanerinnen vor mir auf den Knieen, mich beschwörend, meine arme Seele zu retten. Wunderbares Wasser und Gebetchen zur Hülfe dazu auch — was will man mehr? Sage der ** nicht, daß Clementine fort ist, sonst kommt sie gleich hier hin, was mir nicht lieb wäre. In den letzten acht Tagen machten die gräßlichen Schmerzen in den Beinen und Füßen es doch nöthig, einen Arzt nachsehn zu lassen, und so rief man Dr. Köchling; in seiner Behandlung hat mein Zustand sich bedeutend gebessert, so daß ich sogar eine vortreffliche Nacht hatte, — was wird die innere und äußere Zukunft mir bringen? — Allein der alte Gott lebt ja noch! —"

In diesem festen Gottvertrauen und in dem unerschütterlichen Bewußtsein, für die alte Wahrheit der katholischen Lehre eingestanden zu sein, ließ Schwester Augustine alle Bitten, alle Vorstellungen und Drohungen ruhig an sich vorübergehn.

Den letzten Bekehrungsversuch machte wenige Tage vor ihrem Tode der dreiundachtzigjährige Seydel. Er lebte seit langen Jahren in fast einsiedlerischer Zurückgezogenheit in Cöln und hatte sich noch einmal aufgemacht, um seine ehemalige Schülerin zur Unterwerfung unter die neue Lehre zu bewegen. Es war für Schwester Augustine tief ergreifend, den alten Mann flehen zu hören: „Liebes Malchen, thu es mir zu Liebe und unterwirf Dich! Ich habe es ja auch gethan, und mir ist es auch schwer geworden!"

Die Taubheit Seydels machte dies Gespräch für Schwester Augustine doppelt peinlich, und er verließ sie bald, nachdem er ihr vor dem Abschied seinen Segen ertheilt hatte.

Von nun an begannen ihre Kräfte rascher zu sinken, und ihr Zustand wechselte zwischen mattem Halbschlummer und beängstigender Athemsnoth. Die Sehnsucht zu sterben nahm täglich zu, sie war zu einem Heimweh geworden, welches sie in diesem Leben nicht mehr verließ; und doch war sie grade in Bezug auf dieses Gefühl strenger gegen sich selbst wie je. „Alle Sehnsucht nach dem Himmel", äußerte sie einmal in jenen letzten Tagen, „die nicht unseren Heiland allein zum Ziel hat, sondern hauptsächlich wünscht, von den Leiden dieses Lebens befreit zu werden, ist Unwahrheit und Selbsttäuschung." Bisweilen gedachte sie freudig der Worte jenes sterbenden

Soldaten in Böhmen, welche ihr einen glücklichen Tod verheißen hatten.

Samstag, den 27. Januar, wurde sie Nachmittags sehr elend und ließ sich durch Schwester Hedwig und Schwester Gertrud in ihr Bett tragen. Abends fühlte sie sich etwas wohler und meinte, sie werde wohl eine gute Nacht haben. Die Nacht brachte ihr indessen keine Ruhe, und gegen 2 Uhr mußte man sie wieder auf den Sessel tragen.

Am anderen Morgen kam Schwester Hedwig zu ihr, und sie schickte nun Schwester Gertrud zur Kirche. Sie sagte der ersteren: „Schwester Hedwig, setzen Sie sich fest neben mich.“ Hierauf lehnte sie ihren Kopf auf deren Schulter und ließ ihre kalten Hände in den ihrigen erwärmen, äußerte aber wiederholt, es sei ihr besser.

Dr. Köchling, den man gerufen hatte, fand ihren Zustand sehr verschlimmert. Schwester Gertrud sagte ihm: „Herr Doktor, wenn Sie es gefährlich finden, so sagen Sie es; denn es ist der Frau Oberin Wunsch, zu wissen, wie es mit ihr steht.“ — „Wenn es so ist, erwiederte der Arzt, „so kann ich nicht verhehlen, daß eine Lungenlähmung im Anzug ist. Voraussichtlich haben Sie noch eine Stunde zu leben.“ Etwas überrascht sagte Schwester Augustine: „So bald schon?“ Dann ergriff sie des Arztes beide Hände und sagte freudig: „Ich danke, danke Ihnen. Wie freue ich mich, daß ich nun bald bei meinem lieben Herrgott bin! Er wird mir ein milderer Richter sein wie die Menschen!“

Sie hatte wiederholt Anfälle der furchtbaren Athemsnoth

und sagte zu Schwester Hedwig gewandt: „Das Sterben ist doch schwer!“

Beide pflegenden Schwestern waren an ihrem Bett niedergekniet und beteten weinend die Sterbegebete. Mit lauter Stimme fiel Schwester Augustine ein und sprach die Responsorien. Mit sichtlicher Freudigkeit betete sie den Vers:

„Herr Jesus, dir leb' ich,
Herr Jesus, dir sterb' ich“;

dann rief sie mehrere Mal sehnsüchtig: „Komm, Herr Jesus!“ und entschlief sanft und ruhig. Es war Sonntag, den 28. Januar, Mittags 1/4 vor 1 Uhr.

Begräbniß.

Schwester Augustine hatte während der letzten Tage in Bonn, als ihr Entschluß, ob sie gehen oder bleiben solle, noch nicht feststand, es als selbstverständlich ausgesprochen, daß einer ihrer geistlichen Freunde sie begraben werde; allein nachdem sie Bonn verlassen hatte, gab sie diesen Wunsch auf und bestimmte, man möge sie in größter Stille und ohne alles Aufsehen zu Weißenthurn neben den Gräbern ihrer Eltern und ihres Bruders beerdigen, und sie hatte Schwester Gertrud ein verschlossenes Schreiben an den Ortsschöffen von Weißenthurn übergeben, welches diese Bitte enthielt und gleich nach ihrem Tode dem Manne sollte zugesandt werden.

Pastor Mondorf hatte bereits mehrere Wochen vorher auf eine an ihn ergangene Anfrage erklärt, Schwester Augustine nicht begraben zu dürfen, falls sie, wie er für wahrscheinlich

halte, ohne Unterwerfung sterben werde. Der Kirchhof in Weißenthurn gehörte der Kirchengemeinde, welche aus den Dörfern Kettich, Kärlich und Weißenthurn bestand, während der Begräbnißplatz der Familie Lasaulx Eigenthum derselben war, über welches nun zunächst Clementine von Lasaulx zu verfügen hatte.

An den Pfarrer jener Gemeinde wandten sich nun nach Schwester Augustinens Tode deren Verwandte mit der Bitte, dieselbe kirchlich zu beerdigen. Dieser, ein sehr milder und gemäßigt denkender, älterer Mann, lehnte unter Hinweis auf das Verbot seines Bischofs schmerzlich bedauernd die Bitte ab, erklärte jedoch, dem Begräbnisse an sich stehe nichts im Wege, nur dürfe dabei kein suspendirter Geistlicher amtliche Funktionen verrichten.

Um auch für diesen immerhin möglichen Fall unterrichtet zu sein, frug der Bürgermeister des Ortes bei der Coblenzer Regierung an, ob das Thor des Kirchhofes auch gegen den Willen des Pfarrers zu öffnen sei, oder ob man sich begnügen solle, von der oberen Seite des Kirchhofs her, wo der Lasaulx'sche Begräbnißplatz lag, durch eine dort befindliche große Lücke in der Umzäunung direkt nach dem Grabe zu gelangen. — Nach einer stürmischen Sitzung wurde zur Antwort gegeben, das Begräbniß habe in jedem Falle und zwar durch den wirklichen Eingang stattzufinden.

Am Morgen des Begräbnißtages, 30. Januar, wurde seitens der suspendirten Geistlichen das Anerbieten gemacht, Schwester Augustine kirchlich beerdigen zu wollen. Sie waren

dazu um so mehr veranlaßt, als sie sich unter einander das Wort gegeben hatten, im Nothfalle, d. h. bei Sterben und Begraben, sich und ihren Glaubensgenossen die Dienste zu leisten, welche die Pfarrgeistlichkeit verweigern werde. Das Anerbieten mußte indessen aus verschiedenen Gründen abgelehnt werden.

Abgesehen von dem eigenen Wunsche der Verstorbenen, waren alle ihre näheren Verwandten, gleichviel welcher Richtung die Einzelnen gehörten, gegen ein solches Begräbniß. Die kirchlichen Angelegenheiten der Altkatholiken am Rhein und namentlich in Bonn waren noch in so unklarem und wenig geordnetem Zustande, daß einzelne Amtsverrichtungen suspendirter Geistlichen, wie z. B. ein öffentliches Begräbniß, weniger den Eindruck einer ernsten und unabweisbaren Pflichterfüllung dem herrschenden Nothstande gegenüber machten, als vielmehr den Eindruck von Demonstrationen und Auflehnung gegen die rechtmäßige kirchliche Obrigkeit. Besonders bedenklich mußte solches auf dem Lande erscheinen, zumal bei einer so erregbaren und zu thatsächlichem Einschreiten so aufgelegten Bevölkerung, wie die jener Ortschaft.

In Vallendar hatte man inzwischen die Drohung, ihr das Ordenskleid zu nehmen, auf Befehl der Generaloberin ausgeführt, um Schwester Augustine noch im Tode die für eine Ordensschwester möglichst große Schmach zuzufügen und um zugleich unzweifelhaft darzuthun, daß die Verstorbene als ein unwürdiges Mitglied aus der Genossenschaft ausgestoßen sei. Eine ihrer Bekannten, sowie eine Verwandte hatten sich die Leiche zeigen lassen.

Den Nonnen, welche bereits die Vorbereitungen zum Begräbniß getroffen hatten, wurde eine Stunde bestimmt, zu welcher der Sarg unter Begleitung eines zuverlässigen Mannes in einem Kahn den Rhein hinab nach dem auf der anderen Seite liegenden Weißenthurn gefahren werden sollte. Die Zeit war so berechnet, daß der Kahn gleichzeitig oder etwas später wie der von Bonn anlangende Nachmittagszug anlangen mußte, so daß er gleich bei seiner Ankunft am Rhein in Empfang konnte genommen werden.

Die Nonnen fürchteten indessen, die Zeit der Abfahrt möchte in Vallendar bekannt werden, und Unruhe und Volkszusammenlauf am Rhein entstehen. Sie hielten sich daher nicht an die verabredete Stunde, sondern hießen die Fährleute in früher Morgenstunde abfahren, und zwar ohne den Begleiter, den sie zurückhielten, um auf die Kränze zu warten, welche in Coblenz bestellt waren. Auf Anfrage des Bürgermeisters hatten sie demselben Montag Abend sagen lassen, der Sarg werde Dienstag früh um 7 Uhr abfahren und um 8 Uhr in Weißenthurn von den Verwandten in Empfang genommen werden. Letzteren machte man indessen keine Mittheilung von dieser Aenderung der ursprünglichen Verabredung. So zog denn der Kahn einsam mit dem Sarge den Strom hinab, den Schwester Augustine während ihres Lebens so sehr geliebt hatte.

Gegen 10 Uhr langten die Schiffer am Bestimmungsorte an und fuhren den Nachen bei dem obersten Hause des Ortes, einem Wirthshause, ans Land, wo sie ihn befestigten

und sich selbst alsbald in die Schenke begaben. Kleine Kinder, welche am Ufer spielten, sammelten sich bald um den Vallendarer Kahn, kletterten hinein und bemühten sich, die Bretter, welche im Hintertheile desselben den Sarg verdeckten, wegzuschieben und durch die Ritzen auf diesen hinzuschauen.

So fand ihn die Fürstin Wied, welche auf die Nachricht von dem Begräbnisse nach Vallendar geeilt war, aber den Sarg nicht mehr dort angetroffen hatte. Sie war sofort nach Weißenthurn nachgereist und fand denselben einsam und verlassen am Rheinufer. Kurze Zeit nach ihr kamen auch Verwandte der Verstorbenen, um auf die Ankunft des Nachens zu warten, der bereits zwei bis drei Stunden am Ufer gelegen hatte.

Der Sarg wurde in das nächste Haus getragen; die Wirthsleute wiesen demselben einen Platz in ihrem Tanzsaal an, wo von dem letzten Tanze her noch die vertrockneten Kränze an den Wänden hingen. Nachdem eiligst Tische, Stühle, Biergläser und dergleichen auf Seite geräumt waren, langten die von Bonn kommenden Freunde an. Die geistlichen Professoren, welche um ihres Glaubens willen ein gleiches Geschick getroffen und welche durch die gemeinsamen Sorgen der letzten Zeit ihr nahegestanden, der Curator der Universität, einige Aerzte, die lange Jahre hindurch Zeugen des segensreichen Wirkens der Oberin gewesen, ihre Freundinnen und einige Wenige von den Dienstboten des Hospitals, die es sich nicht hatten nehmen lassen, „mit der Mutter zu gehen". Auch von den Dorfbewohnern schlossen sich einige an, die in der Verstorbenen die Tochter ihres Wohlthäters ehren wollten.

Es war ein wenig zahlreiches Gefolge, welches die Oberin zur letzten Ruhestätte geleitete, aber es war Keiner darunter, den nicht wahrhafte Liebe und Hochachtung hierher geführt hatte. In ernstem Schweigen wurde der mit Blumen bedeckte Sarg auf den friedlichen Dorfkirchhof getragen und in das Grab gesenkt. Professor Reusch sprach am offenen Grabe einige wenige, einfache, aber zu Herzen gehende Worte; hierauf beteten wir dreimal das Gebet des Herrn: für Schwester Augustine, für die Verstorbenen ihrer Familie und für Denjenigen aus unserer Mitte, der ihr zuerst im Tode folgen würde. Dann wurde der Sarg von den Freunden mit Erde bedeckt und das Grab mit Blumenkränzen und einem Palmenzweige geschmückt.

Wer von den Anwesenden hätte es in jener Stunde nicht gefühlt, welchen Reichthum von Liebe wir dort mit der „Mutter des Hospitals" auf immer zu Grabe getragen haben! und dennoch, so schmerzlich die Trennung und so herb der Verlust war, es hätte sie wohl Keiner zurückrufen mögen in das Leben voll Arbeit, Mühen und Kampf, aus dem Gott sie zur ewigen Ruhe heimgeführt.

Es war eine ernste, stille Feier gewesen, aber tief ergreifend in ihrer Einfachheit; sie gehört zu den Erinnerungen, die man nicht nur im Gedächtniß, sondern im Herzen bewahrt.